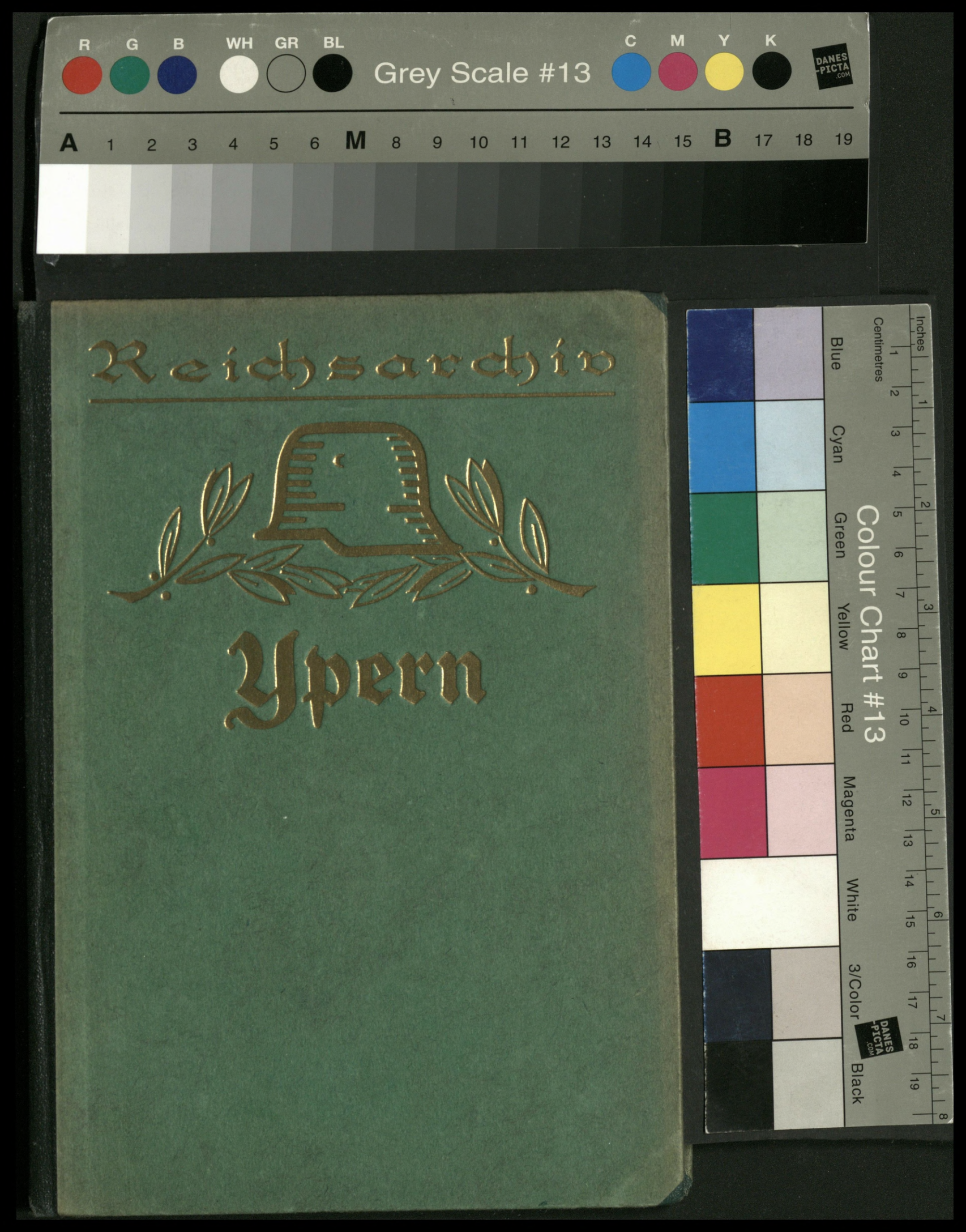
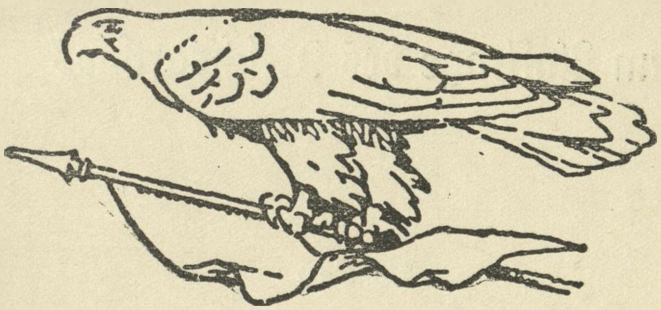

R G B WH GR BL
Grey Scale #13
C M Y K
DANES-PICTA.COM
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
Reichsarchiv
Ypern
Colour Chart #13
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
Inches
Centimetres
DANES-PICTA.COM

Reichsarchiv



Ypern



Schlachten des Weltkrieges

In Einzeldarstellungen bearbeitet

und herausgegeben

im Auftrage des Reichsarchivs

Band 10

Ypern 1914

Oldenburg i. O. / Berlin 1928

Druck und Verlag von Gerhard Stalling
Gründungsjahr der Firma 1789

1247.

Ypern 1914

Mit 6 Karten, 21 Bildern, 1 Anlage.

Bearbeiter: Werner Beumelburg

2. Auflage

Oldenburg i. O. / Berlin 1928

Druck und Verlag von Gerhard Stalling
Gründungsjahr der Firma 1789

32W1 : 355. (323.32)

Druck und Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.,
Übersetzung, sowie alle anderen Rechte vorbehalten.

Copyright 1925 by Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.

(Gesamtumfang einschließlich der Kriegsgliederung 223 Seiten).

28807 | 2



Vorbemerkung der Schriftleitung.

Mit dem vorliegenden Bande wird, ähnlich wie es bei dem Bande „Douaumont" der Fall war, eine Arbeit in die Schriftfolge „Schlachten des Weltkrieges" eingereiht, in der das rein militärisch-taktische Element gegenüber einer Darstellung der persönlichen ungeheuren Erlebniswucht der Mitkämpfer bewußt etwas in den Hintergrund tritt. Derartige naturalistische Schilderungen sind unentbehrlich, um das Verständnis für das Wesen der modernen Schlacht zu fördern und vor allem auch kommenden Geschlechtern einen Begriff davon zu geben, welche gewaltigen Anforderungen der Krieg unserer Zeit an den Menschen stellt.

Wie damals „Douaumont" als Sinnbild des schweren Kampfes vor Verdun in solcher Weise hier dargestellt wurde, so will „Ypern 1914" den menschlichen Kampf heiligster Begeisterung und höchsten sittlichen Ernstes mit den Materialmächten des modernen Krieges dem Leser näher bringen. Wie bei „Douaumont", so sind auch hier keine phantasievollen, poetisch ausgestalteten Bilder aneinandergereiht worden, sondern das ernste Bestreben, auch in der naturalistischen Schilderung unbedingt wahrhaft zu bleiben, hat die Feder geführt. Eine große Anzahl von persönlichen Aufzeichnungen der Kampfteilnehmer liegt neben den amtlichen Kriegstagebüchern der Darstellung zugrunde.

Den Kampf der an der Schlacht beteiligten 5 Reservekorps der 4. Armee und von Teilen der 6. Armee in weiterer Ergänzung der militärisch-taktischen Begebenheiten ausführlicher zu schildern, muß einem späteren Bande vorbehalten bleiben, wie auch die Kämpfe vor Verdun, nachdem das naturalistische Bild „Douaumont" vorangegangen ist, in diesem Sinne einer eingehenden Bearbeitung z. Zt. unterliegen.

Potsdam, Reichsarchiv Abtlg. G.
Im Mai 1925.

Soldan
Archivrat und Leiter
der Schriftfolge „Schlachten des Weltkrieges".

Inhalt

Seite

I. Einsaat 9

II. Kreislauf 12

III. Aufmarsch 27

IV. Becelaere 48

V. Dixmude 71

VI. Jugend 91

VII. Langemarck 104

VIII. Bixschote 128

IX. Panik 139

X. Yser 149

XI. Gefecht 183

XII. Choral 198

Kartenbeilagen.

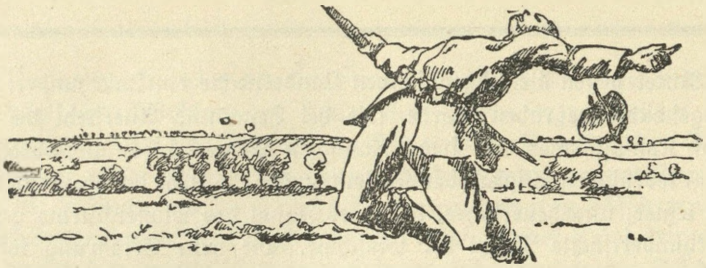
Skizze 1: Übersichtskarte der deutschen Westfront, Verlauf der Front am 14.10.14.
„ 2: Reliefkarte vom Gelände der Schlacht um Ypern.
„ 3: Vormarsch der 4. Armee bis zum 19. Oktober 1914.
„ 4: Übersichtskarte „Dixmude".
„ 5: Übersichtskarte „Ypern".
„ 6: Angriff der 6. Armee am 11. November 1914.

Anlage.

Kriegsgliederung der 4. Armee vom 10.10.—16.11.1914 (Namen der Führer der Ref. Inf. Regtr. bezw. Ref. Jäg. Batln. und der Ref. Feld-Art. Regtr.)

Bilderverzeichnis.

Tafel I: Flandrische Landschaft. Westflandrischer Bauernhof. Flandrische Straße.
Tafel II: Ypern.
Tafel III: Kirche von Becelaere. Zandvoorde. Polygon-Wald.
Tafel IV: Dixmude. Flandrische Kirche und Windmühle. Schloß Woumen.
Tafel V: Gelände westl. Paschendaele. Wervicq. Yser-Stellung.
Tafel VI: Westende-Bad. Ostende. Yser-Kanal. Schleusen von Nieuport.
Tafel VII: Die 15. Ref. Jäger in Dixmude.



Einsaat.

Der deutschen Jugend ist dies Buch geschrieben. Ich will versuchen, ein wahrheitsgetreues Bild zu malen jenes furchtbaren Zusammenpralls, in dem im Oktober und November des Jahres 1914 Engländer, Franzosen und Belgier beim Wettrennen zum Meere mit den jungen deutschen Regimentern zwischen Lille und der Küste zusammenstießen. Zweiundzwanzig Tage lang währte die mörderische Schlacht an der Yser und um Ypern. Die Blüte der deutschen Jugend ward hingemäht vom flandrischen Tod. Singend sanken ganze Kompagnien zu Boden und neue traten an ihre Stelle. In zwei Gliedern marschierten sie mit gefälltem Seitengewehr gegen feuerspeiende Hügelketten und knatternde Heckenreihen und stürzten, den letzten Treuschwur für ihr Vaterland auf den Lippen, hin in die sumpfigen Gräben der flandrischen Wiesen, um nie wieder sich zu erheben. In blutrauschenden Straßenschlachten fochten sie vom Morgen bis in den Abend um jedes brennende Haus, jede Mauer, jede Straße, die Gewehre entladen, die Messer gezückt, nur einen Gedanken kennend: Sterben oder Siegen!

Zum letztenmal vollzieht sich der Kampf in jenen blutrünstigen Formen des Mittelalters und des Altertums. Zum letztenmal stürmt die Jugend Deutschlands wie die Grenadiere Friedrichs des Großen und die Musketiere des alten Blücher, jeden Schutz verachtend, den Damm der Leiber hinwerfend in blutiger Verschwendung vor die Grenzen des Vaterlandes. Wie bei Sempach und Morgarten im Kampf der eisengepan-

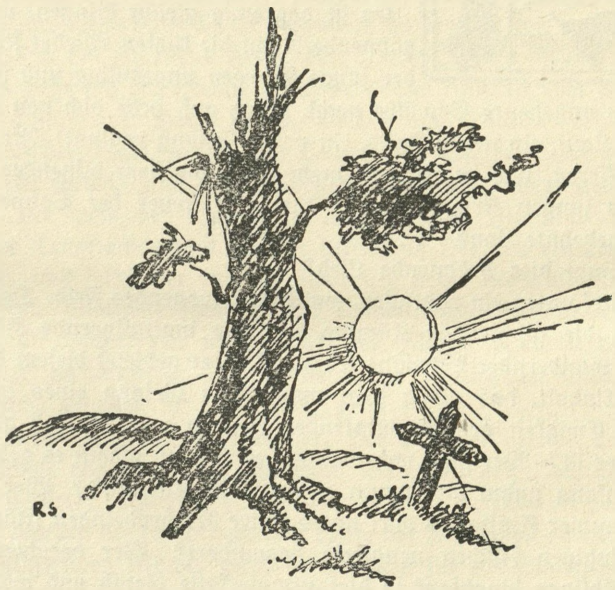
zerten Ritter gegen die eidgenössischen Landsknechte ein Jahrhundert der Kriegsgeschichte begraben wurde, wie bei Jena und Auerstedt die erstarrten Kampfformen der friderizianischen Armee auseinanderbrachen vor dem lebendigen Anprall der Korsentruppen: so steht die Ypernschlacht da als letztes, ungeheuerliches, blutrotes Fanal des Massensturms gegen die verhundertfachte Macht der Maschine. Die neue Erfahrung kostete uns die besten Teile unserer Jugend, die im späteren Verlaufe des Krieges bestimmt gewesen wären, die kriegserfahrenen, geläuterten Führer zu stellen. Sie fehlten uns nachher bitter. Andere Schlachten von vielfacher Materialverschwendung sind Ypern gefolgt. Verdun traf das Mark des deutschen Westheeres, die Somme versumpfte im Blut, abermals kroch der flandrische Tod wochen- und mondelang durch die Trichter um Paschendaele und Wytschaete*. Aber diese Schlachten trugen ein anderes Gesicht. Vorbei war die Zeit, da man hinjauchzte in den Tod, da sich höchster Gipfel des Lebens, höchste Erfüllung des Daseins im trunkenen Rausche der Schlacht jäh vermählten mit dem Grab . . .

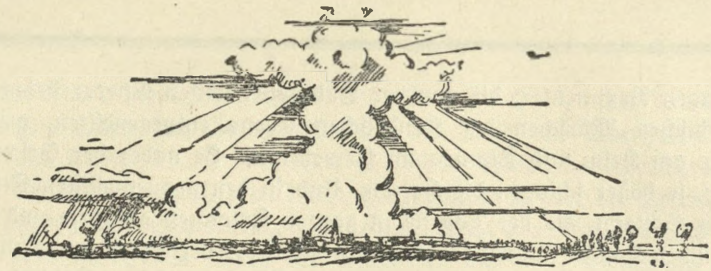
Der deutschen Jugend ist dies Buch geschrieben. Der Jugend, die heranwächst in der bittersten Schmach ihres Vaterlandes, deren Tage angefüllt sind von der frühen Sorge um die Zukunft. Sie soll beim Heranwachsen derer gedenken, die damals jung waren wie sie selbst. Sie soll ihrer gedenken, nicht in Trauer, sondern den Blick stolz auf das Vergangene gerichtet und die Herzen erwartungsvoll und gläubig der Zukunft zugewendet. Neu erleben soll sie die Tage, da ganze Schulklassen mit ihren Lehrern Grammatik, Mathematik und die Klassiker beiseitewarfen und die Reihen schlossen, da Sechszehnjährige verzweifelt von Ersatztruppenteil zu Ersatztruppenteil irrten und überall abgewiesen wurden, bis es endlich gelang. Da die Universitäten verödeten und die Bataillone emporwuchsen aus dem Boden wie junge Saat am Frühlingsmorgen. Halb ausgebildet, die notdürftigsten Kenntnisse der militärischen Bewegungen beherrschend, die Technik des Gewehres und der Geschütze im Fluge erobernd, rollten die jungen Reservekorps Mitte Oktober durch Belgien, durchglüht von der Aufgabe und dem Willen, am rechten Flügel des Westheeres die Entscheidung zu erzwingen, den Durchstoß auf Dünkirchen und Calais. Niemals ist eine Armee von solch herrlichem Geiste beseelt gewesen. Nie war der Wille zum Sieg stärker denn damals, als

*) Es ist davon Abstand genommen, die vlämischen Namen der in Flandern liegenden Ortschaften wie Dixmuiden (Dixmude), Kortrijk (Courtrai), Roeselaere (Roulers) usw. zu gebrauchen, da den Mitkämpfern jener Zeit auf Grund der vorhandenen Karten die französischen Bezeichnungen gebräuchlicher waren.

die jungen Regimenter, die von der Bahnfahrt steifen Glieder dehnend, in fröhlichen Märschen der flandrischen Ebene entgegeneilten, grüne Zweige am Helm und Blumen im Gewehrlauf. Je näher der Geschützdonner, je höher schlugen die Herzen. Und in den grauenvollsten Stunden der Schlacht, als der Tod sie in ganzen Kolonnen abführte und die flandrischen Kanäle sich rot färbten vom Blut, als der Feind immer neue Reihen in das Gefecht schleuderte und den Eisenhagel seiner Geschütze in die gedrängten Bataillone warf, als glutrot der Brand der Dörfer lohte und die dumpfe Ohnmacht der Verzweiflung über das niedergemähte Feld kroch: da erschallte jener Gesang, der die brechenden Augen der Sterbenden noch einmal aufleuchten ließ und die Lebenden vorwärtsriß in übermenschlichem Antrieb, der den Lärm der Schlacht durchbrüllte und die Schar der Todgeweihten hoch hinaushob über alles Menschliche: „Deutschland, Deutschland über alles . . ."

Der deutschen Jugend ist dies Buch geschrieben, damit sie derer gedenke, die dies Lied auf den Lippen starben und bereitwillig ihre jungen Leiber als heilige Einsaat für die Zukunft des Reiches hingaben . . .





Kreislauf.

Nichts als ein dröhnender Gesang erfüllt die Luft, erschüttert den morgendlich dämmernden Himmel. Von Osten und Süden her wölbt sich ein blaßrotes Leuchten bis über den dämmerig fahlen Zenith. Tief gegen Norden dehnt sich grau die langsam weichende Nacht . . .

Es ist das ewig gleiche Ringen, wenn die gähnende Nacht die kühlen Glieder streckt und der junge Morgen ungeduldig und ungebärdig an das ungeheure Gewölbe pocht. Steh auf, hebe dich von dannen! Ein neuer Lauf, ein neuer Kreis, ein neuer Gesang beginnt! Die dunklen Ketten erklirren, und es ist nicht mehr weit, bis dem blitzenden Speerwurf eines jungen Kriegers gleich das erste Feuer der Sonne hinrast über das gedehnte Land . . .

Wer singt dies dröhnende Lied?

Tief, tief unten ein ruheloses, wallendes, wogendes Feld. Das Meer! Wer zählt die gischtenden Kämme, die wie mattglitzernde Hälse von Myriaden wandernder Schwäne leuchten? Wer gebietet diesem dumpfen Brausen Einhalt, das gleich dem monotonen Gesang eines durch die Nacht der Ewigkeit gen die blinkenden Zinnen von Walhall ziehenden Totenheeres ist? Wer sagt, von wannen es kommt, wohin es geht, wann es den Anfang nahm und wann es zu Ende sein wird? Wer erzählt, was in stummer Finsternis dort unten unter der brodelnden Fläche ruht, von glotzäugigen Fischen neugierig bewundert? Wer berichtet, wann der erste jählings hinabsank in dies nimmersatte Gefäß und wann man den letzten zählen wird?

Aber der dröhnende Gesang ist noch ein anderer.

Jenseits der dünnen mattgrauen Schleier, die langsam über das Meer wandeln, hoch oben im endlosen Raum, glimmt rötlich übermalt vom heraufziehenden Morgen ein glitzernder Punkt. Schwebt dahingetragen von donnernder Kraft in einer langsam steigenden Linie. Wendet sich jetzt in allmählicher Biegung von Norden gen Westen, gen Südwesten, hoch einhergezogen über der brausenden Fläche, einsam in der Unendlichkeit, suchend nach irgendeinem Ziel in verhüllter Ferne, ein unbekannter Wanderer im Morgen, ein dröhnender, wilder, sturmgesättigter Herausforderer der sterbenden Nacht.

Der erste Verkünder der neuen Zeit gigantischen Kampfes über dieser Einöde. Der ist es, von dem der Gesang ausgeht, hell knatternd und sonor brausend, ein ungeheures Gemisch von Zorn, Kraft, Kampfeswille, Vorwärtsdrängen.

Ein deutscher Flieger . . .

* * *

Dies ist das tiefe Erlebnis, das die beiden im Rumpfe des Riesenvogels Verborgenen aufschauen läßt von Kompaß und Gasuhr und den Blick gegen Südosten lenken heißt: fernab, wo wallende Nebelschleier die dunklen Schattenlinien der Küste verhüllen, durchbricht wie aus der Erde hervorgestoßen ein zuckendes Feuer den Horizont. Ein Auflodern quillt empor, als gösse sich ein Strom glühender Lava rinnend über das Land. Wie von unsichtbarer Hand herabgeworfen vom Himmel erstrahlt der weiße Rand der Küste, gießen sich Wellen von Lichtern über das ruhelose Feld tief unten. Und plötzlich ergleißt, wie von einem grellen Blitz entzündet, der Leib des Vogels in einer weißen Flamme. Über die Kanten der Tragflächen und an den surrenden Drähten entlang klettert der Strahl, und selbst der rasende Propeller badet sich aufjauchzend im jungen Licht. Sonnenaufgang! Mit langen Schritten entweicht über das Meer die Nacht, hier und da auf der Flucht Gruppen verlorener Nebelschleier zurücklassend, Fetzen aus ihrem schmutzigen Gewand, das der stürmische Morgen ihr vom Leibe zerrt . . .

1500 Meter zeigt der Höhenmesser. Das Dröhnen verliert den harten Klang, schwillt ab, wird zum Rauschen. Langsam neigt der Vogel den Kopf. 1400 Meter. Unruhig vibriert der Zeiger . . . 1300 . . . 1250 . . . Deutlicher werden die emporgereckten Hälse der Myriaden von Schwänen über der glitzernden Fläche. Schärfer zeichnen sich die Linien der Küste. Gleich Bausteinen aus bunten Spielkästen der Kinder tauchen hinter dem

dunklen Strich der Dünen menschliche Wohnungen auf, reihen sich aneinander. Wie eine riesige Drehscheibe beginnen sich langsam Erde und Meer umeinander zu drehen. Wie silberne Bänder leuchten schmale Kanäle auf. Und nun ist es, als müsse man das Brausen des Meeres vernehmen. Aber plötzlich schwillt das Rauschen des Motors zum jähen Donnern an. Der Vogel hebt den Kopf und rast geradeaus in jagender Fahrt. Auf 1000 Meter spielt sich der zitternde Zeiger ein . . .

Nicht weit zur Linken bleibt die langgestreckte Linie der Küste, benagt von dem ruhelosen Anrollen der Wellen.

Jetzt hat sich dort drüben das gleißende Feuer vom Boden gelöst und schwebt als glitzernde Kugel, als greller Feuerkreis langsam hinauf. Nun mag dort unten das Land erwachen. Vögel werden munter die Nester verlassen und ihr Gefieder im jungen Tag schütteln. Grillen und Zirpen werden ihr unbeirrtes Konzert beginnen und durch die taubehangenen Halme springen. Das braune Getier der Wälder wird den dunklen Kranz der Stämme verlassen und zögernde Ausschau halten über die nassen Wiesengründe. Träge werden die Kühe auf der gepferchten Weide die steifen Glieder dehnen und schläfrig ein Büschel Gras mit langer Zunge ausrupfen. Die stillen Bewohner der weit verstreuten Höfe werden erschreckt aus dem Schlaf fahren und das gewaltige Dröhnen aus der Luft, dort drüben vom Meere her, vernehmen. Die spärlichen Zeitungen strotzen von wilden Nachrichten. Krieg ist weitab dort unten im Lande. Was, was will denn dies Donnern hier? Wird es nicht schwächer jetzt? Vielleicht nur ein Traum, ein Spuk, ein Brausen der Brandung, ein Schiffssignal von draußen. Dort mag wohl einer in eine Nebelbank geraten sein.

Nein! Da ist es wieder, unaufhaltsam, ehern, markerschütternd, unheilgeschwollen. Und immer kommt es hoch von oben herab, wie ein grollendes Ungewitter mitten am klarblauen Himmel . . .

Ein paar treffen sich, notdürftig bekleidet, zitternd in der Morgenkühle, vor den Häusern. Kaum versteht man sein Wort, so donnert das jetzt. Hände beschatten die schlaftrunkenen Augen. Kinder laufen halb verstört, halb erfüllt von einer wunderbaren Erwartung zwischen den Alten umher.

Dort! Dort!

Über dem Meer schwebt er dahin, der glühende, donnernde Punkt. Gesang ist sein Weg und Leuchten sein Wort, zitterndes Brausen seine kraftstrotzende Bewegung.

„Der Krieg! Der Krieg ist im Lande!“ schreit einer, und erblassend bekreuzigt sich die Schar der Aufgeschreckten.

Heilige Frau von notre bon secours . . . die Kerzen in St. Pierre Cappelle brennen so rot, und der Gekreuzigte am Wegzweig von Mannekensvere neigt sein blutendes Haupt so tief: der Krieg ist im Lande . . .

Bald werden die Glocken von Roulers wieder läuten . . . bald werden die Mütter von Paschendaele bis nach Lombartzyde zu weinen haben . . . bald wird der bleiche Tod von Ypern über den Marktplatz gehn und die verschlossenen Türen der Häuser öffnen . . . bald werden die Fischlein im Yserkanal erschrocken sein über das grausig schöne Rot im Wasser . . .

Der Krieg ist im Lande! . . .

* * *

Die beiden hoch oben im Leib des Riesenvogels Versteckten beugen sich über das Meer und messen mit den Augen den Weg zum Lande.

Dann sucht das Auge auf der Karte. Der rückwärts Sitzende tupft mit ausgestrecktem Arm dem am Steuer zweimal auf die linke Schulter. Der nickt. Verstanden. Brüllend beschreibt der gehorsame Vogel einen gewaltigen Halbkreis gen Süden und stürzt auf das Land zu.

Geradeaus leuchten im Morgenschein die Türme von Nieuport. Glitzernd windet sich der Kanal nach dem Meere hin, wo gewaltige helle Quadern ihn abschließen gegen die nimmersatte Brandung. Die Schleusen von Nieuport. Gleich hellen Tüchern sind die Dünen gebreitet. Grün geschattet dehnen sich endlos die Wiesenflächen. Das schmale Wäldchen hinter dem Bad Westende am Strande liegt wie ein dunkler Farbenklex mitten darin. Rechts und links reihen sich weiß und gelb die Steinkästen der Badehotels. Wie ein leuchtendes Band aus fleckenlosem Zephir oder aus hellgelber Seide trennt der feinsandige Strand das graue Meer vom Grün des Landes, gierig beleckt von den Zungen der unruhigen Fläche. Dort der glitzernde Doppelstreif, aus dem Gewirr der Häuser nach Südosten davoneilend bis in das Straßengemisch der Stadt: die Bahnlinie. Dort das feine Gewebe von Spinnen, weiße Fäden in geraden Strichen auseinandergezogen nach allen Seiten, in weite Ferne sich verlierend: die Straßen nach Middelkerke und Ostende, nach St. Georges und nach Dixmude, nach Furnes und nach Coxyde. Und dort im Südosten, verträumt unter Weiden und Hecken, hingeschmiegt in langsamem Gleiten, hier und da in einem verschlummerten Winkel sich aufhaltend oder einen



stillen, andächtigen Kreis ziehend um ein schlafendes Waldstück voller Geheimnisse: die Yser . . .

Nun jagt der Vogel in gerader Fahrt mitten auf den Feuerball der Sonne zu. Es ist, als ob ihre Glut ihn anfauge mit unwiderstehlicher Macht. Der im Beobachtersitz wendet sich nach rückwärts, um nicht geblendet zu werden von der weißen Lichtflut. Unbemerkt ist das Meer weit zurückgetreten. Nur noch ein graues Tuch breitet sich in der Ferne, und schon beginnen die Schleusen von Nieuport sich zu verstecken hinter den Türmen und Häusern von Nieuport. Der im Vordersitz schaut zwischen Motor und Tragfläche hinab, wendet das Steuer ein wenig hin und her. Mit trägen Schwankungen gehorcht der Vogel, unwillig, daß man ihn stört beim starren Flug in die Sonne. Dann nickt der im Vordersitz zufrieden. Die Bahn des Vogels liegt kerzengerade über den Doppelsträngen der Gleise, die von Nieuport nach Dixmude laufen . . .

* * *

Dies ist das Bild, das der Vogel bei seinem Flug gegen die Sonne sah.

Tief auf dem verhangenen Erdboden, weit im Süden, wo sich das flache Land ohne ein sichtbares Ende verlief, lagen breitgedehnte Nebelschwaden gleich dem Leib eines riesigen Ungetüms. Zuerst waren sie kaum sichtbar, so dünn waren sie noch. Aber es schien, daß sie wohl von unsichtbarer Hand von Süden her, dort, wo die Erde schon sich zu wölben begann, herangeschoben wurden. Deutlich war zu sehn, wie es sich türmte, eines auf das andere, rechts und links und in der Mitte. Nun erschien es wie ein eherner Schutzwall, den irgendwelche Giganten, versteckt hinter seinen Quadern, aufbauten und langsam in ächzender Schwere vorwärtstrugen. Vernahm man denn nicht ihr Stöhnen und ihr Murren über die furchtbare Last?

Die Sonne, die bisher sich um das geschäftige Treiben der Dunkelmänner nicht gekümmert und ruhig und stetig ihren Weg himmelan stieg, begann auf einmal zu erblassen. Aschfahl wurde ihr Gesicht, und ihre jungen Strahlen, eben noch frisch wie das Leben selbst, erhielten ein abwehrendes, häßliches, ungesundes Stechen wie der Stachel giftiger Fliegen. Ja, es schien, daß sie verzweifelte Versuche machte, weiter hinaufzusteigen, daß aber wie Fäden des Spinnetzes die von dort unten Schleier um sie legten und sie festbannten an die Erde. Entsetzlich grausam und quälend sah dies Schauspiel aus. Niederdrückend war es, mit anzusehen, wie binnen kurzem aus dem voller Lebenskraft aufwärts-

steigenden jungen Gott ein mühsam um seine letzte Stunde ringender grauhaariger Greis geworden. Deutlich war zu erkennen, wie er zusammenschrumpfte und fast erstickte unter der bleichen Last. Dazwischen aber klang trotzig und hart hier und da ein Hohnlachen irgendeines der dunklen Männer . . .

Da geschah das Wunder . . .

Zuerst erschien es nur wie ein gekrümmter Buckel, der sich am Rande der dunklen Wand aufwölbte. Dann mochte man glauben, daß irgendeiner von rückwärts über eine Stufe auf die Mauer trete, um mit den Schultern sich gegen die Sonne zu stemmen. Dann schien es ganz deutlich zu werden, daß es ein breiter Gigant war, der die beiden riesigen Arme seitwärts um die halbtote Sonne zu schlingen sich anschickte und das zottige Haupt listig zwischen die Schultern einzog. So schwoll es langsam und gefräßig und ganz schwarz herauf, indes die Sonne schon nicht mehr zu atmen wagte, und indes tief unten am Fuße der Mauer hier und da ein schwefelgelbes Feuer zuckte. Und jedesmal, wenn der Unhold die Arme ein Stück höher hinaufschob, brüllte irgendwoher aus einem düsteren Winkel einer auf, der den Tod der Sonne gar nicht erwarten konnte. Arme Sonne . . .

* * *

So aber vollzog sich das Wunder vor dem Angesicht des starr geradeaus gerichteten Vogels.

Als der schwarze Gigant das Haupt aufrichtete und damit an die Sonne stieß, war ein gelähmtes Schweigen in der ganzen Natur. Keiner der Unholde wagte in diesem Augenblick zu gröhlen. Die Wälder verstummten und alle Bäume ließen ihre Blätter reglos herabhängen. Die Gräser standen ganz still und selbst die hurtigen Wellen der Bäche erschraken über ihr leichtsinniges Plätschern. Kein Getier bewegte sich. Die Rehe beugten die Köpfe weit vor und sogen ängstlich die Luft ein. Die Füchse verkrochen sich in einem merkwürdigen Gefühl der Unlust. Die Hasen selbst hielten im Fressen ein und legten die langen Ohren dicht an den Körper. Alles Getier wartete auf den Henker und duckte den Nacken. Und nur der Riesenvogel allein raste starr geradeaus, mitten auf den dunklen Leib des Giganten zu. Und ließ sich auch nicht beirren, als plötzlich kühle Finsternis wurde und ein leichter klagender Wind über die Ebene ging. Freilich konnte er den Wind nicht vernehmen, weil er so wild einherjagte . . .

Und da war unbemerkt schon das Wunder geschehen, just in dem Augenblick, als die Sonne ertrank in der Finsternis.

Der Leib des getürmten Giganten wandelte sich zu einer schwarzen Säule. Sein zottiges Haupt schloß sich zu einem Block, der auf der Säule ruhte. Die aufwärtsgestreckten Arme sanken herab in die Wagerechte, die gekrümmten Finger streckten und ballten sich und aus rechtem und linkem Arm wurde ein dunkler Stamm, der sich quer über die Säule legte. Und dann wurde allem lebenden Wesen, das dies mit ansah, bewußt, was es bedeutete.

Das Kreuz!

Ein ungeheures Kreuz wuchs aus der Erde empor, verdeckte mit seinem Gipfel die Sonne und breitete die Arme weit über den ganzen Himmel von Westen nach Osten. Hinter der Stelle hervor, wo seine Säule sich mit den Armen verband, drangen die Strahlen der bleifarbenen Sonne schräg in Bündeln nach oben und nach unten, wie es wohl auf alten Bildern von Golgatha zu schauen ist.

So stand das Kreuz, regungslos, schweigend, furchtbar aufgerichtet und gebieterisch. Und als der Vogel hinabschaute auf die Erde, welches die Schädelstätte sei, aus der dies Marterzeug emporgestiegen, da erblickte er tief unten, klein und winzig und kaum zu erkennen in der Finsternis, die gotischen Türme der Kathedrale von Ypern.

Just über ihr stand das Kreuz.

Da erkannte der Vogel, daß es der bleiche Tod von Ypern war, der das Kreuz aufgerichtet und die Sonne damit bedeckt hatte. Und er senkte den einen Flügel, indes er den andern emporhob, und zog einen weiten Kreis rings um das Bild der todgeweihten flandrischen Stadt...

* * *

Als der deutsche Flieger bei Warneton und Comines die Bahnlinie und die lieblich über die Wiesen sich schlängelnde Lys erreicht hatte, verzuckten in seinem Rücken die letzten Nachzügler des Gewitters von Ypern, und die Sonne ließ wieder die Dächer der Häuser blinken.

Ganz plötzlich, wie hervorgezaubert aus der Luft, stand wenige hundert Meter vor ihm ein dichtgeballtes weißes Wölklein, ein riesiger Schneeflock. Ein feines, vielstimmiges Singen drang an das Ohr der beiden im Leib des Vogels Versteckten, und irgend etwas fuhr mit hellem Zwitschern dicht an ihnen vorüber. Der im Vorderteil über das Steuer Gebeugte wandte sich zurück nach dem, der immer auf die Karte schaute und dann sich wieder über die Erde hinabbeugte. Beide lächelten, ohne

daß sie es unter dem ledernen Helm sehen konnten. Aber jeder spürte es vom andern. Der rückwärts Sitzende begann mit den Augen ein eifriges Suchen am Ufer der Lys und längs der Bahnlinie. Unbeirrt raste der Vogel in weitem Bogen gegen Südosten.

Und auf einmal sprang ein zweites hellweißes Wölkchen mitten am Himmel auf, just dort, wo der Vogel jetzt flöge, wenn er den Bogen nicht begonnen hätte. Es war viel näher als das erste. Deutlich vernahmen die beiden einen gedämpften Knall, und zwei, drei mal klatschte es von unten gegen den Leib des Vogels. Der schien sich voller Zorn zu schütteln und begann unwillig den Kopf zu heben und mit donnerndem Gesang höher zu steigen . . .

Richtig, die beiden nächsten Wölkchen sprangen ein gut Stück unter ihm, aber genau in seiner Flugrichtung. Wie zwei verlorene kleine Inseln schwammen sie geruhsam unter ihm dahin und dehnten sich ganz allmählich zu luftigen Schleiern . . .

Und nun begann ein lustiges Spiel tief unter dem dahinbrausenden Vogel. Irgendein unsichtbarer Bewohner der Luft schien sich ein sonderbares Vergnügen daraus zu machen, die Flugbahn des Vogels am Himmel mit weißen Pflöcken abzustecken, ein neckisches Gesellschaftsspiel mit dem Brüllenden zu treiben, den Rasenden zu reizen durch wahllos umhergestreute Wattepfröpfchen. Und ein Singen und Klirren war am Himmel wie von dünnen Kinderstimmen und dem gedämpften Aneinanderschlagen von Blechspielzeugen. Unwillig umschrieb der Vogel große Kreise, stieg bald höher hinauf, beugte sich dann wieder und stürzte hinab, indes der Wind heulend über seine Schwingen strich und die feinen Drähte seiner Verspannung wie die hellen Saiten einer riesigen Geige erklingen ließ. Hartnäckig kehrte er immer wieder zurück, um den zu entdecken, der dies respektlose Spiel mit ihm zu treiben wagte. Aber lange Zeit war niemand zu finden, indes schon der Himmel fast aussah wie ein Spielbrett mit lauter mutwillig durcheinandergeworfenen weißen Bausteinen . . .

Aber dort steckte der heimliche Spieler! Zornig stieß der Vogel mit tief gesenktem Kopf herab, um seine Augen besser benutzen zu können. In engen Kreisen wand er sich über dem Nordrand von Comines, wo Bahn, Straße und Kanal sich in den Wiesen begegnen. Just am Rande einer dichten Hecke sprang unablässig vierfach hintereinander ein gedämpftes Blitzen auf, und wenn der Vogel emporschaute zum Himmel, von dem er in diesem Augenblick herabgestürzt, erkannte er, daß jedes-

mal nach dem vierfachen Blitz dort oben vier weiße Wölkchen rasch hintereinander hervorgezaubert wurden . . .

Der auf dem Rücksitz machte ein Zeichen in die Karte, beugte sich zu dem am Steuer und klopfte ihm dreimal mit ausgestreckter Hand auf den Rücken. Zufrieden brüllend nahm der Vogel Richtung gen Nordosten und kletterte wieder hinauf in den Himmel, indes weit hinter ihm das enttäuschte Feld zahlloser niedlicher Wölkchen verschwamm . . .

* * *

Roulers lag weit ausgebreitet unter dem Flug des Vogels. Seine Augen erkannten deutlich, wie sich dichte Massen des Volkes auf den Straßen drängten und nach oben schauten, wo der einsame Fremdling mit lautem Gesang eine neue Zeit ankündigte. Fast vermeinte er, ihre erregten Stimmen hören zu müssen oder die Gesichter zu erkennen, die halb Zorn, halb Angst waren . . .

Gleich einem gefleckten Wurm kroch ein Züglein südwestlich nach Moorslede und Zonnebeke, wo die feinen Eisenstränge sich im Gewirr der Waldstücke und des leichten Höhenrings um Ypern verloren. Der weiße Rauch der Lokomotive hinterließ eine lange Kette, als zerre der Wurm in ungeduldiger Hast eine Schleppe hinter sich her. Erst als der Vogel die Augen sehr anstrengte, entdeckte er auf den einzelnen Gliedern des Wurmes feine kleine Stäbchen und Kästchen, und um jedes Stäbchen und Kästchen herum regten sich wie Maden zierliche Geschöpfe. Die Stäbchen glitzerten so merkwürdig im Sonnenschein und alles war so fein geordnet, daß der Vogel unbedingt sich dies Spielzeug näher anschauen mußte. Jählings stieß er in einer steilen Kurve nieder auf den Wurm, der sich vor Schrecken in einem großen Bogen zu entwinden suchte. Aber er war ja gefesselt an den eisernen Strang . . .

Nun raste der Vogel mit einem ungeheuren Rauschen wenige hundert Meter der ganzen Länge nach über den keuchenden Wurm dahin. Plötzlich, als man schon glauben konnte, er wolle mit seinem Schnabel sich in den Leib des Kriechenden bohren, stieß er ein triumphierendes Gebrüll aus und warf sich dröhnend wieder hinauf. Seine Augen hatten alles gesehen. Und der in seinem Leib Geborgene beugte sich über die Karte und machte ein Zeichen: „Ein Transport Artillerie südwestlich Roulers, Richtung auf Ypern . . .“

Just als der Vogel hinaufstieß gen Himmel, bellte es unter ihm in wilder Hast auf, und stoßweise fuhr ein gellendes Pfeifen und Zischen, ein irres Rattern und Schlagen in ohnmächtigem Zorn hinter ihm her.

Er schüttelte nur das Gefieder und gab sich nicht einmal Mühe, sich nach dem Beller umzuschauen . . .

Immer noch standen in Roulers die Menschen auf den Straßen und blickten unter wilden Armbewegungen und drohenden Verwünschungen gen Himmel, wo sich das Dröhnen langsam im Norden verlor . . .

* * *

Über den Türmen von Thourout zog der singende Vogel einen gewaltigen Halbkreis und wandte sich gegen Nordwesten. Die Straße nach Ostende, rechts und links in unabsehbarer Reihe punktiert von herrlichen Bäumen, gab ihm Richtung. Gar possierlich war, wie die Bäume erst als lange Riesen von ferne auf ihn zutraten, dann immer mehr zusammenschrumpften, je näher sie ihm kamen, als dicke Kugeln sich unter seinem Leib hinwegstahlen und weit hinter ihm sich langsam wieder aufrichteten. Als duckten sie sich unter seinem durchdringenden Blick wie Igel vor den Augen des Fuchses . . .

Schon sah der Vogel weit im Nordwesten quer vor sich hingestreckt das silberne Band des Nieuport-Kanals, der sich östlich von Ostende mit dem Kanal von Brügge vereinigt, als ein sonderbares Schauspiel dort unten seine Aufmerksamkeit fesselte.

Diesseits des Kanals war ein seltsames Krabbeln von winzigen Wesen auf der Erde, ein Hin- und Hereilen, ein Vorwärtsspringen und dann wieder Einhalten. Schnurstracks eilte der Vogel darauf zu, und als er gerade darüber war, begann er große Kreise zu ziehen. Nun entdeckte er eine lange Reihe von diesen winzigen Wesen, die alle nebeneinander hinter einer langen Weidenhecke lagen und ihre Gesichter gen Osten gekehrt hatten. Nicht weit von diesen entfernt, einzeln verstreut über das Wiesenland, krochen andere von Osten heran. Jetzt lagen sie ganz still, jetzt schienen sie plötzlich wie auf geheime Verabredung aufzuspringen und denen hinter der Hecke entgegenzueilen. Aber viele von ihnen hielten mitten in der Bewegung inne und blieben regungslos auf der Wiese liegen, während die anderen plötzlich nach der Seite liefen und hinter einem Gehöft sich versteckten. Deutlich konnte der Vogel sehen, wie sie sich auf der Ostseite des Hofes eng zusammendrängten und ordneten. Wie Maulwurfshügel auf dem Felde lagen mucksmäuschenstill die Zurückgebliebenen. Nur hier und da bewegte sich einer ganz langsam zurück über die Wiese, ach, so langsam! . . .

Plötzlich aber entdeckte der Vogel eine dichtgeballte gelbe und

schwarze Wolke, die aus dem Gehöft hervordrang. Die Wolke verzog sich zu einem grauen Schleier, aus dessen Rändern auf einmal die winzigen Wesen hervordrangen. Sie eilten in wilder Hast nach allen Seiten, und wieder hielt so mancher in der Bewegung ein und streckte sich auf der Wiese aus. Das Feld war nun schon ganz getüpfelt von kleinen Punkten, deren jeder bis vor kurzem noch ein lebendes Wesen war . . .

Und nun sprangen mitten auf der Wiesenfläche, erst hier und da und dann in beinahe regelmäßiger Folge graue Wölkchen auf und hinterließen jedesmal, wenn sie zu dünnen Schleiern verwoben, einen dunklen Fleck mitten im grünen Sammet des Rasens. Aber es waren schon keine von den winzigen Wesen mehr zu sehen, außer denen, die verstreut umherlagen. Und die vermochten die tanzenden Wölkchen nicht mehr in Bewegung zu bringen . . .

Als der Vogel einen weiten Kreis gegen Westen zog, um zu erkennen, wer denn diese Wölkchen über das Feld streute, entdeckte er dort, wo zwischen Leffinghe und Slype, ein paar kümmerlichen Häuserblöcken, die Brücke über den Kanal führte, wieder dies vierfache gedämpfte Blitzen, das unaufhörlich aus einer Hecke fuhr. Und abermals machte der über die Karte Gebeugte ein Zeichen, ehe der Vogel in scharfem Bogen sich rückwärts gegen Osten wandte . . .

Und nun sah es dort unten ganz anders aus. Von Osten heran, weit von rückwärts, dicht neben dem Kanal, schlängelte sich ein grauer Wurm. Von seinem Kopfe lösten sich nacheinander lange Fühler und zogen sich quer durch die Wiesen. Dann trennten sie sich von dem Leib und krochen für sich allein vorwärts, indes sie immer lockerer wurden und schließlich nur noch aus einem losen Gewebe von Punkten bestanden. Hinter dem Punktschleier sammelten sich kleine dichtgeballte Häuflein, die jedesmal hinter Hecken und Mauern einhielten, bis die Punkte weit nach vorwärts gedrungen waren. Dann folgten sie langsam und zögernd in Zickzackbewegungen nach. Fernab im Osten am Ufer des Kanals war der Zug des grauen Wurmes erstarrt . . .

Da kam auf einmal Bewegung in die Reihe der winzigen Wesen, die hinter der Hecke ausgestreckt lag. Erst kurz vor ihnen, dann mitten unter ihnen tanzten neue graue Wölkchen auf. Nun sprangen die ersten auf und eilten über die Wiese zurück nach einem Waldfleck in ihrem Rücken, in dem sie nacheinander untertauchten. Aber nicht alle verschwanden dort. Jeder dritte oder vierte blieb regungslos liegen und ließ sich auch nicht mehr erschrecken durch den dichten Tanz der Wölkchen. Das war just in dem Augenblick, als von Osten her von allen Seiten die

Punktschleier dicht heran waren und sich gegen die Hecke zusammenzogen. Nun gingen die Schleier langsam hinweg über die dunklen Häuflein östlich der Hecke. Aber ihre Bewegung vermochte keinem dieser Häuflein neues Leben zu geben. Unbeweglich blieben sie hinter den andern zurück . . .

Plötzlich sprangen die Wölkchen von der Hecke in großen Sätzen über das Feld hinweg, tanzten einmal vor und einmal hinter dem Waldfleck und mußten nun wohl mitten darin sein. Aber das konnte der Vogel nur daran erkennen, daß sich ein grauer Schwaden langsam rings um das Wäldchen zog und über das Feld kroch. Indes die von Osten heranziehenden Punkte an der Hecke anlangten, stürmte es aus der Westseite des Wäldchens in wilder Hast davon. Und das war das Seltsame: in dem Wäldchen hatten sich die winzigen Wesen alle vergrößert, aus Punkten waren längliche Schifflein geworden, die in vielfach vergrößerter Geschwindigkeit über das Feld rasten, bis sie die Straße nach Slype erreichten . . .

Noch einen Blick warf der Vogel auf den langen Wurm östlich am Kanal. Als er sah, wie der sich ganz langsam wieder gen Westen in Bewegung setzte, bog er zufrieden nach Norden . . .

Schien es ihm nicht, als müsse dort oben in weiter Ferne sich schon das Meer breiten und das Ende seines Kreislaufs kündigen?

* * *

Über den weißen Streifen der Dünen und des Sandstrandes glitt der Vogel hinaus auf die brodelnde Fläche des Meeres. Es schien, als schwelle sein Gesang an zu einem stolzen Lied über die Vollendung des Kreislaufs und als stürze sein grauer Leib, befreit von den Hemmnissen der Erde, noch stürmischer voran . . .

Hüte dich, jauchzender Vogel! Dein donnerndes Lied verschlingt das ferne Brausen, das von Südwesten her brandet. Deine gen Norden gekehrten Blicke schauen nicht den glitzernden Punkt, der, gleich dir hoch über das Meer getragen, windschnell in deinem Rücken sich nähert.

Schaue dich um, jauchzender Vogel!

Aber eben jetzt, da die Gefahr sich dir naht, erkennst du geradeaus, wo tief unter dir Meer und Himmel in einem lichten Streif sich begegnen, drei, vier langhingezogene schwarze Striche. Nun biegen sich alle in ebenmäßiger Bewegung zu vier nebeneinander verlaufenden Kurven. Und nun wird aus den vieren plötzlich nur einer, der lang hingestreckt herankriecht. Erkennst du die kleinen grauen Käfer, die sich kaum

abheben von der Fläche und sich nur durch die schwarzen Schleppen verraten, die sie träge hinter sich herzerren?

Schau dich um, jauchzender Vogel!

Längst hat dich der andere erspäht. Er ist kleiner als du und viel schneller. Er klettert steil in die Höhe, um über dich zu gelangen. Er führt nichts Gutes im Schilde, sonst würde er nicht bald rechts, bald links schwenken, um dich nicht zu überholen und immer hoch in deinem Rücken zu bleiben . . .

Die vier Käfer da unten stieben auseinander und zerstreuen sich über die Fläche. Suchen sie etwas oder fürchten sie, daß du sie angreifst?

Jetzt! Jetzt geschieht es! Wahre dich!

Der kleine behende Vogel senkt plötzlich den Schnabel tief und stößt wie ein Sperber auf den Rücken des großen hinab. Ein helles Knattern erklingt als sein Kampfruf. Hageldicht pfeift es durch die Luft, und feine weiße Striche spreizen sich von der Spitze seines abwärtsrasenden Leibes, als spucke er Giftstrahlen gegen den Feind.

Der große Vogel hat just in diesem Augenblick einen Halbkreis begonnen, um gerade über das ängstliche Gewirr der Käfer zu kommen. Da prasselt das Knattern gegen ihn an. Verdutzt schwankt er eine Sekunde lang, als wolle er die Pfeile aus seinem Gefieder schütteln. Dann, jäh erkennend, beugt sich sein Kopf, und er fällt beinahe senkrecht hinab auf die Käfer zu. Wie pfeift der Wind durch die Drähte! Fast scheint es, daß die Flügel den ungeheuren Druck nicht halten können und brechen wollen . . .

Schon bäumt sich der Sperber in jähem Triumph auf und zieht einen engen Kreis, die Augen starr und blutgierig auf den Hinabstürzenden gerichtet. Schon laufen die Käfer dicht zusammen, als fürchteten sie, der todwunde Riese werde sie im Fall begraben.

Da überbrüllt der tosende Gesang des Stürzenden das ganze Feld. Wie mit einem Ruck hebt sich der Kopf, die Flügel scheinen sich zu breiten. Zornbebend hält er Ausschau nach dem Sperber, den Blick abgekehrt von den verdutzt hockenden Käfern. Hoch oben, im grellen Sonnenlicht, windet sich in kleinen Kreisen der Räuber. Jetzt, wie er den Riesen neu erwachen sieht, stößt er abermals mit wild klatschendem Geschrei und pfeifender Wut herab, und sein Schnabel speit in rasender Folge Schlag auf Schlag und Blitz auf Blitz. Der ganze Himmel scheint zu erbeben unter dem Lärm . . .

Schwankt er nicht, der große Vogel? Geht nicht ein Beben durch seinen grauen Leib? Beginnen die Flügel nicht zu erzittern und unmerk-

lich zu schaukeln? Wird sein Gesang nicht auf einmal stockend? Warum, warum läßt er sich denn nicht abermals hinabfallen? Er stößt ja mitten auf ihn, der Sperber! Er ist ihm ja wehrlos ausgeliefert, dem Räuber! Macht ein Ende, ein Ende! Jetzt . . . jetzt muß er fallen, der Riese! Ist das die Vollendung des Kreislaufs?

Der Sperber bäumt sich, schießt vorüber, klettert steil hinauf, wendet sich fast auf der Stelle, senkt den Kopf wieder und schüttet sein Knattern und Prasseln in pfeifendem Hinabstürzen abermals über den geradeaus ziehenden Riesen. Es ist ein Bild zum Verzweifeln . . .

Und jetzt das gleiche. Es ist, als ob er nicht sterben könne, der Riesenvogel. Es ist, als ob er todesröchelnd sich dahinschleppe, indes sein Herzblut langsam ins Meer hinabtropfe . . .

Viermal hat der blutlechzende Räuber das grausige Spiel wiederholt. Zahllose kleine Löcher übersäen die Schwingen des Riesen. Aber noch schlägt sein starkes Herz, noch schallt sein dumpf brüllender Gesang über das Meer . . .

Und zum fünftenmal klettert der Sperber in die Höhe . . .

Da geht ein letztes Zucken durch den Leib des Riesen. Jäh schreit er auf, und gellend entsteigt seinem Körper eine Reihe prasselnder Schläge. Klatschend brandet das Gepraſſel gegen den Räuber, der sich, seines Sieges gewiß, dicht über dem Sterbenden gehalten. In wilder Wut steigen die rasenden Pfeile unablässig hinauf. Es scheint, daß aus dem Gefieder des Sperbers die Federn stieben. Noch versucht er, auf der Stelle zu wenden und sich auf den erwachten Riesen zu stürzen . . .

Da geschieht es im Bruchteil einer Sekunde . . .

Ein gleißender Funke glimmt mitten im Leib des Raubvogels auf. Ein gelbes Flammengesprühe lodert. Der Kopf fällt jäh nach unten. Eine Schwinge knickt zusammen und löst sich vom Körper. Pechschwarzer Qualm schießt hervor und ballt sich zu einer Säule, die mit rasender Geschwindigkeit sich nach unten verlängert. Am abwärts stürzenden Fuß der Rauchsäule glitzert ein zuckendes Feuer. Und verlischt tief unten im Meer, mitten zwischen den heraneilenden grauen Käfern. Fast unbewegt steht die Säule über dem Punkt, an dem der Räuber versunken, und ihr Haupt breitet sich langsam zu einer Wolke . . .

Längst, nachdem der Gefallene untergetaucht, klatscht abseits nach zickzackartigem Herabstürzen der abgebrochene Flügel ins Meer . . .

Tief über der Fläche eilt der Riesenvogel dem Land zu . . .

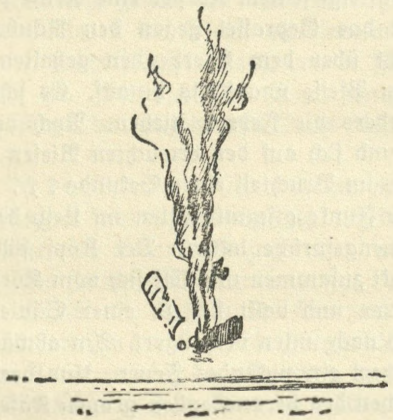
* * *

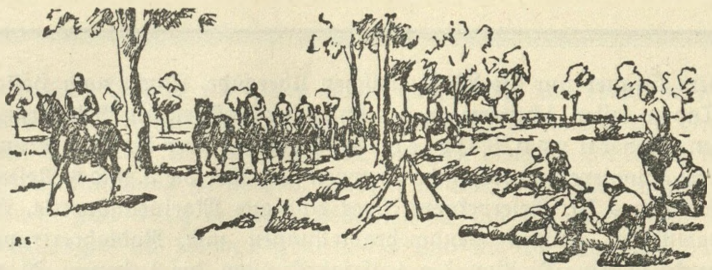
Auf dem rückwärtigen Sitz in seinem Leibe krümmt sich der Beobachter, die Hand noch am Maschinengewehr, das Auge schon gebrochen, das Gesicht blutleer, die Lippen blau und fest zusammengekniffen. Der im Vordersitz beugt sich zurück. „Nur Mut!" brüllt er. Aber der Gesang des Vogels verschlingt seine Stimme. Der Sterbende versucht zu lächeln . . .

Auf dem Boden des Beobachtersitzes sammelt sich langsam eine Lache von rotem Herzblut . . .

So vollendete der Vogel den Kreislauf, indes die vier grauen Käfer zurückblieben und nach dem Gefallenen suchten. Sie fanden aber nichts als den Flügel, der halb verbrannt und von vielen Kugeln durchbohrt auf der Meeresfläche schaukelte.

Die schwarze Rauchsäule verwob langsam zu einem riesigen Trauerschleier . . ,





Aufmarsch.

Am Nachmittage des 9. Oktober 1914 läuteten in ganz Deutschland die Glocken. Sie schwangen ihr Lied über das Häusermeer der Hauptstadt, sie sandten weithin ihre verklingenden Wellen über die Nordsee, sie fingen sich im Widerhall der Steilwände am Fuß der Alpen, sie wanderten über den aufhorchenden Rhein. Mit dem Rauschen der Tannen im Schwarzwald vermischte sich ihr Gesang wie mit dem leisen Wehen in den Buchenkronen auf Rügen.

Antwerpen gefallen!

Die Übergabe der bedrängten Festung war durch die Unterschrift der aus der Stadt gesandten Abordnung und des Angreifergenerals von Beseler vollzogen. Auf dem Rathaus wehte die deutsche Kriegsflagge. Mit blumengeschmückten Gewehren strebten die Marschkolonnen der deutschen Infanterie aus der Linie der zertrümmerten Forts und Feldstellungen von Süden und Südosten in die Stadt. In den Forts pferchten sich die Gefangenen. Der brüllende Orkan des Geschützfeuers war aus dem Weichbild gewichen und verklang mit dem Abend gegen Westen, wo die Mehrzahl der belgischen Verteidiger in guter Ordnung und voller Grimm über den Verlust der für uneinnehmbar gehaltenen Festung, des letzten Bollwerks ihres unglücklichen Landes, unter Nachhutgeplänkel mit deutscher Kavallerie abmarschierte.

Zwölf Tage hatte der Ansturm der Belagerer gedauert. Der ursprüngliche Plan, die Stadt von Westen, Süden und Osten abzuschließen

und dem Gegner nur die Wahl zwischen Übergabe, Flucht nach Holland oder Tod zu lassen, scheiterte an den schwachen Kräften der Belagerungstruppen. General von Beseler verfügte außer über die Belagerungsartillerie, Pioniere und technische Truppen nur über die 5. und 6. Reserve-Division seines III. Reservekorps, über eine aus Marineinfanterie, Matrosenartillerie, einigen Landwehrabteilungen und Radfahrertruppen bestehende Marine-Division, die 4. Ersatz-Division, die 1. bayer., 26. und 37. Landwehr-Brigade. Ihm stand die ganze belgische Armee mit sechs Divisionen, verstärkt durch einige tausend Engländer, gegenüber. Die Angreifer waren darauf angewiesen, auf schmalem Raum von Süden her eine Bresche in den dichten Kranz von Forts und Feldbefestigungen zu stoßen, um sich innerhalb des Fortsgürtels nach rechts und links zu verlängern*).

Der Stoß gelang. Antwerpen fiel. Die Hauptteile des Gegners marschierten westwärts ab, um entlang der Küste bis hinter die Yser zu gelangen, wo englische und französische Verstärkungen zu erwarten waren. 5000 Belgier wurden bei den Kämpfen um die Forts und im unübersichtlichen Zwischengelände gefangen. In der Stadt wurden noch zahlreiche Versprengte aufgegriffen. Die Zahl der erbeuteten Geschütze beschränkte sich im allgemeinen auf die in den Forts eingebauten Batterien. 20 000 Belgier und Engländer überschritten, nordöstlich von der Festung abgedrängt und von der Befehlsverbindung mit ihren höheren Stäben abgeschnitten, die holländische Grenze und wurden dort entwaffnet.

Nicht einen Tag lang rastete der Angreifer. Beseler wußte, daß sein Sieg nur ein unvollständiger war, solange der Gegner noch seine Gefechtskraft besaß. Am 10. Oktober begann die gegen Westen gerichtete Verfolgung, die unter leichten Gefechten mit den eiligst zurückweichenden Belgiern am 15. bei Ostende das Meer erreichte. Der linke Flügel des III. Reservekorps stand an diesem Tage an der Pappelallee zwischen Thourout und Roulers. Ein Befehl der Armee hieß das Korps in dieser Linie einstweilen verbleiben. Neue Ereignisse hatten sich unterdessen angesponnen.

* * *

Nach der Schlacht an der Marne, deren Ende die deutschen Westheere in weit zurückgebogener Stellung von neuem dem siegestrunken nach-

*) Vergl. „Antwerpen 1914" der Schriftfolge Band 1 (1. Aufl.), bezw. Bd. 3 (2. Aufl.).

drängenden Gegner die Stirn bieten sah, hatte das Wettrennen zum Meere seinen Anfang genommen. Der Gedanke nahm von den Gegnern seinen Ausgang. Als sie erkannten, daß die deutsche Westfront keineswegs in Auflösung zurückwich, sondern in den neuen Stellungen jedem Ansturm zum Trotz erstarrte, besannen sie sich auf ihre guten Bahnverbindungen im Norden Frankreichs und auf die Tatsache, daß der Weg der in Dünkirchen und Calais an Land gehenden Engländer nach Lille, an die Lys und zur Yser ein kürzerer war als bis zur Marne und nach Laon. Es entstand der Plan, die deutsche Westfront durch Überflügelung ihres freihängenden rechten Flügels umzubiegen und einzudrücken. Die deutsche Heeresleitung begegnete rechtzeitig solchen Absichten.

Ende September stießen die verlängerten Heeresflügel nördlich der Somme, bei Peronne und Albert in blutigem Zusammenprall aufeinander. Die Somme trank zum erstenmal Blut, ehe sie später darin versumpfte. In den ersten Tagen des Oktober krallte sich die Schlacht in feuerspeiendem Bogen um Lens und Arras. Ein Ringen hob hier an, das bis in die Ausgänge des Jahres in furchtbarer Abwechslung die Armeen in seinem Bann hielt und mit den ersten Regungen des neuen Frühlings abermals zu grellen Flammen aufloderte. Deutsche Heereskavallerie streifte in kühnen Vorstößen bis tief gegen die englischen Verbindungslinien in der Gegend von Hazebrouck und Cassel und verstrickte sich dort in Gefechte mit vorrückenden feindlichen Angriffskolonnen, vor denen sie langsam ostwärts zurückwich.

Und dann erwachte jäh die Schlacht im ersten Drittel des Oktober im Herzen des französischen Industriegebietes, zu beiden Seiten des ehrwürdigen Lille. Der Nordflügel der 6. deutschen Armee, Teile des XIX. sächsischen Armeekorps zusammen mit Landwehrtruppen, unterstützt von dem XIII. württembergischen Armeekorps, traf dort auf einen französischen Gegner, der den Auftrag hatte, die Festungswerke der Stadt unter allen Umständen zu halten, um die Bewegungen der westlich heranrückenden 10. französischen Armee vor den Deutschen zu verbergen. Während in diesen Tagen die Truppen Beselers schon von Antwerpen gegen Westen rückten, während die Heereskavallerie im freien Raum zwischen der 6. Armee und der Küste streifte und die auffallenden Märsche des Gegners weit im Hinterland zu entwirren versuchte, entspann sich ein erbittertes Ringen um Lille.

Am 12. Oktober war der feindliche Widerstand gebrochen. Die Sachsen und die Landwehr rückten in die stark beschädigte und an mehreren Stellen brennende Stadt ein. Viereinhalbtausend Mann fran-

zösischer Territorialtruppen fielen in die Hände der Sieger. Die Reste der Geschlagenen wichen, hart bedrängt von den nachstoßenden Württembergern, kämpfend gegen die Lys zurück. Zwei Tage später stand die 6. Armee in einem weiten Bogen nordwestlich Lille, der in Menin an der Lys seinen Anfang nahm und über Comines, Warneton, östlich Armentières bis zu den Westforts von Lille sich wölbte. Zu dieser Zeit hatte Beseler die Linie Ostende—Roulers erreicht. Die belgische Armee war auf dem weiteren Rückzug längs der Küste hinter die Yser. Zwischen dem linken Flügel Beselers bei Roulers und dem rechten Flügel der 6. Armee bei Menin klaffte eine gähnende Lücke, verschleiert durch Kavallerieabteilungen. Die Hauptmasse der Heereskavallerie streifte immer noch gegen die rückwärtigen feindlichen Verbindungen im Raume östlich Hazebrouck und Cassel.

Als die Reiter von ihren Streifen und ihren täglichen Plänkelgefechten zurückkehrten, begann sich das Bild der Kräfteverteilung zu entwirren. Mit einemmal wurde der gewaltige Umfang der feindlichen Absichten im Raume zwischen Lille und dem Meere klar und die furchtbare Gefahr, die den schwachen deutschen Kräften zwischen Ostende, Roulers und Menin drohte.

* * *

General French, der ehrgeizige Führer der englischen Landarmee, hatte sich Anfang Oktober an den französischen Oberbefehlshaber Joffre gewandt und darum ersucht, ihn mit der Durchführung eines auf große englische und französische Truppenmassen gestützten Angriffs gegen den deutschen Nordflügel in Richtung auf Antwerpen und die Rheinlinie zu beauftragen. Joffre, der über das Steckenbleiben seines frontalen Vorgehens gegen die deutschen Westheere enttäuscht war, entsprach den Vorschlägen des englischen Generals und stellte für den geplanten Großangriff neben der 8. und 10. französischen Armee starke französische Territorialabteilungen und Kavallerieformationen zur Verfügung. Alle weiter südwärts eingesetzten englischen Verbände wurden für den nördlichen Stoß freigemacht. Die in rascher Folge aus England neu heranbeförderten Massen wurden in Dünkirchen und Calais ausgeladen und auf kürzestem Wege in die Angriffslinie eingeschoben. Noch standen Antwerpen und Lille. French wußte, daß die deutschen Angriffskräfte vor Antwerpen nicht allzu stark waren. Er rechnete mit einer längeren Belagerung, die er durch seinen Angriff mitten durch das schwach besetzte

Belgien hindurch und nördlich an dem rechten Flügel der deutschen Armeen vorüber abzukürzen gedachte. Lille schien durch französische Territorialtruppen und Kavallerie hinreichend gesichert. Die Befestigungswerke entsprachen nicht mehr modernen Anforderungen, hatten aber eine ausgezeichnete Anlage. Zudem schienen auch hier die angreifenden deutschen Truppen nicht allzu stark. Der Brennpunkt der Kämpfe lag weiter südlich bei Lens und Arras, wo die Hauptstoßkraft des rechten deutschen Flügels vermutet wurde. French glaubte also, die Angriffsvorbereitungen mit methodischer Genauigkeit und Sorgfalt zu Ende führen zu können, da er die beiden Angelpunkte des Angriffsfeldes in sicherer Hut wähnte. Weit vorgetriebene Sicherungen stießen Mitte Oktober auf breit gegliederte deutsche Vorhuten. Es waren Teile des III. Reservekorps. Selbst der Fall von Antwerpen und der Verlust der Stadt Lille vermochten Frenchs Vorbereitungstempo nicht zu beschleunigen. Die Einnahme von Lille schrieb er einem Zufall zu, und die vor Antwerpen frei gewordenen deutschen Truppen hielt er durch die noch vorhandene belgische Armee für hinreichend gebunden. Er wußte, was auf dem Spiele stand und träumte von dem Ruhm, durch seinen Sieg den Untergang der deutschen Armeen herbeizuführen. Im Geiste sah er seine Truppen schon die Ufer des Rheins erreichen.

Am 16. Oktober war die Gruppierung der englisch-französischen Kräfte vollendet. Das II. englische Armeekorps unter der Führung des Generals Smith Dorrien stand westlich La Bassée und Lille im Kampf mit verschanzten deutschen Truppen. Nördlich schloß sich, untermischt mit französischen Territorialabteilungen, das III. englische Korps an. Ihm gegenüber lagen die sächsischen Eroberer von Lille und drei deutsche Kavalleriekorps. Das IV. englische Korps mit der 3. Kavallerie-Division zog sich südöstlich und östlich von Ypern im Raume von Gheluvelt und Zonnebeke zusammen. Links von ihm war das I. englische Armeekorps im Aufmarsch begriffen und besetzte das Gelände östlich und nördlich von Bixschote. Die Linie Bixschote bis Dixmude wurde von französischer Kavallerie und zwei Territorialdivisionen gesichert. Nördlich im Yserabschnitt bis zur Küste begann sich die von Antwerpen eintreffende belgische Armee einzurichten. Im Vorgelände dieser Stellungen streifte das 1. englische Kavalleriekorps mit den Hauptkräften im Raume von Messines und Gheluvelt in Gefechtsfühlung mit schwachen deutschen Postierungen. Hinter dem Angriffsraum der englisch-französischen Verbände waren die 8. und 10. französische Armee in der Formierung und im Aufmarsch begriffen.

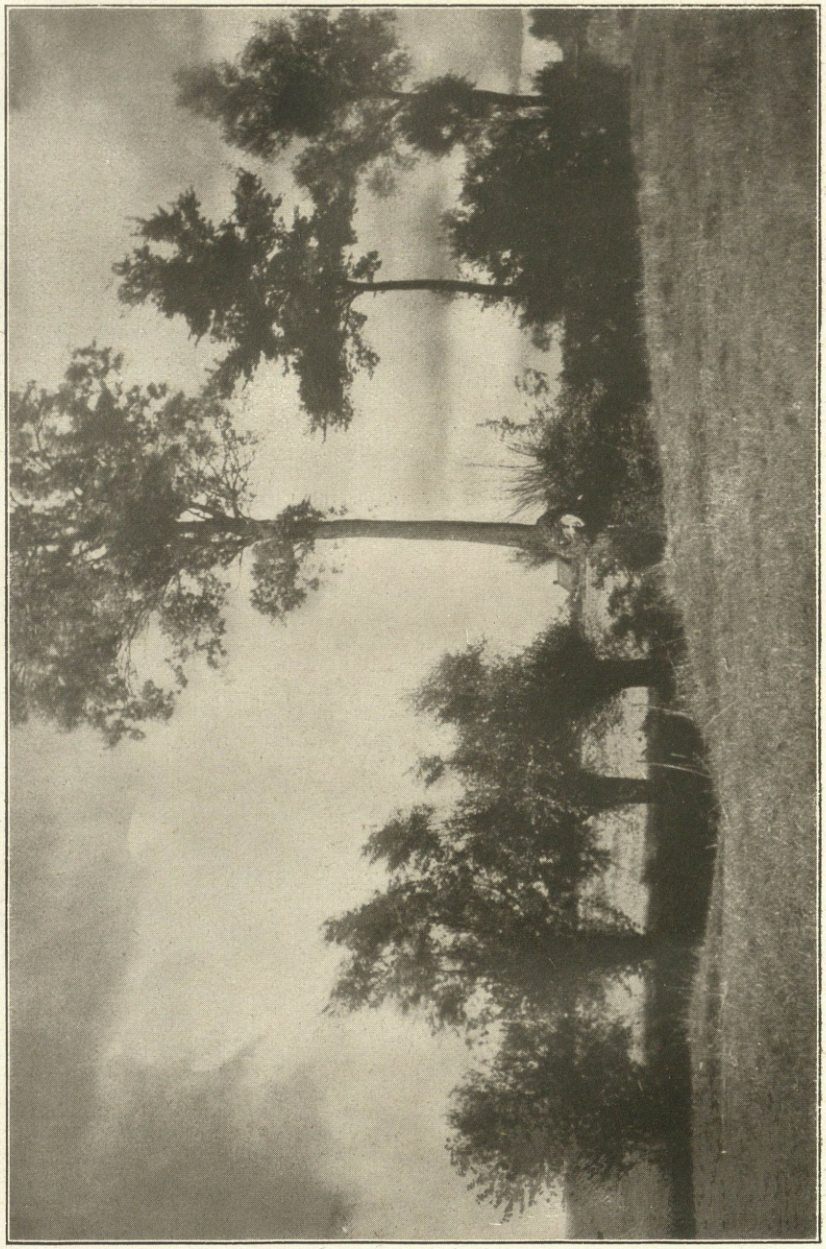
Das waren die Massen, mit denen French den entscheidenden Stoß zu führen gedachte. Sie umfaßten von Armentières bis zur Küste acht kriegsstarke, mit allen Mitteln und reichlicher Artillerie ausgerüstete Armeekorps, verstärkt durch zahlreiche Kavalleriedivisionen. Bis zum letzten Trainsoldaten herunter wußte jeder, daß es hier die Entscheidung des Krieges galt. Das Wetter war günstig. Die Nachricht von den ersten vor Ostende eingetroffenen englischen Kriegsschiffen und die Gewißheit, daß sich vor der alliierten Front nur schwache deutsche Kräfte befanden, die zu den Antwerpener Belagerungstruppen gehört hatten, hoben die Stimmung der Angreifer bis zur Siegesgewißheit.

Noch war Frenchs Aufmarsch nicht vollendet, als am 18. Oktober überlegene englische Kavalleriekräfte bei Roulers eine deutsche Radfahrerpatrouille umzingelten und gefangen nahmen. Die Gefangenen wurden zum Hauptquartier gebracht. Ihre Regimentsnummern waren bisher ganz unbekannt. Aus aufgefundenen Papieren und Notizen erfuhr French mit jäher Erkenntnis von einem vollendeten Aufmarsch und einem für morgen zu erwartenden Angriff einer aus fünf Armeekorps bestehenden neuen deutschen Armee!

* * *

Woher kamen die unendlichen feldgrauen Kolonnen, die singend, in fröhlichen Märschen, Helme und Gewehrläufe geschmückt mit grünen Zweigen, tagaus tagein von Osten gen Westen durch Belgien hindurch nach der flandrischen Ebene zogen? Woher rollten die Züge auf allen Bahnstrecken südlich Brüssel, die in schier endlosem Reichtum Menschen und Kanonen von sich gaben und den kerzengrade sich streckenden, mit riesigen Pappeln umsäumten Straßen Flanderns anvertrauten? Was war dies für ein graues, lustiges Gewimmel auf den Biwakplätzen und auf den Märkten der weit auseinandergezogenen vlämischen Dörflein? Wer leitete an unsichtbaren Fäden diese unheimlichen Bewegungen, die das Land anfüllten mit Staubwolken und klirrenden Schritten und dem dumpfen Rasseln der stählernen Fahrzeuge? Welcher Wille beherrschte diese Massen, die, den Blick erwartungsvoll gegen Westen gekehrt, nicht schnell genug die unberührten Gegenden hinter sich bringen konnten, begierig den ersten Tag des Zusammenstoßes errechnend?

In ungezählten Reihen zu vieren rückten die Kompagnien an, reihten sich zu Bataillonen, zu Regimentern, zu Divisionen. Bärtige Männer mit dem kühlen Blick der Lebenserfahrung marschierten neben Knaben



Flandrische Landschaft

Phot. Matthäus-Köln.



Westflandrischer Bauernhof



Flandrische Straße

mit Gesichtern aus Milch und Blut, die mühsam das schwere Gepäck schleppten. Strahlende Augen verbargen die kaum zu ertragende Anstrengung. Rücken, auf denen vor kurzem noch die Last der friedlichen Arbeit geruht, beugten sich unter dem Tornister. Hände, die vor Wochen noch den Federhalter geführt, klammerten sich fest um den Gewehrkolben. Augen, die nichts gesehen als Bücher und Schriftzeichen, maßen mit freiem Blick die Ebene und die fernen Höhenzüge rings um Ypern. Köpfe, die vor Wochen noch angefüllt mit den Regeln der Algebra, den Oden des Horaz und den schwungvollen Perioden lateinischer Klassiker, verschwanden unter den stoffüberzogenen Helmen. Hier schritt der Lehrer mit dem Schüler, der Meister mit dem Lehrling, der Mann mit dem Jüngling, der Reiche mit dem Armen, der Ehemann mit dem Junggesellen, der Student mit dem Arbeiter, alle im gleichen Rock, alle im gleichen Schritt, alle mit dem gleichen Gedanken: vorwärts!

Offiziere, die längst den bunten Rock mit dem Bürgerkleid vertauscht und die bei dem großen Ruf wieder in die Front geeilt waren, ritten an der Spitze der Kompagnien. Unteroffiziere maßen mit dem grimmigen Blick der Verantwortung die engen Reihen der Professoren und Studenten, aus denen ihr Zorn und ihr Zureden in kurzen Wochen Schießkünstler und Dauermärschler gemacht. Muttersöhnchen und Taugenichtse schritten entschlossen und brav nebeneinander und richteten den gehorsamen Blick auf den gestrengen Herrn Feldwebel. Würdige Oberlehrer, denen die Gelenke noch schmerzten vom Auf und Hinlegen und vom Sprung auf marsch marsch in Jüterbog, Döberitz, Altengrabow und Großenhain, verbissen das verräterische Zucken im Gesicht und drückten krampfhaft die Knie durch. Was sollten denn die Oberprimaner sagen, die nur darauf warteten, die erhabenen Weltweisen von vorgestern auf einem Beine humpeln zu sehen? Kaum dem Stock des Vaters entronnene Knaben, die tagelang von Ersatztruppenteil zu Ersatztruppenteil geeilt, bis endlich einer Erbarmen mit ihnen hatte, bissen die Zähne aufeinander, damit man ihnen die Schmerzen im Rücken und das Brennen der Fußsohlen nicht ansah. Was würden denn die Magister sagen, die schon immer gejammert und gestöhnt: „Aus ihm wird nichts, er kann nicht einen Gedanken zehn Minuten lang im Kopfe behalten und nicht eine Sache eine Viertelstunde lang hintereinander betreiben!“ Und wenn die Blicke unter dem Helm sich begegneten, dann lächelten sie ermunternd. Und es hieß nicht mehr „Herr Oberlehrer“ und „Jungens“, sondern Kamerad und Du. Und wenn die vierte Kompagnie von hinten, wo die Kleinsten sich abmühten mit Anschluß-halten, anstimmte: „Was

blitzet so freudig im sonnigen Schein, was schreitet so mutig einher," dann fielen dritte und zweite und erste ein. Und bis es erklang: „Lebt alle wohl, es ziehn ins Feld des Königs Grenadiere," dröhnte der Sang über das ganze Bataillon und zündete das Regiment an . . .

Abends, im Biwak, wenn ein paar flackernde Feuer Bäume und Häuser eigentümlich gespenstisch anmalten und ein ganz leises fernes Rumpeln die Luft erfüllte, wenn das Rasseln des Marsches verklungen und die Feldwachen und Doppelposten sich durch die Dunkelheit zerstreuten, wenn zwischen Wachen und Schlafen, zwischen Übermüdung und Nervenreizung Vergangenes und Kommendes schroff aufeinanderstießen, schlich wohl ein verschwiegenes Heimweh durch manche Brust. Die Einsamkeit und die Nacht wecken viele Stimmen, die am Tage und inmitten der Marschkolonnen ungehört verklingen. Was man nicht spricht, das wandelt heimlich im Dunkeln, und Schatten sind am größten in der Nacht. Auf Vorposten, fröstelnd im Mantel, kriecht vieles durch die schweigenden Felder, was am Tage sich versteckt. Das leise Rauschen in den Kronen der Bäume und das stille Plätschern im Bach flüstern eine eindringlichere Melodie als der laute Gesang in Reih und Glied. Ganz unvermittelt wölbt sich eine Brücke von der Schweigsamkeit der flandrischen Nacht bis nach daheim, wo die kleinen Brüder ihr Nachtgebet sprechen für den großen, und wo Vater und Mutter jetzt über die Karte gebeugt sein mögen und still erwägen, wo jetzt ihr Ältester sein Haupt zur Ruhe betten mag. Ach, der Stolz, mit dem er die zurückgebliebenen Kameraden verlassen, der feste Blick, mit dem er den Vater zum letztenmal angeschaut, ehe das Züglein angezogen, schmilzt hier im vlämischen Land und in der frierenden Oktobernacht. Niemand sieht es außer dem schwarzen Schatten der Pappeln allein — warum soll man da nicht einmal drei Minuten lang (nur drei Minuten lang!) Heimweh haben, richtiges Heimweh? Beileibe keinem andern es eingestehen, aber vor sich selbst, vor sich selbst allein? Warum nicht einmal für ganz kurze Zeit — gleich muß es ja wieder aufhören, damit es nicht Schwachheit wird (nur keine elende Schwachheit!) — warum nicht die paar Minuten lang noch einmal Kind sein wie all die Zeit bis vor wenigen Wochen? Warum nicht die selbstgewählte Bürde der Männlichkeit einen ganz kurzen Augenblick lang heimlich beiseite stellen und Sehnsucht, ganz richtige kindische Sehnsucht nach dem tollen Unsinn der Obertertia und dem entrüsteten Gepolter des schwerhörigen Direktors oder dem piepsenden Zetern des spindeldürren Lehramtskandidaten haben? Warum nicht einmal im Geiste mit den andern im Boot sitzen und mit raschen Schlägen den

Strom hinabgleiten, unter der Brücke hindurch, von der sie hinabschaut auf den Verehrer, sie, die gerade ihn sich ausgewählt vor allen andern, um mit ihm geheimnisvolle, duftende Briefchen zu tauschen: „Kannst du heute Abend um acht Uhr am dritten Baum hinter dem Feuerwehrturm auf mich warten? Wenn ich in einer Viertelstunde nicht dort bin, hat mich das Fräulein festgehalten oder ich muß Mama aus Damms Klavierschule Fingerübungen vorspielen." Warum nicht dies alles ganz heimlich und verschwiegen unter dem Rauschen der flandrischen Bäume und dem stillen Plätschern des Baches, eingemummt von der schützenden Oktobernacht, noch einmal kosten — wenn's auch (seltsamerweise!) so weh tut?

* * *

Am 16. August 1914, als die deutschen Armeen sich anschickten, den gewaltigen Vormarsch durch Belgien zu beginnen, und in den Vogesen und in Lothringen die feindlichen Hauptkräfte zum erstenmal aufeinanderstießen, ordnete das preußische Kriegsministerium die Bildung von fünf neuen Reservekorps an und gab ihnen die Nummern XXII bis XXVI. Bayern stellte die 6. bayerische Reservedivision auf. Württemberg und Sachsen formierten gemeinsam das XXVII. Reservekorps. Das Gerippe dieser Korps bildeten Landwehr- und Landsturmtruppen, zahlreiche bereits inaktive Offiziere, ein geringer Teil abkommandierter aktiver Offiziere und Unteroffiziere und einige Tausend Ersatzreservisten. Die Hauptmasse der Truppen ergänzte sich aus der Million von Kriegsfreiwilligen, die in den ersten Tagen des Krieges in allen Teilen Deutschlands zusammenströmte, im Alter von 16 bis 50 Jahren. Im allgemeinen bestanden die Regimenter zu dreiviertel aus Freiwilligen, deren größerer Teil wieder aus Studenten und höheren Schülern sich zusammensetzte. Der Volksmund gab ihnen darum den Namen „Kinderregimenter". Vor Dixmude, Virschote, Langemarck und Becelaere mußten ihrer die meisten sterben.

Unsägliche Schwierigkeiten bereitete die Ausbildung in den Garnisonen. Kasernen standen nur zum Teil zur Verfügung. In Schulen, Gemeindehäusern und amtlichen Gebäuden schliefen die Freiwilligen auf Holzpritschen und Strohlagern. Uniformen waren bis in die letzten Tage vor dem Ausrücken nicht in ausreichender Zahl vorhanden. Vielfach wurde Dienst in Zivil getan, mit umgeschnalltem Koppel. Die Gewehre gingen reihum, damit jeder einmal ans Schießen kam. Das Ausbildungspersonal war mit den neuen Vorschriften nur mäßig vertraut, zudem

kam auf mehrere Gruppen immer nur ein Unteroffizier, und ein Leutnant war geradezu eine Rarität. Die Kompagnieführer hatten keine Gäule, und wenn schließlich einer kam, dann war es eine Rosinante, die ihrem ehrwürdigen Alter und ihren Gichtbeinen zum Trotz den Bierwagen mit dem Kriegsschauplatz vertauschen sollte. Fahrzeuge standen allein auf dem Papier, und die Artilleristen schossen an Hand der Schießvorschrift in ihren Kammern. Stiefel und Leibwäsche waren Bestandteile eines Märchens, die Kompagniekammern gähnten vor Leere.

Und dennoch gelang es! Wenn nicht jener wundervolle Geist die Hunderttausende beherrscht hätte, der jeden Gedanken und jede Bewegung dem Ziel der Kriegstüchtigkeit unterordnete, wenn nicht jenes Gemeinschaftsgefühl sie beseelt hätte, das einen den andern unterstützen, belehren, fördern geheißen hätte: es wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, aus diesem Wirrwarr von allen Seiten, aus allen Berufen, aus allen Klassen, von jeder Altersstufe zusammengelaufener Männer binnen zehn Wochen eine kampfbereite Armee zu schmieden. Es waren keine kriegserfahrenen Regimenter, die um die Mitte des Oktober die blauen Uniformen auf Kammer abgaben und sich in Feldgrau einkleideten. Es haperte auch, wenn sie eine Schwenkung machten, und die Gewehrlage beim Marsch in Gruppenkolonne ließ viel zu wünschen übrig. Mancher Minderbegabte hatte auch immer noch nicht begriffen, daß er beim Schwärmen links vom Vordermann in die Lücke treten müsse, und daß beim Hinlegen linkes Knie, rechte Hand, linker Ellenbogen den Boden nacheinander zu berühren haben. Aber jeder von ihnen konnte laden und schießen und wußte, wie der Tornister zu packen war. Jeder verstand sich auf die simpelsten Formen des Gefechts, wußte, wie die Fußlappen zu wickeln waren und wie man das Seitengewehr aufpflanzt. Jeder von ihnen schließlich hatte begriffen, daß man den Feind angreifen müsse, wo man ihn träfe. Und jeder von ihnen kannte den Satz aus dem Reglement: „Die Infanterie ist die Hauptträgerin des Kampfes, darum winkt ihr aber auch der höchste Ruhm." . . .

Seit dem 10. Oktober wurden auf den Truppenübungsplätzen die Bataillone verladen. XXII., XXIII., XXIV., XXVI. und XXVII. Reservekorps bekamen Ausladebefehl für Belgien. Die 6. bayerische Reservedivision folgte nach wenigen Tagen nach. Das XXV. Reservekorps wurde nach Ostpreußen geleitet. Das XXIV. Reservekorps fand andere Verwendung im Westen. Das XXII. Reservekorps mit der 43. Reservedivision (R.Inf.Regtr. 201—204, R.Jäg.Batl. 15, R.Feld-Art.Regt. 43) und der 44. Reservedivision (R.Inf.Regtr. 205—208, R.Jäg.Batl. 16, R.Feld-

Art.Regt. 44) war im Bereiche des Gardekorps, des III., X. und XVIII. Armeekorps aufgestellt und unterstand dem Befehl des Generals der Kavallerie von Falkenhayn. Das XXIII. Reservekorps mit der 45. Reservedivision (R.Inf.Regtr. 209—212, R.Jäg.Batl. 17, R.Feld-Art-Regt. 45) und der 46. Reservedivision (R.Inf.Regtr. 213—216, R.Jäg.-Batl. 18, R.Feld-Art.Regt. 46) war in Mecklenburg und Pommern gebildet und wurde vom General der Kavallerie von Kleist geführt. Das XXVI. Reservekorps mit der 51. Reservedivision (R.Inf.Regtr. 233 bis 236, R.Jäg.Batl. 23, R.Feld-Art.Regt. 51) und der 52. Reservedivision (R.Inf.Regtr. 237—240, R.Jäg.Batl. 24, R.Feld-Art.Regt. 52) hatte seine Aufstellungsorte in Thüringen und der Provinz Sachsen, sein Kommandeur war der General der Infanterie Frhr. von Hügel. An der Spitze des XXVII. Reservekorps mit der 53. sächsischen Reservedivision (R.Inf.Regtr. 241—244, R.Jäg.Batl. 25, R.Feld-Art.Regt. 53) und der 54. württembergischen Reservedivision (R.Inf.Regtr. 245*—248, R.Jäg.Batl. 26, R.Feld-Art.Regt. 54) stand der Königl. sächsische Kriegsminister Generalleutnant von Carlowitz.

Sämtliche Divisionen waren die letzten beiden Wochen vor ihrem Abtransport auf den Truppenübungsplätzen ihrer Bezirke zusammengezogen, um die notwendigsten Übungen in größeren Verbänden durchzuführen. Gleichzeitig mit dem Transport nach Belgien wurde aus den vier Reservekorps die 4. Armee gebildet. Ihr wurde außerdem das in der Küstengegend kämpfende und die Belgier verfolgende III. Reservekorps des Generals der Infanterie von Beseler unterstellt, das sich aus der 5. und 6. Reservedivision und der 4. Ersatzdivision zusammensetzte. Das III. Reservekorps enthielt die einzigen kriegserfahrenen und vollkommen durchgebildeten Truppen, über die die 4. Armee zunächst verfügte. Oberbefehlshaber der Armee war der Königl. württembergische Generaloberst Herzog Albrecht von Württemberg, sein Chef des Generalstabes der Generalmajor Ilse. Durchstoß längs der Küste auf Dünkirchen und Calais, Niederringung der englischen Streitkräfte — so lautete der dieser so zusammengesetzten Armee gewordene Auftrag.

* * *

Am 17. Oktober waren die Ausladungen überall beendet und die Korps in die ihnen zugewiesenen Aufmarschräume eingerückt. Der

*) Res. Inf. Regt. 245 war in Sachsen aufgestellt.

Vormarsch begann. Südlich Brügge und östlich Thourout stand das XXII. Reservekorps auf dem rechten Flügel der 4. Armee. Nach links schloß das XXIII. Reservekorps an, das seinen linken Flügel bis an den Westrand von Thielt dehnte. Ihm benachbart marschierte das XXVI. Reservekorps geradenwegs auf Roulers und Iseghem zu, während auf dem linken Armeeflügel das XXVII. Reservekorps den Abschnitt östlich und nördlich von Courtrai als nächstes Vormarschziel vor seiner Front hatte.

Das auf der Verfolgung der Belgier begriffene III. Reservekorps hatte vor der Front dieser neuen Armeekorps am 15. Oktober unter ständigem Geplänkel mit belgischen Nachhuten die Linie Ostende—Roulers erreicht. Agentennachrichten sprachen von einer starken Besetzung Ostendes, das die Belgier anscheinend verteidigen wollten. Gleichzeitig liefen von der Heereskavallerie im Raume südwestlich Ypern Meldungen von starken feindlichen Ansammlungen ein, die ständig von St. Omer, Hazebrouck und Dünkirchen aus vermehrt wurden. Auf dem Meere bei Ostende erschienen drei englische Kreuzer. General von Beseler plante für den 15. Oktober eine starke Beschießung Ostendes durch schwere Artillerie und einen Vorstoß der 6. Reservedivision auf Thourout. Beide Unternehmungen mußten abgesagt werden, als am Mittag der Befehl eintraf, das Korps Beseler sei der neuen 4. Armee unterstellt und habe bis zu weiter ergehenden Befehlen des Armeeoberkommandos die erreichte Linie nicht zu überschreiten.

Noch am Nachmittage des 15. Oktober berichteten flüchtende Einwohner, die Belgier hätten Ostende in südwestlicher Richtung verlassen. Vorgeschobene Patrouillen bestätigten die Nachricht, die Stadt wurde kampflos besetzt. Die Fühlung mit dem abziehenden Gegner ging verloren. Vor Thourout gerieten einige Teile der 6. Reservedivision in ein lebhaftes Gefecht mit belgischen Panzerautomobilen. Nach kurzer Zeit verschwand aber auch hier der Feind. General von Beseler war sehr wenig erfreut, daß ihm der Befehl zum Anhalten die Berührung mit dem weichenden Gegner raubte und drängte die neue vorgesetzte Stelle zu raschen Entschlüssen.

Am frühen Morgen des 16. Oktober war der Befehl des Herzogs Albrecht von Württemberg da. Er bewies, daß die deutsche Führung noch keinerlei Kenntnis von den umfassenden feindlichen Angriffsvorbereitungen hatte. Beide Gegner, Herzog Albrecht von Württemberg und General French, tasteten noch völlig im Dunkeln und handelten beiderseits im Glauben, einen nicht allzu starken

Feind vor sich zu haben. Wohl waren die englischen Ansammlungen zwischen Dünkirchen und Hazebrouck gemeldet, aber die Vermutung lag nahe, daß diese Truppen für den bisherigen Nordflügel der kämpfenden Westheere bei Lille und Armentières bestimmt waren. Der Befehl an das Korps Beseler lautete, im Laufe des 16. Oktober unter allen Umständen starke Patrouillen vor der ganzen Front des Korps bis an die Bahnlinie Dünkirchen—Hazebrouck vorzutreiben und diese Bahnlinie an mehreren Stellen zu zerstören. Am Ypernkanal und an der Yser stießen alle diese Patrouillen auf starken und zum Teil verschanzten Feind. French hatte seine Sicherungen im Laufe des 15. Oktober bis dorthin vorgeschoben und die zurückgenommene belgische Armee zur Verlängerung seines linken Flügels von Dixmude bis zum Meere verwendet. Hinter den zurückweichenden deutschen Patrouillen stießen englische Aufklärungsabteilungen, zumeist Kavallerie, bis an den Rand des Aufmarschraumes der 4. Armee vor. Noch aber verhinderte das weit auseinander gezogene III. Reservekorps jede Berührung der neuen Gegner, um den Engländern nicht frühzeitig das Geheimnis der vier herbeigeeilten Angriffskorps preiszugeben.

Im Laufe des 17. Oktober klärte die 6. Reservedivision in lebhaftem Gefecht mit den englischen Sicherungen gegen Dixmude auf und stellte fest, daß der Ort brückenkopfartig befestigt und aufs stärkste besetzt sei. Alles deutete darauf hin, daß sich hier der Angelpunkt der feindlichen Hauptstellung befand, von der man noch keineswegs wußte, ob sie eine Verteidigungsstellung war oder ob sie als Ausgangslinie für einen bevorstehenden großen Angriff gedacht war. Das Netz der englischen Sicherungen war so eng, daß es unmöglich war, genaue Aufklärung hierüber zu erhalten. Beim deutschen Armeeoberkommando neigte man immer noch zu der Annahme, daß es sich nur um eine ziemlich schwache Verteidigungslinie handeln könne, während andererseits French durch das Zurückweichen der deutschen Patrouillen immer mehr in seiner Vermutung bestärkt wurde, daß er sich zu seinen Vorbereitungen alle erforderliche Zeit nehmen könne.

Die Sicherungs- und Verschleierungsaufgabe des III. Reservekorps war am 17. Oktober erfüllt. Die fertig aufmarschierte 4. Armee trat zum Angriff gegen die Yser- und Ypernkanallinie an. Am Mittag erging Befehl an Beseler, im Laufe dieses und des nächsten Tages seine Verbände unter möglichster Vermeidung von Zusammenstößen mit dem Gegner vor der Front der Armee nach Norden wegzuziehen und dann auf dem rechten Flügel der Armee an der Bahnlinie Ostende—Thourout

sich anzuschließen. Die Bewegungen begannen sofort. Das Ref.Inf.-Regt 26 von der 6. Reservedivision wurde aber von dem aufmerksamen Gegner bei Essen sofort in ein Gefecht verwickelt, das die Loslösung bis in die Nacht hinein unmöglich machte. Erst als am Morgen des 18. Oktober die Engländer auf Dixmude zurückgingen, wohl in der Annahme, in einen ernsten deutschen Angriff verstrickt zu sein, konnte die 6. Reservedivision die Rechtsschwenkung in den neuen Korpsabschnitt ausführen.

Mittags trafen die neuen Befehle ein, die dem III. Reservekorps seine Aufgabe im Rahmen des Angriffs der ganzen Armee zuwiesen. Seit morgens 9 Uhr war das Reserve-Jägerbataillon Nr. 3 von der 5. Reservedivision nach heftigem Kampf in St. Pierre-Cappelle eingedrungen. Die 4. Ersatzdivision lag vor Westende im Feuerkampf mit eingegrabenem Gegner. Vor Middelkerke erschienen auf hoher See sieben englische Kreuzer und begannen, ihr Feuer auf die Anmarschstraßen des III. Reservekorps und die in den Dünen vorgehenden deutschen Schützen zu lenken. Kurz später tauchten westlich von ihnen auf der Höhe von Nieuport drei Schlachtschiffe auf. Das Feuer auf die Straßen begann unangenehm zu werden. Die 6. Reservedivision verstrickte sich nachmittags 5 Uhr bei dem Dörflein Keyem, eine gute Stunde nordöstlich Dixmude, in einen heftigen Kampf mit belgischer Infanterie. Gegen 6 Uhr war sie durch den Ort hindurch und drang mit anbrechender Dunkelheit langsam gegen den Seitenarm der Yser und den Kanal vor. Noch in der Dunkelheit wurde der Übergang versucht. Er scheiterte . . .

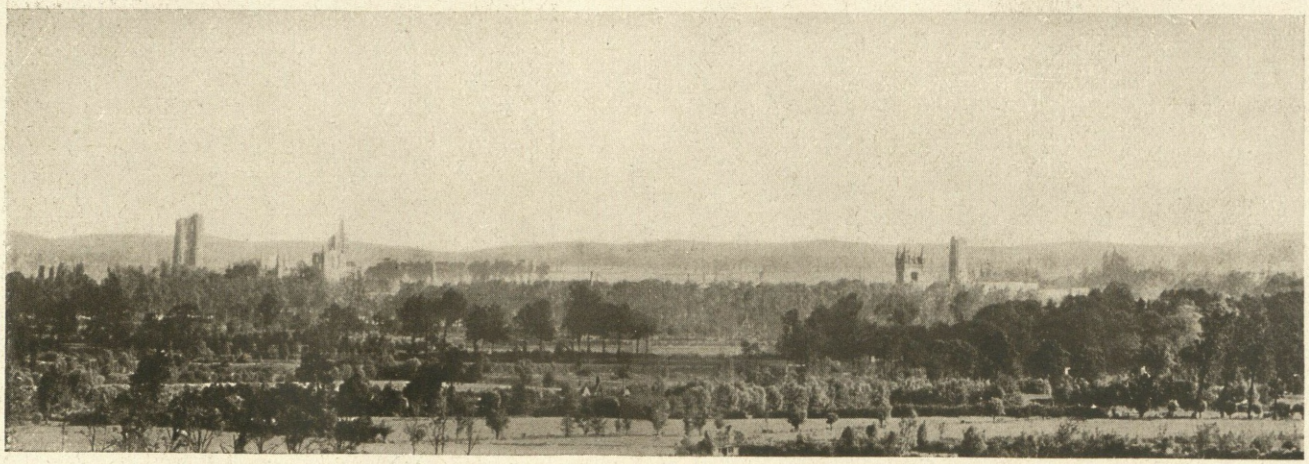
Mittlerweile waren weit im Südosten die ersten Teile der 4. Armee mit dem Feinde zusammengeraten. Die ersten Musketiere der Kinderregimenter liefen dem flandrischen Tod in die Arme . . .

* * *

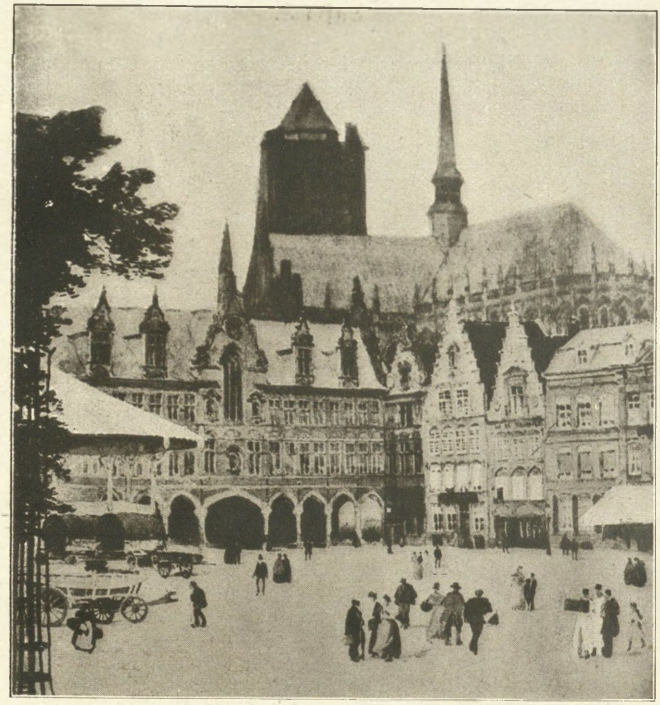
Am Morgen des 18. Oktober radelte eine etwa neunzig Mann starke Radfahrerabteilung*) von der 46. Reservedivision durch die Stadt Roulers, begleitet von einer Kavalleriepatrouille**). Die Einwohner besahen sich mit feindlichen Gesichtern dies seltsame Schauspiel und ließen die Fensterläden herunter. Keine Frage der Deutschen nach Belgiern oder Engländern wurde beantwortet. Sie taten, als verstünden sie nichts. Am Südausgang der Stadt, wo die Eisenbahn nach Iseghem, nach Menin und nach Ypern ihre drei Finger ausstreckt und die Straße westwärts

*) Radfahrer von dem Ref. Inf. Regtr. 213, 214, 215.

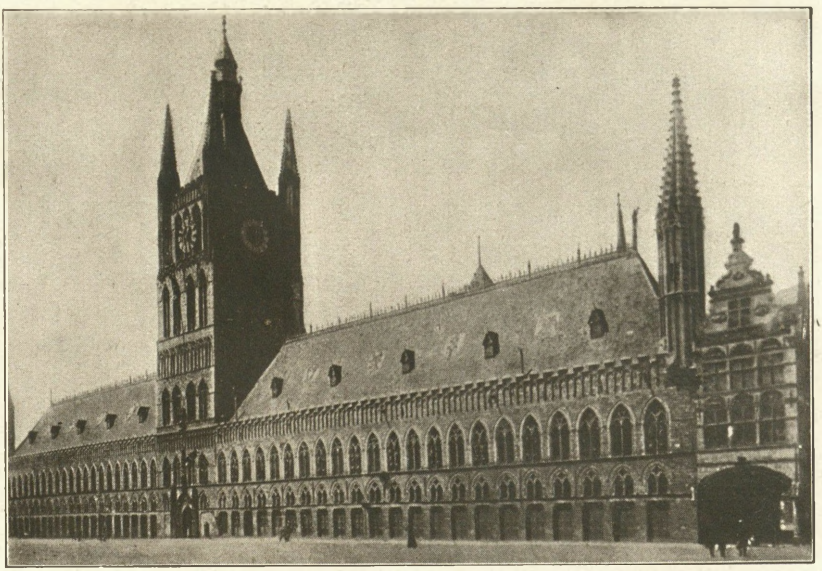
**) Von der Kav. Abtlg. 46 in Stärke von 1 Offiz. (Lt. Winckler-Krämer) 1 Vizewachtmeister (Strasen) und 3 Dragonern.



Teilansicht von Ypern



Rathaus Phot. Ecko Film, Berlin



Tuchhalle

nach Westroosebeke und südwestwärts nach Moorslede biegt, trennten sich Kavalleristen und Radfahrer mit fröhlichem Gruß. Die Kavalleristen trabten gen Südwesten, die Radler radelten gen Westen.

Es dauerte nicht sehr lange, da vernahmen die Kavalleristen in nordwestlicher Richtung ganz plötzlich ein wildes Geschieße, kurz und außerordentlich heftig. Die flache Gegend und die zahlreichen Hecken verhinderten jede Sicht. Ihnen schwante nichts Gutes. Just als sie nach Roulers umbogen, um von dort in der Richtung auf das Gewehrfeuer vorzudringen, klang ihnen vom Westrande des Ortes abermals der scharfe Peitschenknall des Infanteriefeuers entgegen. Die Pferde fühlten die Sporen und setzten sich in Galopp. Manch einem von den Reitern schlug das Herz höher. Es ist so eine eigene Sache, wenn man in das erste Gefecht rückt. Schon sahen sie die ersten Häuser von Roulers wieder vor sich liegen, als mit wildem Armschwenken ein paar feldgraue Gestalten auf sie zugeeilt kamen. Da erfuhren sie das Unheil.

Die Radfahrerabteilung unter Führung des Offizierstellvertreters Sellschopp war etwa halbwegs Westroosebeke in einen sorgfältig gestellten Hinterhalt englischer Kavallerie geraten. Nachdem die Engländer die Spitze ungeniert hatten passieren lassen, umzingelten sie plötzlich die ahnungslose Hauptabteilung und schossen einen nach dem andern ab, bevor die meisten den Karabiner von der Schulter gerissen hatten. Es gab nicht viel Hin und Her und gar kein Geschrei. Ein paar gerieten in Gefangenschaft, ein paar gelang es zu entkommen. Die übrigen lagen auf der Straße mit zerschmettertem Schädel, verblutender Brust und verkrampften Händen, einer über dem andern, jeder von ihnen noch das jähe Erstaunen auf dem jungen Gesicht, daß es vom Leben zum Sterben ein so kurzer Weg war. Hingeworfen von den Rädern, um nie wieder aufzustehen.

Die Überlebenden und Entkommenen flüchteten querfeldein gegen Roulers zurück. Da hatten die Einwohner die Läden mittlerweile wieder in die Höhe gezogen, und aus zahlreichen Häusern vom Stadtrand fuhren den Flüchtlingen Gewehrkugeln entgegen . . .

Das war im einzelnen der Verlauf jener kleinen Kampfepisode, durch die General French von der Anwesenheit und dem Vormarsch der neuen deutschen Korps vor seiner Front erfahren hatte . . .

* * *

In ihrer ganzen Breite war die 4. Armee seit dem Vormittage des 17. Oktober auf dem Vormarsch begriffen. In zahlreichen nebeneinander

angesetzten Kolonnen rückten die Korps vor, indem sie starke Patrouillen und Sicherungen vor sich her schoben. Die Eigentümlichkeiten des flandrischen Bodens begannen sich bald bemerkbar zu machen. Unendlich weit dehnte sich die Ebene. Bei klarem Wetter konnte man von den Türmen der Kirchen und hochgebauten Häusern aus die flachen Wellenlinien der Höhenzüge erkennen, die sich, östlich Dixmude beginnend, durch den Houthulster Wald in weitem nach Westen geöffnetem Bogen über Paschendaele, Gheluvelt und Hollebeke bis zum Kemmel hinziehen. Von Nordosten über Osten und Süden bis fast zum Westen eingebettet liegt mitten darin das verträumte Ypern. Nur der Norden ist freie Ebene, durch die sich der Kanal seinen Weg zur Yser sucht, nachdem er in zahlreichen Schleusen bei Hollebeke und Voormezeele sich von Süden her mitten durch den 50—60 Meter hohen Hügelkranz an die Stadt herangemüht hat.

* * *

Einst, im 13. und 14. Jahrhundert, war Ypern die blühendste unter den Städten Flanderns. Reiche und unternehmende Kaufleute brachten aus Italien die Kunst der Tuchweberei mit. Die Bürgerschaft begriff sofort den Wert dieses Geschenkes, schloß mit den seetüchtigen Bewohnern von Brügge ein Übereinkommen und ging an die Arbeit. Nach zehn Jahren war Ypern eine der reichsten Städte vom Meere bis nach Lille und Roubaix. Täglich fuhren die schweren Karren mit köstlicher Ladung über die holprigen Straßen nach Roulers und Thourout, ehe sie nach zwei- oder dreitägiger Fahrt in Brügge eintrafen, um die Ballen flandrischen Tuches den Händlern von Brügge gegen gute klingende Münze abzuliefern. Von dort wanderten die Stoffe in den Laderäumen der Kauffahrteischiffe um die ganze damals bekannte Welt, und kein Stutzer war an den Höfen Europas, der nicht den Ruhm der Tuchmacher von Ypern gekannt hätte.

Aber eines Tages zog eine neue Zeit ein. Unauffällig und ganz heimlich kam sie zuerst, ehe denn sie sich in frecher Anmaßung ganz offen breitmachte. Harmlos und wie ein Spielzeug gebärdete sie sich im Anfang, bis sie hohnlachend den Tuchwebern das Brot vom Mund nahm und ihrer Hände Arbeit verspottete. Sie wagte sich nicht in die Stadt, denn sie fürchtete sich im Grunde vor ehrlicher Hände Tun. Sie blieb lauernd abseits in Menin und Courtrai und sah mit scheelen, neidsüchtigen Blicken nach Ypern hinüber. Sie rief sich ein paar Landstreicher zu Hilfe und begann hinter verschlossenen Türen ihr geheimes Werk. Erst lockte sie die von Ypern mit klingendem Geld. Aber die wandten sich

verächtlich ab und beluden ihre Karren für die Fahrt nach Brügge. Dann aber zeigten die in Brügge denen von Ypern die neuen Tuche aus Courtrai und Menin und bewiesen ihnen, daß sie ebensogut und viel billiger seien. Da verschleuderten die von Ypern erst ihrer Hände Arbeit um einen Gotteslohn und ballten die Fäuste dann in ohnmächtiger Wut, als sie die ausländische Wolle nicht mehr bezahlen konnten. Und dann ließen sich viele von der neuen Zeit in Courtrai und Menin in die dunklen verschlossenen Häuser sperren, wo sie ihrer Hände Kunstfertigkeit eintauschten gegen stumpfsinnige Griffe an Hebeln und Hölzern. Da hatte die neue Zeit den Sieg davongetragen, und auf der Straße nach Roulers wurde es still von den hohen zweirädrigen Karren aus Ypern. Die Stadt begann einen langen, langen Schlaf, träumend von dem emsigen Gang der Webschifflein und den herrlichen Ballen wundervollen Tuches, von den blinkenden Dukaten und dem fröhlichen Gesang der Lehrbuben und Gesellen. Auch Brügge sank in Schlaf, als Menin und Courtrai ihre Ware südwärts und ostwärts über Land zu schicken begannen. So ruhten die beiden emsigen Schwestern nebeneinander aus von ihrer Arbeit, und die Zeit schien an ihnen mit leisen Schritten vorüberzugehen, um ihren Dornröschenschlaf nicht zu stören . . .

* * *

Vor mehr als einem halben Jahrtausend barg die sagenreiche Stadt einen unheimlichen Gast in ihren Mauern. Das war der Tod von Ypern. Aus der Fremde war er gekommen, von niemandem bemerkt, in der Brust irgendeines verborgen, der von draußen heimkehrte. Er blieb nicht in Genua, nicht in Bordeaux, nicht in Calais und nicht in Brügge, sondern machte sich schnurstracks auf den Weg nach Ypern, als wisse er, daß dort seine Heimat sei. Und wo ihm unterwegs lachende Menschen begegneten, da dachte er: „Wartet nur, bald werdet ihr eure Gesichter verzerren!" Und wo er das Korn unter den Sicheln der Mähleute fallen sah, da flüsterte er: „Warte nur, bald wird niemand mehr dich schneiden, da ich die Sichel zu einer anderen Mahd brauche!" Und als nach wenigen Tagen die Stadt mit jähem Entsetzen das bleiche Gesicht des Fremden erkannte, da war es längst zu spät.

Der Tod von Ypern begann seine Mahd. Er stieg aus der verbrennenden Brust dessen, der ihn über die Straße und das Meer in diese Stadt getragen, und erwürgte ihn mit kaltem Griff. Dann wußte er, wie es zu machen war. Er ging in das Nebenhaus, wo der Meister mit Weib, Kindern und Lehrbuben beim Vespermahl saß, trat in die Stube,

indes der Meister gerade Jesus Christus um sein Zugegensein beim Mahle bat, und tupfte ganz leise den jüngsten Lehrbuben auf die Stirn. Da half kein Schreien, kein Beten und Wimmern, kein Aderlaß und kein geistlicher Zuspruch. Nach zwei Tagen wälzte sich der Junge zum letztenmal unter den brennenden Qualen der Schwären seines armen Leibes. Dann trugen sie ihn hinaus, indes der Tod von Ypern längst die ganze Straße auf seine Tafel geschrieben hatte.

Da erkannten ihn die von Ypern. Und eine wahnsinnige Todesangst durchrüttelte die ganze Stadt. Tausende flohen blindlings davon. Ach, längst hatte ihnen der Tod von Ypern auf die Stirn getupft! Sie kamen nicht weit, ehe sie niederbrachen. Gesellen trugen den Meister zu Grabe und legten sich zum Sterben, als sie zurückkamen. Kinder weinten um den Vater, und ehe sie ein einziges Tuch naßgeweint, hörten sie den unsichtbaren Tod in ihrem Rücken kichern und fühlten die Spitze seines kalten Fingers auf ihrer Stirn. Kirchhöfe und Grüfte waren übervoll, die Totengräber sanken neben die Särge, die Toten blieben in den Häusern, da niemand sie mehr hinaustrug. Die Sterbeglocken läuteten ohne Aufhören von den Türmen der Martinskirche, bis niemand mehr war, der den Strang ziehen konnte. Alte Leute schleppten sich mit der letzten Kraft auf den Kirchhof, um dort vom Tod sich abholen zu lassen. Niemand mehr wehrte sich gegen ihn, denn alle wußten, daß er nicht ruhen und rasten würde, bis er seinen Hunger gestillt.

Und als er endlich über die Straße davonzog, hinterließ er von zweimal hunderttausend Menschen nicht mehr zwanzigtausend. Zufrieden nickte er über sein Werk und versprach, daß er nach abermals einem halben Jahrtausend wiederkehren werde . . .

Die Menschen wurden klüger und lernten, sich gegen den Tod verteidigen. Die alten Leute von Ypern erzählten ihren Enkelkindern von dem bleichen Besucher, der ihre Urväter heimgesucht, und vergaßen nicht hinzuzufügen, daß er nun und nimmer wiederkehren werde, weil er heuer sich nicht mehr unsichtbar einschleichen könne und weil man wisse, wie man ihn abschrecken müsse. Und wenn ein Bursch zu einer blassen Maid sagte: „Du siehst ja aus wie der Tod von Ypern!“ dann lachten beide, weil der Tod von Ypern nun selbst gestorben sei. Niemand wollte sich mehr entsinnen, daß er seine Wiederkehr nach einem halben Jahrtausend angekündigt.

Und just als das halbe Jahrtausend um war, da war der Tod von Ypern wieder im Land.

Er war seiner Sache so sicher, daß er es verschmähte, heimlich und leise, in einer Menschenbrust versteckt, seinen Einzug zu halten. Er gab sich auch nicht erst mit schwachen Kindern ab, sondern er fiel mit gellendem Schrei erwachsene Männer an und warf sie hin auf die Straße und auf die Felder. Er wühlte nicht heimlich in ihren Gedärmen und schlich nicht lautlos weiter, nachdem er an ihre Stirn getupft, sondern er zerriß mit jähem Griff ihre Stirn und ihre Brust und ließ ihr Blut zur Erde strömen. Schamlos und nackt, brüllend und gröhlend ritt er durch die Luft auf feurigen Strahlenbögen und hüllte sich in stinkende Schwefelwolken. Fauchende Eisenstücke schleuderte er nach allen Seiten mitten unter die zusammengedrängten Menschen und schrie vor trunkener Wildheit, wenn ihrer ganze Gruppen auf einmal zerrissen. Dem Freund, der dem Freund die Wunden verband, stieß er die Lanze hinterrücks durch die Brust. Den Ahnungslosen, der über die Straße schritt, sprang er mit jähem Lärm aus weiter Entfernung an und trat ihn nieder, daß sein blutendes Fleisch sich mit dem Lehm vermengte. In rasender Tollheit lief er durch das Land und legte Feuer an die Häuser. Wenn hinter ihm rauchende Trümmer verkohlten, pflanzte er längst den roten Hahn auf einen andern Turm. Des Nachts, wenn ringsum gleich blutenden Wunden die Flammen gen Himmel züngelten, fuhr er heulend und pfeifend durch die Luft und machte hier und da unter krachendem Lärm einen trunkenen Sprung.

Auf allen Wegen zog er heran, hinter allen Hecken lauerte er, in allen Wäldern versteckte er sich, alle Kanäle färbte er mit seiner Lieblingsfarbe Rot.

Mit tausend Hämmern begann er auf die Stadt zu schlagen, die seine Wiederkehr vergessen. Hundert züngelnde Feuer legte er an. Und wenn einer es wagte, den Brand zu stören, fuhr er in einem heulenden Schwung heran und warf den Vermessenen zu Boden, daß die Flammen über ihn krochen gleich lüsternen Schakalen. Nach mondelanger Arbeit fand er, daß das Werk nur langsame Fortschritte mache und verschwor sich, nicht eher zu ruhen, bis kein Haus dieser Stadt ohne sein Mal sei. Er besann sich, daß er fünfhundert Jahre gesäumt, und daß er sich darum Zeit nehmen müsse, um alles zu Ende zu führen. Er nistete sich für den Winter ein und ruhte sich aus. Und er begann im Frühjahr mit verdoppelter Wut zu arbeiten. Er blieb auch im nächsten Jahre und begann im dritten, da es ihm immer noch nicht schnell genug ging, mit einer hämmernden Walze hin und her über die unglückliche Stadt zu fahren. Da sanken die letzten Türme in Schutt.

Im fünften Jahre endlich fand er, daß ihm nichts mehr zu tun übrig blieb, und verließ die Stadt, in der kein Leben sich regte und kein Stein mehr über dem andern lag. Rings um das schweigende Steinmeer breitete sich eine Wüste.

So war der Tod von Ypern nach fünf Jahrhunderten wiedergekehrt, wie er es einst verkündigt hatte . . .

* * *

Während im Verlaufe des 18. Oktober sämtliche Korps der 4. Armee mit den Sicherungen des Gegners in Gefechtsfühlung kamen, entspann sich auf dem rechten Flügel der Armee, wo sich das III. Reservekorps zwischen der Küste und dem Raum östlich Dixmude zusammengezogen hatte, bereits der Beginn der großen Schlacht. Unbekümmert um das Feuer der in immer größeren Mengen auftauchenden englischen Kriegsschiffe drang die 4. Ersatzdivision in lichten Wellen durch die Dünen, dichtauf gefolgt von ihrer Feldartillerie, und entriß um die Mittagsstunde den erschöpften Belgiern Westende. Am Westrand des Dorfes, im Angesicht der Schleusen des Kanals und des Leuchtturms, blieben die Regimenter im Gewehrfeuer liegen. Die weit ins Land streichende Schiffsartillerie vergalt jede Bewegung im Dünenfeld und schützte das Ausschiffen starker englischer Artilleriekräfte. Das Reserve-Jäger-Bataillon Nr. 3 von der 5. Reservedivision verstrickte sich in den Gehöften von St. Pierre-Cappelle in erbitterte Nahkämpfe und erschloß den Hauptkräften der Division den Vormarsch bis nach Schoore. Wenige hundert Meter vor dem Kanal bissen die Reservisten sich fest. Die brandenburgische 6. Reservedivision focht unterdessen beiderseits von Keyem und warf den Gegner über den dem Yserkanal vorgelagerten Seitenarm zurück.

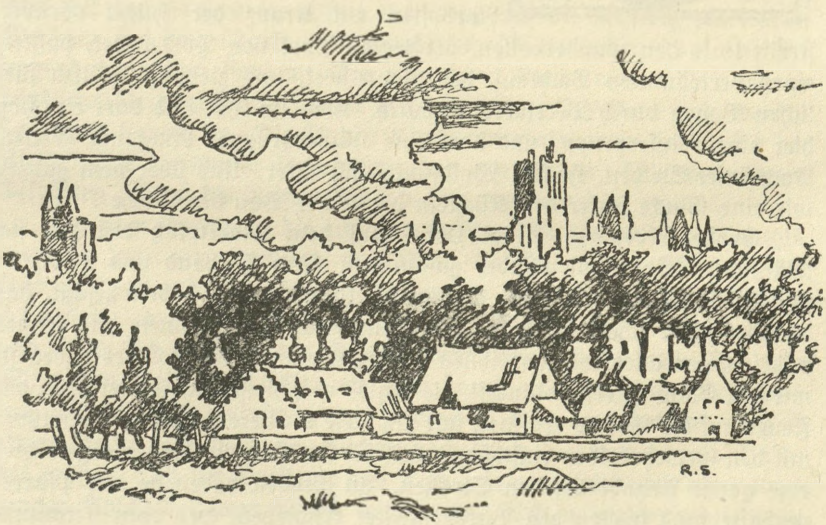
Den ganzen Tag über brodelte das Feuer. Gegen Abend trat vorübergehend Ruhe ein. Mitten in der Nacht begann in der Gegend von Keyem heftiges Schießen. In das Knattern der Gewehrschüsse mischten sich die harten Schläge der Granaten. Die 5. belgische Division, verstärkt durch eine Marinebrigade, versuchte dort, den Brandenburgern den Erfolg des Tages zu entreißen. Stundenlang wogte das Gefecht hin und her. Die Verbindungen rissen ab. In Dunkelheit, Häusergewirr und Heckenreihen focht jede Gruppe für sich, ohne Kenntnis des Nachbarn. Allein das Feuer verriet die Linie der Kämpfenden. Nachts um drei Uhr war auch dieser Lärm vorüber. Keyem blieb fest in der Hand der 6. Reservedivision.

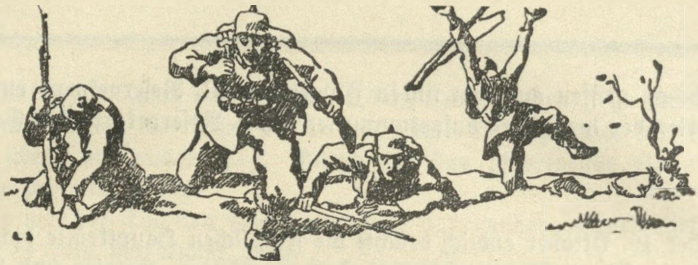
Schon griffen auf dem linken Flügel des III. Reservekorps einzelne Batterien des inzwischen aufgekommenen XXII. Reservekorps ins Gefecht.

* * *

Der 19. Oktober endlich brachte die feindlichen Hauptkräfte dicht aneinander. Die 4. Armee erkannte, daß Engländer, Belgier und Franzosen die Linie Becelaere—Poelkappelle—Westrand Houthulster Wald—Dixmude—Yserkanal—Küste zur Verteidigung eingerichtet und mit stärksten Kräften besetzt hatten. Noch wußte sie nicht, daß General French für den nächsten Tag ursprünglich den allgemeinen Angriff befohlen hatte, der den Untergang der deutschen Westheere besiegeln sollte. French seinerseits kam es zum Bewußtsein, daß sein Angriff angesichts der herangerückten deutschen Kräfte verschoben, wenn nicht aufgegeben werden müsse. Er entschloß sich zur Verteidigung. Die deutsche Armee schrieb das Gesetz der kriegerischen Handlung vor . . .

Fahl und grau schleppte sich über die naßgetauten flandrischen Wiesen der Morgen des 20. Oktober heran.





Becelaere.



stlich Ypern schlängelt das Bähnlein nach Menin sich langsam dem Höhenkranz entgegen. Links schimmert der Teich vom Schloß Hooge. Rechts grüßen die Gehöfte von Zillebeke, ehe die herrlichen Wälder nahe an die Gleise herantreten. In tiefem Einschnitt geht es durch die Hügel, bis auf einmal Gheluvelt an einer Biegung erscheint. Dann schleicht das Bähnlein in unmerklicher Wendung nach Nordosten am Kranz der Hügel vorüber, streift links den wundervollen, gepflegten Park von Polderhoek, passiert einen verträumten Bachlauf, den Reutelbeek, und zieht in weitem südlichen Bogen durch Becelaere hindurch. Hier ein Hof und dort ein Hof, hier eine Häusergruppe und dort eine Häusergruppe. Ringsum Wiesen, Bachläufe, Weiden, Hecken, Waldstücke und Äcker. Und über dem ganzen wie eine Glucke unter den Küchlein der breite Bau der Kirche . . .

Große Erregung ist im Ort. Auf dem Marktplatz drängen sich Männer, Weiber und Kinder zusammen. Von Terhand und Dadizeele sind in der Nacht ein paar Männer gekommen und haben gesagt, daß die Deutschen schon diesseits Ledeghem sind. Sie brennen und sengen und schlagen alles tot, was ihnen entgegenkommt. In Roulers haben sie mit den Einwohnern gekämpft, die hinter verschlossenen Fensterläden das Feuer auf die Boches eröffnet, just als diese die verrammelten Haustüren mit den Gewehrkolben einstoßen wollten. Im Handumdrehen lagen ihrer eine ganze Anzahl auf den Straßen. In Staden haben sie den Pfarrer verhaftet und wollen den Bürgermeister erschießen, weil vom Kirchturm

herab Zivilisten eine Patrouille niedergeschossen haben. Und in Eessen gar soll sich eine regelrechte Schlacht zwischen den Boches und den Einwohnern abgespielt haben und die ganze Stadt sei am Brennen. Alles stehlen sie, alles brennen sie nieder, Weiber und Kinder sind nicht sicher vor ihren Messern. Das einzige Mittel ist, daß man sie abschießt wie tolle Hunde.

Ein Alter macht darauf aufmerksam, daß es nicht klug sei, wenn die Einwohner sich am Kampfe beteiligten. Sie sollten in die Keller gehen und abwarten, bis die Schlacht darüber hinweggeschritten sei. Was die Deutschen verlangten, das müsse man ihnen geben. Das Kriegführen, das sei ja Sache der Engländer. Ein paar murmeln Beifall und wenden sich schwerfällig um. Eine englische Kavalleriepatrouille klappert in eiligem Trab ostwärts über den Marktplatz. Die Karabiner liegen über den Sätteln. Die Gäule sind abgehetzt und stolpern. Die Reiter über und über mit Dreck bespritzt. Die Gesichter sind todernst. Ihre Träger wissen schon um das Sterben. Vielleicht waren sie gerade zurückgekommen von vorn, wo ihrer ein paar aus den Sätteln geschossen waren, hatten Meldung gemacht und trabten nun wieder aufs Feld hinaus.

Als sie dicht neben den Leuten von Becelaere waren, trat einer auf sie zu und hob die Hand. Der Führer der Engländer parierte seinen stolpernden Gaul, daß er mit der Hinterhand fast zusammenbrach, und beugte sich aufmerksam zu dem Frager. Der sagte irgend etwas und wies mit der Hand gegen Osten und dann auf die begierig wartenden Menschen auf dem Markt. Der Engländer schüttelte den Kopf und sah fragend seine Genossen an. Die vlämischen Laute waren ihm unverständlich. Der flandrische Bauer zuckte mit den Schultern und wandte sich seinen Leuten zu. Die Straße klirrte abermals unter den Hufen der Pferde. Die Karabiner schaukelten über den Hälsen. Mit unbewegten Gesichtern traben die Reiter ostwärts dem Dorfausgang zu . . .

Als vom Kirchturm die Uhr die zwölfte Mittagsstunde ankündigte, vernahm man ganz deutlich von Osten her das lange Knattern der Gewehrsalven und die zuckenden Schläge der Granaten. Nicht viel später galoppierte eine englische Batterie auf der Straße von Terhand heran und stellte sich nördlich des Dorfes hinter einer Hecke auf. Ehe zehn Minuten verstrichen, schrillten ein paar scharfe, fremdlautende Kommandos, und krachend entfuhr es mit vierfachem Blitz den Rohren. Irgend etwas heulte mit heiserem Zischen hoch durch die Luft davon. Indes der größere Teil der Dorfleute das Vieh zusammentrieb und ohne einen langen Abschied stumm in die Wälder im Westen verschwand, stiegen

andere langsam in die Keller und verrammelten die Türen mit Brettern und Schubkarren und allem möglichen Gerümpel. Sie saßen kaum eine Stunde darin, als zu ihren Häuptern ein wildes Geschrei und ein hastiges Hin- und Herlaufen sich erhob. Längst schoß die englische Batterie am Nordausgang nicht mehr. Und dann verstummten auch die Schritte. Fast eine Viertelstunde lang war eine lauernde Stille, in der man jeden Schlag des Herzens vernahm.

Dann aber mit einemmal krachte aus allen Ecken und Enden die Hölle los. Wildes Gebrüll lärmte durch die Straßen, als kämpften ineinander verbissene Raubtiere um einen Fleischfetzen. Schläge klatschten und Getroffene schrieen auf. Flüche gellten durcheinander mit Befehlen und brachen jäh ab in einem ohrenzerreißenden Hammerschlag. Brand knisterte heimlich und verriet sich durch brenzlichen Geruch, der durch die Ritzen der Kellerlöcher eindrang. Pfeifend rauschte es durch die Luft und krachte gegen die Wände. Alles aber überdröhnte von Minute zu Minute das rasselnde Donnern. Dann erzitterten jedesmal die Gewölbe bis in den Grund. Keiner wagte einen Blick auf die Straße. Keiner bewegte sich. Eng aneinandergekauert zählten sie die Minuten und die Hammerschläge und lauschten, ob das Geschrei sich noch nicht entferne.

Als der Abend vom Himmel stieg, quoll rote Glut durch die Ritzen der Kellerfenster herein. Und immer noch raste das irre Gebrüll . . .

* * *

Morgens um 9 Uhr setzten sich die Marschkolonnen der 54. Reservedivision vom XXVII. Reservekorps aus dem Raume von Moorseele in Bewegung. Ein unfreundliches Wetter herrschte. Feuchtigkeit und Kühle machten die Württemberger frösteln. Die umgehängten Mäntel hinderten am Marschieren. In den verschlafenen Köpfen der jungen Leute spukte die Erinnerung an die Kämpfe des vergangenen Tages, in denen sie zum erstenmal dem Tod begegnet.

Das Reserve-Infanterie-Regiment 245 unter dem Obersten Baumgarten-Crusius hatte an diesem Morgen die Spitze. Ihm folgten 246 und 247. 248 machte den Schluß . . .

Gegen 10 Uhr durchschreitet die Spitze das Dörflein Dadizeele. Merkwürdig ist, daß die Engländer, die den ganzen gestrigen Tag über eifrig geplänkelt, heute sich so zurückhaltend zeigen. Ein paar Gewehrschüsse fallen aus dem Waldstück links der Straße nach Terhand. Das ist alles. Die Spitzengruppe macht eine kleine Verbeugung, dann geht es weiter.

In Terhand alle Häuser verrammelt. Mit vorgehaltenem Gewehr wird das Nest durchschritten, eine Reihe links, eine rechts an den Häusern, jede die Fenster gegenüber beobachtend. Man kennt die Geschichte seit den Ereignissen in Roulers, wo es auf einmal aus den verschlossenen Fensterläden hervorkrachte. Keine Spur von den Engländern.

Am Westrand von Terhand kurzes Verweilen. Mit dem Glase wird das Vorgelände abgesucht. Hecken und Zäune beengen die Sicht. Eine flache Mulde zieht sich nach Westen, auf der anderen Seite steigt es ganz allmählich gegen Becelaere an. Nun findet sich eine Abteilung vom II. Bataillon der 246er, die mittlerweile sich rechts neben 245 gesetzt haben, am Rande von Terhand ein. Sie haben Befehl, in der Richtung gegen Becelaere vorzugehen, bis sie auf den Gegner stoßen. Um 4 Uhr, als die 246er etwa 300 Meter über Terhand hinausgedrungen sind, beginnt es plötzlich am Rande von Becelaere lebendig zu werden. Mit hellem Pfeifen fahren die Kugeln durch die Bäume und klatschen gegen die Häuser von Terhand.

Inzwischen treffen in Terhand immer mehr Teile der Division ein, das II. und I. Bataillon von 246 und das I. und III. Bataillon von 245. Ein Menschengewirr ist in den Straßen. Die Gewehre in der Hand, sammeln sich die Kompagnien hinter den Häusern und lauschen auf das verworrene Knattern von Westen her, das immer dichter wird. Hoch oben durch die Luft hört man die Querschläger singen. Es wird nicht viel gesprochen. Wer kann, lehnt den Tornister auf eine Mauer oder auf einen an der Straße stehenden Wagen. Die Kompagnieführer gehen zum Bataillonsstab und nehmen die Angriffsbefehle entgegen. Endlich, als von der Spitze ein paar zurückkommen, kann man Näheres erfahren. Becelaere muß dicht besetzt sein von den Engländern, die auf den deutschen Angriff warten. Bei jeder Bewegung beginnen sie ein wildes Geschieße aus den Häusern und den Heckenrändern. Ein paar Posten im Vorgelände gehen langsam auf den Dorfrand zurück. Die Spitze hat schon zwei Tote durch Kopfschuß. Glänzende Schützen sind die Engländer, und nichts ist von ihnen zu sehen.

Kurz vor 1 Uhr gehen die Kompagnien vom I. und III. Bataillon der 245er in langen Reihen durch den Ort nach vorn. Im Schutz der Bäume und Gärten treten sie auf das Feld, das ständig vom Pfeifen der Kugeln erfüllt ist. Am Rande der Gärten entwickeln sie sich zum Gefecht, das III. Bataillon rechts, das I. links. Rechts vom III. Bataillon liegen die Spitzen vom II. Bataillon der 246er im Gefecht mit englischen Postierungen östlich Becelaere. Das I. und III. Bataillon von 246

versammeln sich am Ostausgang von Terhand als Reserve der Angriffstruppen.

Punkt 1 Uhr, als alle Truppen mitten in der Bewegung sind, krachen hinter und nördlich Becelaere die ersten englischen Batteriesalven. In heulendem Schwung bricht es in Terhand ein und schleudert Eisen, Steine, Feuer und Schwefel umher. Gleich die ersten Granaten finden ihr Ziel. Ein paar 246er wälzen sich auf der Straße in ihrem Blut. Ein Augenblick der Verwirrung. Das Geschrei der Verwundeten klingt markzerreißend. Die nächste Batteriesalve heult heran und zerkracht in den Häusern. Kommandorufe schrillen. Die Verwundeten werden von der Straße getragen. Zwei oder drei rühren sich nicht mehr. Die jungen Leute machen ganz große Augen, indes sie die Leichen derer beiseite schleppen, die noch vor zwei Minuten mit ihnen in Reih und Glied gestanden. Blutlachen stehen auf der Straße. Vorbei. Am Ostrand sammeln sich die Reserven in den Gärten und setzen die Gewehre zusammen, indes die splitternden Teufel in dem geleerten Dorf umherspringen und ab und zu durch ihr Brüllen das abgehackte Knattern der Infanterieschlacht hindurchklingen lassen. Jeden Augenblick muß der Befehl für die Reserven kommen, die vordere Linie aufzufüllen.

Mutterseelenallein liegen die Toten im Dorf . . .

* * *

Unterdessen brandet am Ostrand von Becelaere die erbitterte Schlacht. Die Batterien des Reserve-Feldartillerie-Regiments 54 sind westlich Dadizeele im freien Feld aufgefahren und schleudern ihre Eisentöpfe immer zu sechsen nach Becelaere und auf die Straßenkreuze. Aus einzelnen Häusern züngeln schon die Flammen. Der Kirchturm weist ein gähnendes Loch auf, aus dem langsam Rauch quillt. Unsichtbar feuern englische Maschinengewehre ohne Pause über das ganze Feld, und jede Bewegung der Württemberger weckt gellende Schläge aus allen Hecken und Häusern. Immer wieder springen die Gruppen auf und eilen vorwärts. Sie sehen den Feind nicht und feuern dorthin, wo sie ihn nach dem Klang der Schüsse vermuten. Bei aufklärendem Wetter kann man nördlich und südlich den Brand von Ortschaften beobachten. Es ist gegen vier Uhr nachmittags . . .

Das I. Bataillon des Reserveregiments 245 ist am weitesten vorgedrungen und liegt dicht vor den ersten Häusern des Ortes. Das III. folgt ihm dichtauf. Der Kommandeur der 245er, dringt mit der

2. Kompagnie seines Regiments in den Nordteil von Becelaere ein, während die 5. und 6. Kompagnie von Osten herankommen. Der Rest des I. Bataillons folgt der 2. Kompagnie auf der Straße von Molenhoek her. Die 7. und 8. Kompagnie verstärken die 5. und 6. östlich des Dorfes. Zwischen 4 und 5 Uhr wird mit Hurra auch von Osten und Südosten her eingedrungen. Die Engländer gehen in den Westteil zurück. Das Infanteriefeuer schwillt ab. Vereinzelt nur peitschen die Kugeln durch die Straßen. Ein Durcheinander von vier verschiedenen Bataillonen ist im Dorf, das die Kompagnieführer zu entwirren versuchen. Voller Granatlöcher sind die Straßen. Gruppen von toten Engländern liegen umher, die das Artilleriefeuer gefaßt. Die Häuser sind verschlossen, werden mit dem Kolben aufgestoßen und nach Engländern untersucht. Niemand ist darinnen außer ein paar zitternden Einwohnern. Keiner denkt daran, den Brand der Häuser zu löschen. Sobald die Kompagnieführer ihre gelichteten Häuflein beisammen haben, geht es vorwärts gegen den Westteil des Ortes, wo der Engländer noch festsitzt . . .

Indessen hatte das III. Bataillon der 246er den Befehl, in einem Abstand von 600 Metern den vorderen Truppen gegen Becelaere zu folgen und sich zur Verfügung des Brigadekommandeurs General von Reinhardt zu halten. Vergeblich versuchte das Bataillon, den Brigadestab zu erreichen. Als der Gefechtslärm am Rande von Becelaere immer stärker wurde, entschloß sich der Kommandeur zum selbständigen Eingreifen und entwickelte die Kompagnien gegen den Südteil des Ortes. In raschem Lauf geht es durch die Häusergruppen hindurch bis zum Südwestausgang. Als die 12. und 10. Kompagnie das freie Feld betreten, schlägt ihnen ein mörderisches Infanteriefeuer entgegen. Sofort werfen sich die Schützen zur Erde. Links von ihnen läuft die Chaussee nach Gheluvelt. Geradeaus dehnt sich ein breites Wiesenfeld, an dessen Ende, durch einen Bach getrennt, der Waldpark von Poezelhoek seinen Anfang nimmt. Weiter rechts schimmern die Wälder von Reutel. Das irrsinnige Gewehrfeuer quillt aus dem Parkrand von Poezelhoek, wo jeder Baum mit einem feuernden Engländer besetzt scheint. Schon ist es sechs Uhr durch und langsam beginnt die Dämmerung. Aber das Schießen nimmt immer mehr zu. Die beiden Kompagnien bringen es fertig, sich bis auf eine kleine Erdwelle nördlich der Chaussee vorzuschieben, indes eine 50 Mann starke Feldwache in der linken Flanke ein Gehöft etwa einen halben Kilometer südwestlich des Kirchturmes besetzt . . .

Als das I. Bataillon der 245er den Westrand von Becelaere erreicht, ergeht es ihm nicht besser als den 246ern links von ihnen. Aus den Wäldern vor Reutel rasselt ein solches Infanteriefeuer, daß sofort jede Bewegung erstickt. Nachfolgende Schützenlinien werden bis fast auf den letzten Mann zusammengeschossen. Die Wiesen bedecken sich mit Leichen. Es ist unmöglich, die Verwundeten durch den Feuerhagel zurückzubringen. Sie müssen bis zum Anbruch der Nacht warten. Die eigene Feldartillerie ist im Stellungswechsel begriffen und kennt die neuen Ziele noch nicht. Zu allem Überfluß beginnt von der Westseite der Wälder her die schwere englische Artillerie Becelaere zu beschießen, so daß die Reserven durcheinandergeraten. An vielen Stellen flackert der Brand. Mehrfach versuchen die Kompagnieführer, ihre Leute sprungweise vorwärts zu bringen. Die aufspringenden Linien brechen im Kugelregen zusammen. Die Unsichtbarkeit des Gegners, seine Zielsicherheit, das Brüllen der schweren Artillerie, die andauernden harten Verluste und das gänzliche Abgeschnittensein gehen über die Nervenkraft der jungen Truppen. Erst einzelne, dann ganze Trupps weichen zurück in die ersten Häuser von Becelaere. Das Bataillon wird zersprengt. Rechts vom I. haben sich Teile des III. Bataillons vorgearbeitet. Der Kommandeur, Oberst Hesse, wird schwer verwundet, mehrere Offiziere fallen. Die führerlosen Truppen geraten in heftiges Schrapnellfeuer und erleiden schwere Verluste. Gleichwohl dringen sie etwa 100 Meter über den Ort hinaus vor und stellen einen flüchtigen Graben her, in dem sie sich notdürftig gegen das Infanteriefeuer schützen. Entsetzlich ist, daß man den Engländer überhaupt nicht sieht und ihn darum nicht fassen kann. So geht es in die Nacht, ohne daß die irrsinnige Schießerei schwächer wird. Die Engländer, die in der Dunkelheit nicht zielen können, streuen aufs Geratewohl mit ungeheuerer Verschwendung das ganze Feld ab . . .

Mittlerweile sind die 246er und 245er völlig durcheinander geraten. Teile des II. Bataillons 246 sind mit dem I. und III. Bataillon 245 vermengt und liegen westlich Becelaere. Das I. Bataillon 246 ist beim Durchstoß durch den Ort in nördlicher Richtung von seinem Regiment abgekommen, wird am Nordwestausgang von einem Feuerhagel überschüttet, schwärmt aus und liegt dort ohne jedes Schußfeld unter schwersten Verlusten nutzlos einem unsichtbaren Feind gegenüber. Der Bataillonskommandeur Major Baumann wird verwundet. Die Truppen tun das einzig Mögliche und schützen sich durch Einbuddeln vor dem Feuer.

Über der ganzen Linie brodelt der Lärm, als die Dunkelheit sich herabsenkt . . .

* * *

Mittags gegen 2 Uhr war das Reserve-Infanterie-Regiment 248 in einer kleinen Erdsenke südwestlich von Terhand angelangt. Die Bataillone entfalteten sich und nahmen Gefechtsaufstellung. Vorn brodelte das Infanteriegefecht um Becelaere und südlich davon. Zu sehen war nichts. Der Regimentskommandeur, Oberst Freiherr von Hügel, war allein auf die widersprechenden Meldungen zurückgehender Leichtverwundeter angewiesen. Die Dunkelheit begann bereits zu nahen, ohne daß ein Befehl gekommen war. Als um fünf Uhr das Schießen eine außerordentliche Heftigkeit annahm, kam ein verwundeter Meldegänger von der links kämpfenden bayerischen Infanterie und brachte die Bitte der Bayern um Unterstützung ihres schwer ringenden Flügels bei Koelberg. Oberst von Hügel nahm sofort Verbindung mit seiner Division auf, um deren Genehmigung zu erhalten. Noch ehe seine Leute zurückkamen, lief der Befehl von der Division ein, sofort mit dem ganzen Regiment nach Becelaere zu rücken. Es war sechs Uhr nachmittags. Kaum war die Bewegung angetreten, als Gegenbefehl kam. Die 248er sollten, den Wünschen der Bayern entsprechend, gegen Koelberg vorgehen.

Die Bataillone wechselten die Richtung und bogen nach Südwesten, das I. vorn in Schützenlinien, das II. links dahinter, das III. am Schluß. Richtung gab die Windmühle vor Koelberg . . .

Inzwischen erhob sich in der Dunkelheit vorn ein grausiges Gemälde. Blutrot loderte der Brand der Kirche von Becelaere, deren Mauern gleich glühendem Eisen leuchteten. Eine dickschwarze Brandwolke lagerte sich breit und schwer über dem unglücklichen Dorf. Knisternd und prasselnd fraßen sich züngelnde Flammen nach allen Seiten weiter, indes das verworrene Geschrei der im Westteil Kämpfenden sich mit den reißenden Schlägen der Granaten, dem Gebell der Schrapnells und dem Peitschenknall der Infanteriegewehre mischte. Hoch über dem Qualm blähten sich schwere Regenwolken, deren Bäuche von der lohenden Brandfackel rot angemalt wurden. Wie die schillernden Leiber unförmiger Ungeheuer zogen sie langsam und träge über das klirrende, dröhnende, knisternde, splitternde Dorf. In dem Raum zwischen Brandrauch und Regenwolken hingen die Wölkchen der Schrapnells gleich hellroten Feuertupfen am Himmel. Jedesmal, wenn eines von ihnen aufsprang, schien es, als zünde ein unsichtbarer Gigant ein Streichholz an, um das Land zu

erleuchten. Dann aber wandelte sich das glimmende Flämmchen in einen dunklen Tropfen langsam herabträufelnden roten Blutes. Wild brüllte die Schlacht in der Dunkelheit . . .

In der Finsternis verlor das I. Bataillon der 248er die Richtung nach Koelberg, geriet in den Streifen der um Becelaere ringenden Regimenter 245 und 246 und stellte sich dem dort befehlführenden Generalleutnant von Reinhardt zur Verfügung. Auch das II. Bataillon und die 9. und 11. Kompagnie des III. verloren die Verbindung mit ihrem Regimentsstab. Sie gerieten mitten in der Nacht in das brennende Becelaere, vereinigten sich dort mit dem I. Bataillon und verteilten sich mit diesem auf die am Westrand des Dorfes in schnell ausgehobenen Gräben liegenden 245er und 246er. Die Vermischung der Verbände war dort jetzt eine vollkommene. Der bei Koelberg eingetroffene Regimentsstab verfügte nur noch über die 10. und 12. Kompagnie. Mit ihnen trat er zu dem im Verband der 3. Kavallerie-Division fechtenden I. Bataillon des 1. bayerischen Reserve-Infanterie-Regiments. Von seinen übrigen Truppen konnte er bis zum Morgen nichts erfahren.

* * *

Die 247er waren gerade in den Wiesen östlich Dadizeele beim Abkochen, als plötzlich das scharfe Geknatter des Infanteriefeuers von Westen her an ihre Ohren drang. Bald mischte sich das rauhe Konzert der Artillerie in das Brodeln. Und jetzt verlängerte sich nach rechts und nach links der Lärm, als erwache, jäh aus dem Mittagsschlaf geweckt, in breiter, brüllender Schwerfälligkeit die große Schlacht.

Es war den 247ern gar nicht recht, daß sie hier in den Wiesen Rindfleisch rösten und Kartoffeln schälen sollten, indes die Kameraden vorn Lorbeeren pflückten. Mit Ungeduld schielten die Freiwilligen nach den über die Karte gebeugten Kompagniechefs und konnten gar nicht begreifen, daß nicht sofort beim ersten Schuß das Kommando erklang: „An die Gewehre!“ Meldereiter und Radfahrer wurden um ihre Meinung befragt. Sie wußten nicht mehr, als daß es vorn losgegangen sei, und daß es vorwärts gehe.

Langsam begann es zu dämmern. Das Brodeln vorn knatterte in ungeminderter Stärke. Der Himmel bedeckte sich mit schweren Wolken, und hier und da fiel schon ein Tropfen. Just hatte sich der 247er die Erkenntnis bemächtigt, daß es doch gar nicht so übel sei, heute noch einmal unter den Dächern von Dadizeele zu übernachten, als der Ruf sich über das Feld pflanzte:

„An die Gewehre!“ . . .

An der Windmühle von Dadizeele vorbei marschierten die Kolonnen auf Terhand zu. Seltsame Spukbilder malte die Nacht. Ein feiner leiser Sprühregen hatte eingesetzt. Die niederrieselnden Schleier wurden durchleuchtet vom Brand der Gehöfte, daß sie gleich glühenden Perlenketten schillerten. Rechts und links ging bisweilen ein jähes Aufflammen in die Höhe, als zerreiße eine feurige Faust das glitzernde Gewebe. Ein rasendes Gebrüll machte dann jedesmal die Erde erbeben. Abfeuernde Batterien, die ihre Eisentöpfe über Becelaere hinweg in den Park von Poezelhoek und die Waldstücke um Reutel schleuderten. Heiser und gierig pfeifend fuhr es davon durch die Dunkelheit. Auf der Straße stauten sich lange Fahrzeugkolonnen — Batterien, die im Stellungswechsel nach vorn begriffen waren, Protzen und Fahrzeuge mit Munition, Sanitätswagen und Maschinengewehrfahrzeuge. Fiebernde Ungeduld überall. Scharfe Kommandos, die den Knäuel zu entwirren suchten, Prusten von Pferdenüstern, klatschende Peitschenschläge, Flüche und erregte Worte. Es war für die Infanterie unmöglich, über die Straße vorwärts zu gelangen. Immer neue Fahrzeugkolonnen sperrten den Durchgang, tauchten aus dem Dunkel, verschwanden darin. Im Eingang von Terhand war überhaupt kein Durchkommen mehr. Das ganze Dorf war angefüllt mit Kolonnen, die sich bis zur Unbeweglichkeit aufeinander festgefahren. Ein Glück, daß der Engländer in dieser Stunde nicht mit seiner Artillerie hereinfunkte, das Chaos müßte fürchterlich sein.

Die Kompagnien stauten sich fest. Erhitzt durch den beschwerlichen Vormarsch, begannen sie jetzt in Kühle und Regen zu frieren. Der Hunger meldete sich, an Verpflegung war nicht zu denken. Nicht einmal die Tornister konnten abgehängt werden, denn in jedem Augenblick mußte die Bewegung sich fortsetzen.

Zu Fuß und auf Tragbahren kehrten lange Kolonnen von Verwundeten zurück. Im Dunkeln waren ihre Gesichter nicht zu erkennen. Sie sprachen nicht. Unheimlich hoben sich aus der Finsternis die Bahren, langsam zwischen den gebeugten Trägern schwankend. Regungslos lag die Last darauf, mit Mänteln und Zeltbahnen zugedeckt. Mit scheuen Blicken streiften die jungen Freiwilligen darüber. Wer weiß, ob nicht schon in einer Stunde man selbst so auf einer Bahre lag. Wenn einer aus der Marschkolonne halblaut einen Leichtverwundeten nach den Ereignissen vorn fragte, hob alles die Köpfe und verstummte. Was die erzählten, klang wenig nach fröhlichem Kriegführen. So ganz anders hatte man sich das immer gedacht. Und der Regen, der Regen rann in triefender Gleichförmigkeit, die nassen Mäntel hingen als schwere Last

um die Körper. Feucht tropfte es vom Helmrand in den Kragen. Unvermindert rasselte das Gewehrfeuer, jetzt schon ganz nahe. Ab und zu pfiff ein langgezogener scharfer Laut vorüber, klatschte gegen eine Mauer, oder ein Querschläger bohrte sich mit hellem Trillern hoch oben durch die Finsternis . . .

Um 10 Uhr abends erhielt das III. Bataillon den Befehl, „den weichenden Gegner vorn zu verfolgen". Das brachte neues Leben in die erstarrten Reihen. Im Augenblick war die alte Begeisterung wieder da. Seitwärts der Straße stapften die Kolonnen in mühsamer Hast durch Rübenfelder und Wiesen. Der Lehm klebte an den Stiefeln, das Wasser drang durch die Sohlen. Plötzlich ein wildes Geschieße aus der linken Flanke. Im Handumdrehen hieß es, der Engländer greift an. Die Verwirrung auf der Straße begann zum Chaos zu werden. Schrill schallten die Kommandos. Ebenso schnell wie er begonnen, legte der seitliche Lärm sich wieder. Immerhin waren ein paar Pferde getroffen, die von den Fahrern aus den Strängen befreit und von der Straße heruntergezerrt wurden . . .

Am Straßenkreuz nördlich Becelaere, beleuchtet vom Brand des Dorfes stand der General von Reinhardt. Die Gewehrkugeln pfiffen um ihn und seinen Stab und klatschten in die Baumstämme. Unbekümmert um ihr Gezwitscher zählte der General die Gruppen der ausrückenden Kolonnen. „Endlich kommt ihr . . ." sagte er, und sein Gesicht sah furchtbar ernst dabei aus. Es stand nicht gut vorn . . .

Die 247er marschierten auf der Straße ein Stück nördlich nach Broodseinde zu und gruben sich dort östlich der Straße ein. 200 Meter vor ihnen lagen die 245er und 246er, weiter nach rechts schlossen sich die Sachsen von der 53. Reserve-Division an.

Die Nacht schlich vorüber, der Regen rann, und das irre Gebell der Gewehre nahm kein Ende . . .

* * *

Um die Mitternachtsstunde erhob sich die Schlacht urplötzlich aus überreiztem Schlummer zu neuem Toben. Die Engländer griffen überraschend an.

Ein prasselndes Infanteriefeuer, untermischt von den Paukenschlägen unsicher umhertastender Artillerie, schlug gegen die deutschen Linien. Wo jeder Trupp sich gerade eingegraben, begann er das Abwehrfeuer gegen den unsichtbaren Feind. Am Waldrand von Poezelhoek und an den Waldstücken vor Reutel blitzten die kleinen Mündungsflämmchen der

Maschinengewehre reihauf und reihab. Ohrenbetäubend war ringsum der Lärm.

Mancher sank da vornüber, von einer verirrten Kugel getroffen. Die Reserven am Westrand von Becelaere fuhren aus wirrem Schlaf auf, griffen zu den Gewehren und stürzten aus den Kellern hinauf in die Straßen. Blutrote Flecke zuckten an den Mauern der Häuser vorüber und bedeckten Gesichter und Hände. Die Kirche brannte immer noch lichterloh und schwellende Qualmwolken wandten sich aus der Glut hinauf in die Dunkelheit, durchquirlt von wirbelnden Funkenhaufen. Ein Ächzen und Stöhnen war ringsum in dem sterbenden Dorf, als gäben sich die ruhelosen Geister aller derer ein Stelldichein, die an diesem Tage hatten dran glauben müssen.

So starrten die Reserven mit frostklappernden Zähnen hinaus in die Nacht, aus der dies verworrene Gebell von allen Seiten heranschlug. Die Gewehre schußfertig im Arm, standen sie hinter Mauern und Gartenzäunen unbewegt. Und nur ab und zu, wenn ein jähes Pfeifen schrillte und ein klatschender Schlag gegen die Mauer sprang, zuckte wohl einer zusammen.

Eine halbe Stunde dauerte der Höllenlärm . . .

Dann sank die Schlacht zurück in ihr stöhnendes Bett . . .

* * *

Das III. Bataillon der 247er lag im Morgengrauen des 21. Oktober an der Straße von Becelaere nach Paschendaele hart nördlich Becelaere bei den Gehöften von Zwaanhoek. Rechts von ihm hielten sächsische Truppen von der 53. Reserve-Division den Holle-Busch besetzt, ein lockeres Waldstück östlich der Chaussee, und schossen sich mit den Engländern herum. Mann an Mann lagen die 247er an der westlichen Straßenböschung und warteten, was der Tag bringen würde.

Wenige hundert Meter vor sich konnten die Infanteristen bei Tagesgrauen eine dünne Linie eingegrabener Schützen sehen. Das waren die spärlichen Reste der 246er, vermischt mit 245ern, die am gestrigen Tage durch Becelaere gedrungen waren. Noch verschwammen die Waldstücke von Reutel im Morgengrau.

Es mochte neun Uhr gewesen sein, als die Truppen der Schwesterregimenter vorn sich erhoben und in Schützenlinien vorgingen. Das unsichtige Wetter verschlang sie. Der Lärm des Infanteriefeuers allein verriet, daß sie mit dem Gegner zusammengestoßen. Zwei Stunden lang dauerte das da vorn. Dann kamen ein paar mit langen Sätzen von

rechts gelaufen und sagten, es müsse unbedingt Hilfe nach dort, größte Eile tue not.

Die 247er besannen sich keinen Augenblick. In großen Sprüngen eilten die Kompagnien in den Hollebuschgrund hinunter, an den verlassenen Schützenlöchern der Nacht vorüber, den jenseitigen Hang hinauf. Ein kleines Waldstück breitete sich dort vor den Gehöften von In de Ster. Aus dem Wäldchen kamen unaufhörlich größere und kleinere Trupps der sächsischen Regimenter zurück. Ohne Führer, ohne Ordnung, ohne einen Blick nach rückwärts zu wenden. Alle Zeichen des Schreckens verratend. Ein paar riefen: „Unsere Artillerie beschießt die eigenen Leute!" Ein Mann von den 243ern schrie: „Mein ganzer Zug ist durch Volltreffer vernichtet!" Da kam auch unter die 247er ein Stocken, indes von rechts und links und von vorn das feindliche Feuer Lücken riß. Aber der Hauptmann von Flatow erhob sich vor den Zögernden und rief: „Sprung auf! Marsch marsch!" Alles stürzte vor. Schon tauchten die Bäume an der Straße nach Broodseinde auf, als den tapferen Hauptmann eine Kugel mitten in die Brust traf. Ein zweiter Schuß zerschmetterte ihm den Oberarm. Ein Teil seiner Leute wich führerlos zurück. Die meisten hielten auch ohne Führer aus und setzten sich an der Straße hinter ein paar Hecken fest . . .

Ein furchtbares Geschick traf um die Nachmittagsstunden den Rest des Bataillons, der nördlich Becelaere mit Front nach Reutel liegen geblieben war. Den ganzen Tag über waren die Kompagnien ohne Verbindung mit den Führerstellen gewesen. Ohne Pause rollte das Feuer, bis am Frühnachmittag eine Abschwächung zu erkennen war. Unter neuer Hoffnung nahmen die 247er an, die feindliche Artillerie sei zum Schweigen gebracht. Verwundete brachten die Nachricht, für 4 Uhr sei der große deutsche Angriff auf der ganzen Front vor Becelaere geplant. Tatsächlich begann gegen 3 Uhr die deutsche Artillerie eine heftige Tätigkeit zu entwickeln. Eine Batterie des Reserve-Feldartillerie-Regiments 54 drang in prächtiger Auffahrt über das Straßenkreuz nördlich Becelaere vor und nahm das Dorf Reutel unter Feuer. Gut konnte man beobachten, wie aus den Häusern schwarze Rauchfahnen hervorsprangen und wie auf der Straße die Einschläge sich bäumten. Leider gelang es nicht, die Häuser am Dorfrande richtig zu fassen, in denen die Engländer sich mit ihren Maschinengewehren eingenistet hatten. Die Gehöfte im Nordteil von Zwaanhoek gingen in Flammen auf. In langen Sätzen suchten die englischen Schützen das Weite. Manch einer purzelte im Lauf vornüber, um nicht wieder aufzustehen.

Punkt 4 Uhr erreichte das deutsche Feuer den Höhepunkt. Die englische Artillerie antwortete fast gar nicht. Das Bataillon stellte sich an der Straße zum Sturm bereit.

Die 9. Kompagnie unter Hauptmann Stockmayer machte den Anfang. In weit auseinandergezogenen Linien vorgehend, erreichte sie ohne Verluste die nächtliche Stellung der 246er, die diese am Morgen verlassen. Die Grabenlinie war mit Truppen aller in diesem Abschnitt kämpfenden Regimenter angefüllt, das Vorgehen am Vormittag war im Feuer erstickt worden.

Die 12. Kompagnie war der 9. gefolgt, die 10. blieb an der Straße, die 11. lag mit ihren Resten vor In de Ster.

Kurz nach vier Uhr gellten die Hörner über den ganzen Abschnitt, das Angriffssignal . . .

Und dann vollzieht sich alles in fürchterlicher Raschheit. In dichten Massen quellen die Truppen aus den Gräben und stürzen gegen Reutel und die darum liegenden Waldstücke vor. Im gleichen Augenblick pfeifen und krachen die Kugeln aus allen Ecken und Enden. Jedes Haus scheint mit einem Maschinengewehr besetzt, jeder Baum einen Schützen zu verbergen.

Verdutzt halten die geballten Angriffskolonnen ein. Da wälzen sich schon ganze Reihen auf der Erde. Sterbende schreien, Verwundete schlagen um sich. Die Offiziere springen vor und geben Befehle. Major Strelin, der Führer des III. Bataillons der 247er, setzt sich in wehendem hellem Mantel an die Spitze. Weiter gehts gegen das Kiefernwäldlein vor Reutel. Jeder Schritt über Leichen.

Das Wäldlein wird passiert. Todesmutig werfen sich die Kompagnien auf das freie Feld. Kein Gegner zu sehen, kein Maschinengewehr, kein Gewehr. Entsetzlich die blinde Abgeschiedenheit inmitten des Höllenlärms. Die Ordnung löst sich. Ein Teil läuft nach rechts, einer nach links. Wie eine Herde drängen sich die Freiwilligen unter sich zusammen, Schutz suchend vor dem irrsinnigen Feuer. Nutzlos. Ganze Gruppen fallen zu Boden und bleiben liegen. Fürchterlich würgt der Todesengel.

* *
*

Hinwerfen! Hauptmann Stockmayer nimmt das Glas vor, um endlich etwas vom Gegner zu erkennen, damit man sich wenigstens wehren kann. Ein leiser Aufschrei. Mitten ins Herz getroffen krümmt

sich der wackere Offizier. Einen blutjungen Kriegsfreiwilligen überkommt der heilige Todesentschluß. Er springt auf. „Die Kompagnie hört auf mein . . .“ Ein schriller Schrei! Eine Handvoll Kugeln zerreißt die junge Brust in Fetzen.

Major Strelin nimmt die Pistole in die Faust. Alles, was sich noch bewegen kann, folgt dem Kommandeur. Die Truppen geraten nach rechts. Maschinengewehrsalven rasseln aus der linken Flanke von Reutel her. Ohne Kommando schwenkt alles in dieser Richtung ein und stürzt vor.

Und dann geraten die Todgeweihten mitten vor die englische Hauptstellung.

Ein ungeheueres Geprassel schlägt ihnen entgegen wie eine eisensplitternde Wolke. Man hört kein Schreien und kein Befehlen. Der Major bricht zusammen. Tot. Noch flattert sein heller Mantel im Fall. Mit schreckverzerrten Gesichtern wenden die Unglücklichen um. Umsonst. Von drei Seiten jagt ihnen der Hagel entgegen. Der Tod mäht mit breiter Sichel. Die Ähren sinken stumm zusammen . . .

Ein paar Überlebende verbergen sich in Ackerfurchen und Löchern und harren der Nacht.

Endlich, endlich kommt sie heran und zieht ihren dunklen Schleier über das grauenvolle Bild.

Die Artillerie zerschlägt die Häuser am Rand von Reutel und rächt die Gefallenen. Rot lecken die Flammen aus den Dachluken.

Das III. Bataillon der 247er besteht nicht mehr. In Reihen und Gruppen liegen die Freiwilligen auf dem Feld und schlafen den letzten tiefen Schlaf im Schoße der flandrischen Nacht . . .

* * *

Am Nachmittag des 21. Oktober gab das Generalkommando des XXVII. Reservekorps den Befehl zum Angriff auf der ganzen Front in der Richtung auf Ypern. Ja, das Korps war sogar der Ansicht, man müsse am heutigen Tage noch über Ypern hinaus bis nach Dickebusch gelangen. Der Befehl zeigte, daß man bei den höheren Stäben ein gänzlich falsches Bild von der Lage der Schlacht hatte, und daß man noch nicht erkannt hatte, daß das Korps vor der englischen Hauptstellung stand.

Früh morgens war es gelungen, einige 10-cm-Kanonen gegen die englischen Linien einzusetzen. Die Feldartillerie der 54. Reserve-Division,

die in der Nacht bis Becelaere vorgerückt war, mußte wieder zurück in die alten Stellungen zwischen Terhand und Dadizeele. Nur ein paar Batterien blieben dicht aufgeschlossen hinter der Infanterie, um unmittelbar in das Gefecht einzugreifen. Die einzigen Reserven, die der Division noch zur Verfügung standen, waren das I. und II. Bataillon der 247er, die in der Umgebung von Terhand auf Befehle warteten. Alle anderen Truppenteile lagen in und westlich Becelaere von In de Ster im Norden über das Kiefernwäldchen von Reutel zum Reutelbeek, vor dem Park von Poezelhoek bis südlich in die Gegend um Zuidhoek. Die 10. und 12. Kompagnie der 248er mit dem Regimentsstab weilten noch bei der linken Nachbardivision im Raume von Koelberg.

Jede Gefechtsordnung war westlich Becelaere verloren gegangen. Wo ein Offizier war, hatte er eine Handvoll von Leuten aus allen drei Regimentern in Grabenstücken um sich gesammelt. Wenn der Nachbar vorging, schloß er sich an. So reihte sich ein regelloser Angriff an den andern. Viel Blut floß. Erreicht wurde nichts.

Der Befehl des Generalkommandos schaffte neues Durcheinander. Am rechten Flügel führte er zum Untergang des III. Bataillons der 247er. Die mit diesem Bataillon vorgehenden Teile der 245er und 246er wurden zersprengt und sammelten sich am Westrand von Becelaere. Bis in die Nacht hinein flutete der Angriff vor und zurück. Die 245er gerieten beim Vorgehen gegen den Park von Poezelhoek in das englische Kreuzfeuer. Die eigene Artillerie schoß in Unkenntnis der Lage stellenweise zu kurz und verursachte Verluste. Oberst Baumgarten-Crusius sank von einer Granate getroffen verwundet zusammen. Die 1. Batterie des Reserve-Feldartillerie-Regiments 54 versuchte, durch Becelaere gegen Poezelhoek vorzustoßen, geriet in heftiges Infanteriefeuer und mußte unter großen Verlusten kehrt machen. Das I. Bataillon der 245er sammelte sich in den Ausgangsgräben, das III. wurde zersprengt und gelangte mit seinen Resten an den Westrand von Becelaere.

Das II. Bataillon der 248er ging fünfmal hintereinander auf dem linken Flügel der 245er zum Angriff gegen Poezelhoek vor. Fünfmal mußte es unter stärksten Verlusten zurück, da von rechts, wo die 245er am Nachmittag zurückwichen, das englische Flankenfeuer ihnen in die Seite schlug. Am Spätnachmittag war es mit den Nerven des Bataillons zu Ende. Die Württemberger räumten ihre Stellungen. Feldwebel Buck von der 5. Kompagnie sammelte den Rest von 36 Mann am Ostrand von Becelaere. Major Burgund führte sie nach Dadizeele, wo eine Anzahl Versprengter zum Bataillon stieß. Der Major mußte krank abtrans-

portiert werden, die 6. Kompagnie hatte ihren Führer, Oberleutnant Baumberger, vor Poezelhoek schwer verwundet auf dem Felde liegen lassen. Es gelang ihm, sich selbst zurückzuschleppen. Das I. Bataillon der 248er blieb am Westrand von Becelaere.

Alle Opfer des 21. Oktober waren nutzlos.

* * *

Der 22. Oktober begann mit leise rinnendem Regen.

Die Flammen von Becelaere verknisterten. Beizender Qualm zog, vom Regen auf die Erde gedrückt, über das Feld. Die Truppen lagen in den nassen Gräben, ohne daß ihnen Verpflegung zugeführt werden konnte. Das Infanteriefeuer versickerte. Die Artillerie allein gab sich Mühe, die Schlacht nicht einschlafen zu lassen. Auch die Engländer fühlten sich nicht wohl. Sie unternahmen nichts.

Wiederholt drängte das Generalkommando zum Angriff. General von Reinhardt hielt ihn für unmöglich, bemühte sich, eine Reserve aus seinen Truppen auszuscheiden und ließ den Westrand von Terhand zur Verteidigung einrichten. Er war überzeugt, daß ein starker englischer Angriff bevorstand und rechnete mit der Möglichkeit, daß seine dünnen Linien westlich Becelaere nicht mehr standhielten. Die Truppen waren furchtbar mitgenommen. Offiziere fehlten überall. Der Hunger knurrte in den Därmen. Die Munition war knapp. Der Regen durchnäßte die Kompagnien bis auf die Haut.

Das Generalkommando schickte abermals Befehl. Das XXVII. Reservekorps muß vorwärts kommen. Da entschloß sich die Division zu einem flankierenden Angriff südlich Becelaere in der Richtung auf Vieux-Chien, das Straßenkreuz westlich davon und Oude-Kruiseik. Der Befehl im Angriffsabschnitt wurde dem Kommandeur des Reserve-Infanterie-Regiments 247, Oberst von Bendler, übertragen. Ihm wurden als Angriffsinfanterie vorderer Linie sein I. und II. Bataillon und als Reserve die verfügbaren Teile der 248er, hauptsächlich das von Becelaere zurückgezogene I. Bataillon unterstellt. Das Vorgehen erfolgte aus den Reservestellungen bei Terhand . . .

Um 1.30 nachmittags traf der Befehl der Division ein.

Kurz vor dem Angriff war es noch einmal möglich gewesen, die Truppe warm zu verpflegen, nachdem sie sich zwei Tage lang mit der eisernen Portion schlecht und recht durchgehungert hatte.

Nachmittags um 3 Uhr begann die Bewegung, indessen die schwere deutsche Artillerie die Straße nach Gheluvelt und das Dorf selbst mit harten Brocken bewarf. Einzelne Züge Feldartillerie begleiteten die Angriffstruppen unmittelbar in der Schützenlinie. Das I. Bataillon der 247er entwickelte sich nach rechts, das II. nach links. Eine leichte Schützenlinie ging voraus, dahinter folgten die Kompagnien in Kompagniekolonnen. Von Terhand fällt das Gelände hinab in den Grund des Reutelbeeks und steigt jenseits allmählich wieder an. Ist man erst dort oben, so kann man in einem zweiten Grunde vor sich die Häuser von Vieux-Chien erkennen, umrahmt von Waldstücken. Jenseits der Gehöfte geht es dann wieder aufwärts nach Oude Kruiseik . . .

Der englischen Artillerie war die neue Bewegung entgangen. Ihr Feuer konzentrierte sich auf den Raum westlich Becelaere. Den 247ern, die in der rechten Flanke von Teilen der 248er unterstützt wurden, glückte es, ohne Verluste in den Grund am Reutelbeek hinabzusteigen und die Waldstücke nördlich Vieux-Chien zu durchschreiten. Kaum aber lichteten sich die Bäume, als auch schon vom Straßenkreuz nördlich Oude-Kruiseik und aus den Gehöften selbst die ersten Schüsse fielen. Als die vordersten Schützenlinien aufs freie Feld traten, gab es Verluste. Die Kompagnien entwickelten sich und begannen, in Sprüngen gegen das Straßenkreuz vorzugehen. Der Führer der 4. Kompagnie, Hauptmann Freiherr von Soden, erhielt dabei einen schweren Schuß, dem er zwei Tage später erlag. Etwa 200 Meter westlich der Waldstücke lagen die beiden Bataillone in heftigem Infanteriegefecht mit einem Gegner, der sich offenbar in einzelnen Schützennestern rings um Oude-Kruiseik und das Straßenkreuz eingegraben hatte. Nördlich des Reutelbeeks schlossen sich Teile des I. Bataillons 248 an.

So ging es in die Nacht, ohne daß das Infanteriefeuer ein Ende nahm. Die Engländer befolgten die Taktik, durch dauerndes Gewehrfeuer, auch ohne sichtbares Ziel, den Gegner zu beunruhigen und erreichten ihren Zweck gegenüber den noch wenig kriegserfahrenen deutschen Truppen in vollem Maße. Die deutschen Feldwachen glaubten sich bei jeder Annäherung überfallen und eröffneten das Feuer. Eine Kompagnie beschoß die andere. Patrouillen stießen aufeinander und gingen zum Nahkampf gegeneinander vor, bis sie sich erkannten. Das plötzlich im Hintergelände einschlagende Gewehrgeprassel füllte die Dunkelheit mit allen möglichen Gerüchten über feindliche Durchbrüche. Die Führung wurde nervös und gab verwirrende Befehle. Die allgemeine Unsicherheit ging so weit, daß ein Befehl der Division, der von ganz falschen Voraus-

setzungen ausging, mit allen Einzelheiten den Rückzug der Regimenter nach Terhand anordnete. Warum? Ein Meldereiter hatte die Alarmnachricht von einem Durchbruch der Engländer bei Becelaere gebracht! Artillerie und Infanterie waren mißtrauisch aufeinander, weil aller Opfermut der Verbindungsoffiziere das Kurzschießen einzelner Batterien nicht verhindern konnte. Hinzu kam die ununterbrochene Anstrengung der Gefechte, das Fehlen des Schlafes, die lückenhafte Verpflegung und schließlich die starke Enttäuschung über die großen Verluste und den minimalen Erfolg. Das Armeeoberkommando schickte einen energischen Befehl, es wäre wiederholt vorgekommen, daß einzelne Verbände nachts Stellungen verlassen hätten, die sie am Tage erobert hätten. Die nächtliche blinde Schießerei der Truppen untereinander veranlaßt die Division anzuordnen, daß alle Gewehre, mit Ausnahme derjenigen der Posten, des Nachts zu entladen seien. Aber just die Posten waren es, die in der Nacht aus Nervosität aufeinander knallten.

Weder vom rechten noch vom linken Nachbar war etwas bekannt. Und dazu begann der Oktoberhimmel seine Schleusen zu öffnen.

Der Krieg begann ein Gesicht anzunehmen, wie es sich keiner von den jungen Kriegsfreiwilligen geträumt hatte. Aber jeder dachte, in ein paar Stunden, spätestens am nächsten Tage, geht es weiter, und alles ist wieder gut . . .

* * *

In dieser verwirrten Nacht traf auch den General von Reinhardt das harte Soldatenlos. Unermüdlich war er seit drei Tagen unterwegs. Schlaf kannte er nicht. Ohne Pause galt seine Sorge den Bewegungen des Gegners und dem Verhalten der eigenen Truppen. Wo er sich befand, griff er ordnend, befehlend, beruhigend ein und gab den jungen Leuten ein Vorbild persönlicher Unerschrockenheit. Wenn er Nachts, eingehüllt in den großen Mantel, die Stellung abschritt, erkannte jedermann seine Gestalt.

Just hinter dem Straßenknie zwischen Becelaere und Gheluvelt traf den General eine englische Kugel mitten in die Stirn, ohne Laut sank er zusammen.

Die Nachricht machte auf die ganzen Regimenter einen niederschmetternden Eindruck. Oberst von Roschmann übernahm den Befehl über die Angriffsgruppe Becelaere.

* * *

Wer hätte gedacht, daß die zermürbten Truppen der württembergischen und sächsischen Regimenter am 24. Oktober noch genug Kraft besessen hätten, dem Engländer einen großen Teil seiner Stellung zu entreißen und ihm an tausend Gefangene abzunehmen?

Die beiden aneinandergelehnten Flügel der 53. und 54. Reserve-Division erhielten Befehl, bei Tagesanbruch das Dorf Reutel und den dahinterliegenden Polygon-Wald zu nehmen, um endlich die deutsche Front aus dem unhaltbaren Winkel von Becelaere nach vorwärts zu reißen. Die deutsche Artillerie bereitete den Angriff durch heftige Feuerüberfälle auf Dorf und Wald vor.

Punkt 7 Uhr, als der graue Morgen trübselig über das flandrische Feld kroch, standen das sächsische Regiment 244 und das württembergische 246 aus ihren Grabenstücken auf und drangen vor. 244 hatte sein II. Bataillon in vorderer Linie entwickelt, das III. folgte unmittelbar dahinter, das I. blieb in Reserve. Von den 246ern standen die vereinigte 1. und 2. Kompagnie unter Hauptmann Raiser und die vereinigte 3. und 4. unter Hauptmann Reinmöller als I. Bataillon vorn, daneben das II. Bataillon, das III. in Reserve . . .

Kaum hat die erste Bewegung begonnen, als auch schon das Schnellfeuer des wachsamen Gegners die ersten Schützen zu Boden wirft. Nach kurzem Stocken kommt Schwung in die Bataillone. Der nervenfressende Stillstand der letzten Tage macht sich in einem unwiderstehlichen Angriffsdrang Luft. Heute muß es erzwungen werden!

Mit weiten Sprüngen eilt Hauptmann Degen seiner 5. Kompagnie von den 244ern voran. Um den gezogenen Säbel sammelt sich alles, was Beine hat. Benachbarte 246er schließen sich an. Mit tierischem Gebrüll, das das Geschrei der Getroffenen verschlingt, wälzt sich die Flut gegen die gespickten englischen Gräben. Hände hoch! Sie denken nicht daran. Schießen aus allernächster Nähe die Angreifer ab wie Hasen auf der Treibjagd. Einer nach dem anderen stürzt vornüber. Da überkommt eine entsetzliche Wut die Stürmer. Mit Messern, Bajonetten und Gewehrkolben brandet die Masse gegen die zuckende Reihe der Gewehrläufe. Wer hinschlägt, schreit den Lebenden noch einmal ein „Vorwärts" zu, ehe die Fäuste sich ausstrecken und die Augen brechen. Schreiend ergießt sich der Schwarm in die Gräben und auf den erstarrten Gegner. Schon blitzen die Messer, schon schreien die Gestochenen. Schon klatschen dumpfe Schläge der Kolben auf die Schädel nieder.

Es sind die wilden Augenblicke der Schlacht, da das Weiße in den Augen des Menschen wie bei einem Raubtier zu glimmen beginnt. Da

jeder Gesichtsmuskel sich zu einer erstarrten bestialischen Grimasse verzerrt. Da jeder Gegenstand, den die zuckenden Hände halten, zum blutlechzenden Mordwerkzeug wird, das ohne den Willen seines Lenkers rings niederschlägt, als sei eine schreiende Seele hineingefahren, die den willenlosen Arm mit sich reißt, auf . . . nieder, auf . . . nieder. Da jeder Todesschrei nur immer tiefer hineinzerrt in die Mordlust und jeder zerschmetterte Schädel zum grinsenden Teufel wird. Ein krampfhafter Bann preßt den Verstand zusammen und jagt das Blut in rasendem Tempo durch die Schläfen, daß es gleich Hammerschlägen in den Ohren dröhnt. Die Todesnot und Angst quälender ohnmächtiger Stunden, der verzehrende, fressende Druck flammendurchschüttelter, eisenspuckender Nächte, die hinsterbende Qual des sinnlosen Zerschlagenwerdens bäumen sich zu einer steilen Höhe, verstricken sich ineinander zu einer feurigen Lohe, die Seele und Leib verbrennt und nur den glühenden Drang der Vernichtung übrig läßt. Der Mensch kehrt zurück zum Tier . . .

Hauptmann Degen wirft sich unter die Mordenden, denen vor wenigen Wochen noch das Sterben einer Fliege Mitleid entlocken konnte. Sein energischer Wille dämpft endlich die entfesselte Bestie. Dreizehn englische Offiziere und fünfeinhalbhundert Mann werden zu Gefangenen gemacht. Weiter stürzt die Horde, den feuernden Schlünden des Polygon-Waldes entgegen. Der splitternde Waldrand wird erreicht. Im Kugelgefecht löst sich der Kampf auf . . .

Das II. Bataillon der 246er gerät in ein verheerendes Kreuzfeuer. Im Handumdrehen fällt die Hälfte der Angreifer. Die 5. Kompagnie wird eingeschoben. Die Kompagnien des I. Bataillons mischen sich darunter. Weiter geht der Kampf. Auf der Höhe hinter Reutel schlägt eigenes Artilleriefeuer in die Reihen. Die Verwirrung wird immer größer. Die Engländer erkennen den Zustand und verdoppeln ihr Feuer aus den Wäldern. Der Adjutant des I. Bataillons fällt, die beiden Hauptleute Reinmöller und Raiser brechen verwundet zusammen. Das Regiment besteht nur noch aus einem Bataillon. Aber es gibt kein Einhalten. Mit Gebrüll und vorgehaltenen Bajonetten stürzt alles in die Wälder hinein, in deren Schatten ein blutiges Abschlachten anhebt. Der Polygonebeek wird erreicht, die Truppen scharren sich Löcher in die Erde, um dem entsetzlichen Feuer zu entgehen. Die paar Spaten schaffen's nicht, Seitengewehre werden zu Hilfe genommen. Eine irrsinnige Hast, indes hier und da einer zusammenbricht über den Löchern, um nicht wieder aufzustehen. Ein Wettrennen, wer schneller ist, der Spaten oder die Kugel. Die Kugel gewinnt, der Spaten gibt das Rennen auf . . .



Kirche von Becelaere

Phot. P. Hoffmann & Co., Berlin-Schöneberg

Tafel 3.



Zandvoorde



Polygon-Wald
im Vordergrund Polderhoek (links) Poezelhoek (rechts)

Oberstleutnant von Holleben und sein Adjutant Leutnant Lipfert von den 244ern sind gefallen. Im Polygon-Wald kämpfen die Sachsen einen verzweifelten Kampf. Stunde reiht sich an Stunde. Schon hat das Regiment kaum noch einen Offizier. Es geht nicht mehr. Der Rückschlag tritt ein . . .

Oberst Straube sammelt am Nachmittag den Hauptteil der Überlebenden seines Regiments 150 Meter östlich des Waldes auf der Höhe nördlich Reutel in englischen Gräben. 200 Meter links davon hat Oberleutnant von Criegern den Rest des III. Bataillons um sich geschart und baut einen Graben. Was sonst noch vom Regiment da ist, sammelt Major Rothe bei Zwaanhoek in den Gräben, aus denen morgens der Angriff seinen Anfang genommen . . .

Die Mannschaften sind derart zermürbt und zerschlagen, daß sie ohne sich zu bewegen auf dem Feld kauern. Kaum ist eine Spur des Lebens in ihrem Körper zu entdecken. Leise rinnt der Regen nieder. Ab und zu klatscht ein vereinzelter Schuß. Die 244er zählten an diesem Tage noch 6 Offiziere, 77 Unteroffiziere und 671 Mann. Ausgerückt waren sie mit 57 Offizieren und 2629 Unteroffizieren und Mannschaften . . .

Das Zurückweichen der 244er bringt den rechten Flügel der am Reutelbeek bis nördlich Polderhoek vorgedrungenen Württemberger in schwere Gefahr. Der Regimentsadjutant der 246er, Leutnant Sautter, hält fest, was er von 244ern greifen kann. Mit Mühe gelingt es ihm, die von den furchtbaren Waldkämpfen gänzlich zerrütteten Sachsen in den Linien der 246er festzuhalten. Bis in den Nachmittag glückt es den Württembergern, die Linie zu halten. Da schlägt ihnen aus der linken Flanke aus dem Park von Polderhoek ein vernichtendes Gewehrfeuer entgegen. Große Teile des Regiments weichen zurück. Aber sie werden wieder noch vorn geführt. Die Verluste werden immer schlimmer. Offiziere sind nicht mehr vorhanden. Jede Ordnung geht verloren. In der Dunkelheit löst sich das Gefecht in eine planlose Schießerei auf. Die Reste der 246er liegen nach wie vor am Polderhoekpark und dem Reutelbeek.

57 Tote, 310 Verwundete und 179 Vermißte zählte an diesem Tage allein das II. Bataillon der 246er, das Regiment im ganzen büßte 70 Prozent seiner Gefechtsstärke ein. Unter den Toten war auch der Führer des III. Bataillons, Major Holtzhausen . . .

Das war ein trauriger Abend für die beiden sächsischen und württembergischen Regimenter. Sie hatten nicht mehr Hände genug, ihre Toten

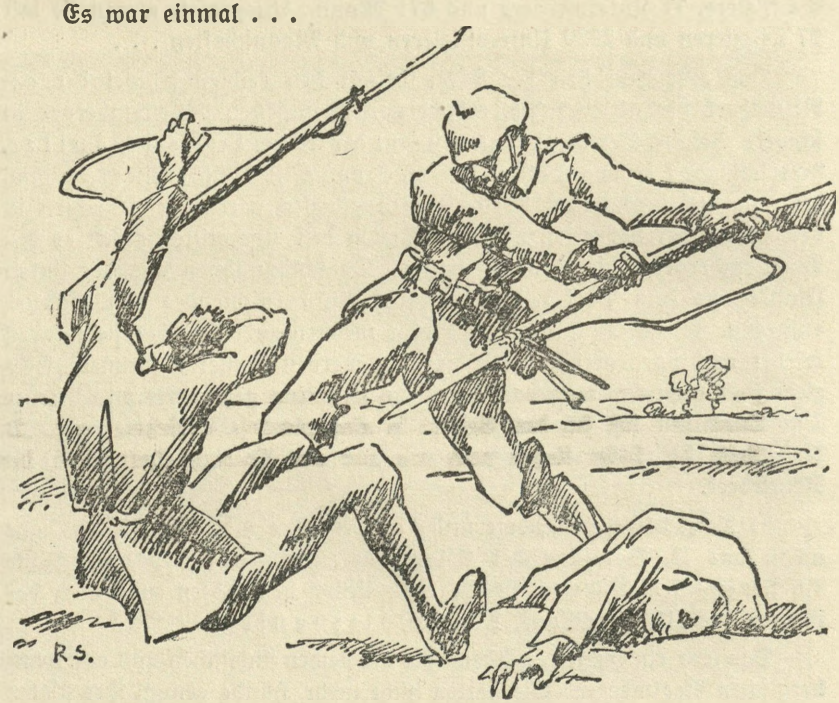
zu bestatten, und nicht mehr Füße genug, um die zurückgebliebenen Verwundeten zu suchen . . .

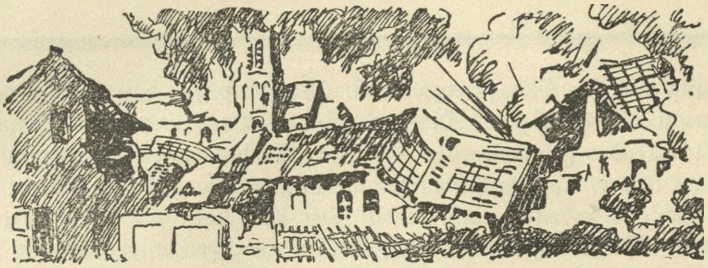
In dumpfer Verzweiflung starrten sie in die Nacht . . .

* * *

Östlich Ypern schlängelt das Bähnlein nach Menin sich langsam dem Höhenkranz entgegen. Links schimmert der Teich von Schloß Hooge. Rechts grüßen die Gehöfte von Zillebeke, ehe die herrlichen Wälder nahe an die Gleise herantreten. In tiefem Einschnitt geht es durch die Hügel, bis auf einmal Gheluvelt an einer Biegung erscheint. Dann schleicht das Bähnlein in unmerklicher Biegung nach Nordosten am Kranz der Hügel vorüber, streift links den wundervollen Park von Polderhoek, passiert einen verträumten Bachlauf, den Reutelbeek, und zieht in weitem südlichen Bogen durch Becelaere hindurch. Hier ein Hof und dort ein Hof, hier eine Häusergruppe und dort eine Häusergruppe. Ringsum Wiesen, Bachläufe, Weiden, Hecken, Waldstücke und Äcker. Und über dem Ganzen wie eine Glucke unter den Küchlein der breite Bau der Kirche . . .

Es war einmal . . .





Dixmude.



ine halbe Wegstunde vor Dixmude liegt ein verträumtes flandrisches Dörflein, Eessen geheißen. Am Nordrand schlängelt sich die von Cortemarck über Handzaeme nach Dixmude führende Eisenbahn vorüber. Noch ein wenig weiter nach Norden durch Wiesen- und Weidenland, dann tauchen die Deiche des Handzaemekanals auf, der sich im Westteil von Dixmude mit der Yser vereinigt. Wenn man von Eessen aus westlich nach Dixmude geht, hebt sich eine sanfte Erdwelle. Sobald man ihren Rücken erreicht hat, eilt der Blick über ein Gewirr von Hecken, Höfen, Weiden und schmalen Kanälen geradeaus bis zu den ersten Häusern von Dixmude. Rechts taucht der Bahnhof auf. Links zieht schnurstracks nach Süden die Pappelallee der großen Straße nach Bixschote und Ypern. Durch die Pappelreihen schimmert der Bahndamm und verliert sich eine Viertelstunde südlich des Stadtrandes hinter den Mauern eines uralten Schlosses. Die Yser bleibt immer westlich der Stadt, die sich als ein breiter Brückenkopf um ihre Übergänge legt. Hier in Dixmude treffen sich die Bahnlinien von Nieuport, von Dünkirchen und Furnes, von Lille und Ypern, von Roulers, von Thourout und von Ostende. Die Hauptwasserstraßen und Landstraßen berühren einander in der Stadt, die neben Ypern und Ostende die schönste und größte unter den Städten des engeren Flandern ist . . .

Aber von Eessen ist noch zu berichten.

Das XXII. Reservekorps hatte den Befehl, südlich des III. Reservekorps und im engsten Anschluß an dieses bei und nördlich Dixmude den

Übergang über die Yser zu erzwingen. Der Hauptstoß galt Dixmude und wurde mit der 43. Reserve-Division geführt. Von Osten über Thourout her anrückend, gelangte die deutsche Vorhut am Spätnachmittag des 20. Oktober, als schon die Dämmerung die flandrischen Wiesen mit einem Schleier zudeckte, nach Eessen. Der Tag hatte viel Geplänkel bei schlechtem Wetter gebracht, große Marschanstrengungen durch das dauernde Anhalten und wieder Antreten, großen Hunger durch das Ausbleiben der Feldküchen und manche Aufregung durch das ungewohnte Bild des Gefechts. Die Truppen waren stark ermüdet und trugen Verlangen nach Quartier und dem Inhalt eines Kochtopfes. Eessen war als Tagesziel befohlen. Kein Quartier schien besser als dies verträumte Dörflein, das, wie die Patrouillen festgestellt hatten, von dem zurückweichenden Gegner am Nachmittage geräumt worden war.

Ahnungslos rückten die müden Kolonnen ein.

Es ist eine alte Regel des Krieges: wer zuerst kommt, kriegt die besten Quartiere. Wer spätere Ansprüche anmeldet, muß schon einen sehr hohen Rang bekleiden, um zugelassen zu werden.

Die 15. Reservejäger und Teile der Regimenter 201 und 203 waren just am Feilschen über die Güte der Obdächer, als urplötzlich in der Dunkelheit mitten in dem träumerischen Dörflein ein regelloses, wildes Geschieße begann. Im Handumdrehen war eine Schlacht im Gange, ohne daß irgend jemand einen Gegner gesehen oder auch nur vermutet hätte. Die Straßen waren vollgestopft mit hereingerückten Kolonnen, so daß es weder ein Vor noch ein Zurück gab. Infanterie, Artillerie und Jäger waren miteinander zu einem dichten Knäuel vermengt. Offiziere gaben Befehle ohne zu wissen, gegen wen sie die Truppen führen sollten. Truppen pflanzten das Seitengewehr auf, obwohl sie vor sich nichts als verschlossene Türen und schweigsame Pumpenschwengel sahen. Eine grenzenlose Verwirrung entstand, als sich unter das rollende Geknatter der Gewehre die dumpfen Paukenschläge von Handgranaten mischten.

Endlich begriffen die Jäger, was vorging. Aus der Kirche und den umliegenden Häusern zuckten die Mündungsflämmchen der Gewehre. Pfeifende Kugeln jagten über die Straßen und klatschten irgendwo in der Dunkelheit gegen Mauern. Als habe einer mit riesigem Fuß in einen Bienenschwarm getreten, so summte und schwirrte das überall hinter verschlossenen Fenstern und aus Dachluken hervor. Jetzt, da der Gegner erkannt war, gab es kein Zögern mehr. Es wurde nicht viel befohlen. Jeder wußte, was zu tun war. Im Handumdrehen klatschten wuchtige Axthiebe gegen aufstöhnende Türen. Holz splitterte, Geschrei ertönte. Im

Flackerschein eines rasch emporlodernden Brandes zerrten ein paar Jäger einen Zivilisten aus der dunklen Türumrahmung, das Gewehr noch in der Hand. Harte Fäuste richteten ihn an der Hauswand auf. Er gab keinen Ton von sich. Wild krachten ein paar Schüsse und ein schwarzer Körper krümmte sich auf der Straße.

Am schlimmsten war es vor der Kirche. Von dort herab fielen auch die Handgranaten. Kaum konnte man an sie herankommen. Wie ein feuergespreizter Igel lag sie in der Dunkelheit, nach allen Seiten um sich schlagend. Der Brand der Nachbarhäuser begann ihre kahlen Flanken blutrot zu übermalen. Wie in grimmigem Zorn über die verräterische Glut trat der massige Turm aus der Nacht hervor. Ein paarmal versuchten Infanteristen und Jäger einzudringen. Aber die harten Türen hielten den Beilhieben stand, indes von oben herab aus Fenstern und Luken der listige Tod seine Pfeile schoß. Ein wildes Geschrei war rings um das verratene Gotteshaus.

Da machten die Jäger nicht lange Federlesens und legten den gefräßigen Brand an. Gierig züngelten kleine Flämmchen und brachen auf heimlichen Wegen in das Innere. Bald begannen die Fenster sich von innen mählich zu röten. Die ersten Scheiben splitterten. Rauch quirlte aus den Löchern. Ringsum wachten die Überfallenen, daß niemand den Bau verließ, indes die Kugeln langsam aufhörten zu schwirren.

Es dauerte nicht lange, bis die Flammen jähe Gewalt annahmen und das Dach sprengten. Krachend versank alles ins Innere. Mit wildem Auflodern kämpften die Gluten um den Turm. Unter hellem Geknatter zersprangen in dem niederbrennenden Gotteshaus Patronen und Handgranaten. Die ganze Nacht hindurch währte der Brand und erleuchtete weithin das Land . . .

So kam das Strafgericht über Eessen, weil das Dörflein seine verträumte Stille vergessen und sich dem furchtbaren Gespenst des Krieges in die Arme geworfen hatte . . .

* * *

Die Belgier hatten die nächtliche Erleuchtung des Schlachtfeldes benutzt, um aus den Häusern von Dixmude heraus einen Vorstoß zu machen. Wahrscheinlich hatten sie den Überfall auf die marschierenden Truppen der 43. Reserve-Division tags zuvor beim Rückmarsch mit den Bewohnern von Eessen verabredet. Es bekam ihnen aber schlecht. Manch einen streckten die Kugeln der deutschen Vorposten in die Wiesen, die

andern flohen zurück in den Schutz der Nacht und der Häuser von Dixmude.

Am Morgen des 21. Oktober war es klar, daß die Belgier Dixmude als eine starke Brückenkopfstellung nach Norden, Osten und Süden ausgebaut hatten. Das XXII. Reservekorps beschloß den konzentrischen Angriff, den die 43. Reserve-Division von Osten und Süden unmittelbar gegen die Stadt, die 44. Reserve-Division im Norden über die Straße nach Beerst und Keyem hinweg gegen die große Yserschleife nordwestlich der Stadt führen sollte. Das Reserve-Infanterie-Regiment 202 erhielt den südlichen Abschnitt mit dem Schloß als Hauptrichtungspunkt, das Regiment 201, unterstützt von den Jägern, hatte beiderseis der Eessener Straße geradeaus gegen die Stadt zu stoßen. Unbedingt sollte der Stadtrand bis zum Abend erreicht werden. Am Kanaldamm sollten beide Angriffsregimenter zusammentreffen und ihr Augenmerk darauf richten, daß der Gegner die Brücke nicht zerstörte, über die der Angriff am nächsten Morgen weiterzutragen war.

Im Morgengrauen stellten sich die Regimenter zum Angriff bereit, indessen der Gegner nach unruhiger Nacht sich gerade Ruhe zu gönnen schien. Die Marschbewegungen vollzogen sich ohne besondere Verluste und wurden viel mehr als durch den Feind durch die scheußliche Unübersichtlichkeit des Geländes gestört. Jeden Augenblick stellte sich den Kompagnien ein neuer Wassergraben entgegen, der erst mit allem möglichen Behelfsmaterial überbrückt werden mußte. Das regennasse Gras behinderte den Aufmarsch auf das empfindlichste, und die zahllosen Heckenlinien erschwerten die Orientierung.

Endlich um 10 Uhr ging es vorwärts, ohne daß der Gegner im Anfang sonderlich Notiz davon nahm. Heftiges Artilleriefeuer begleitete das Vorrücken der deutschen Verbände. Aber bald ließen die Hecken und Wasserläufe die Verbindung der Truppen untereinander abreißen. Teile gerieten plötzlich in starkes Maschinengewehrfeuer und mußten zurück. Das brachte neue Verwirrung unter die anderen, die nur das Geschieße vernahmen, ohne etwas vom Gegner zu erkennen. 201 kam bis mittags überhaupt nicht vorwärts, 202 rückte langsam südlich der Stadt vor und kam unter fortschreitendem Gefecht bis vor das Schloß. Am besten gelang es noch weiter im Süden bei dem dort eingesetzten Reserveregiment 204, das um 1 Uhr die große Straße von Dixmude nach Bixschote erreichte und nach kurzem Gefecht das Dörflein Woumen besetzte. Am Bahndamm blieben die Kompagnien liegen . . .

Als die Division erkannte, daß der Angriff sich zu verzetteln drohte, zog sie das als Divisionsreserve zurückgehaltene Regiment 203 heran, setzte es auf den Südteil der Stadt zum Angriff an und befahl gleichzeitig der nördlichen Stoßgruppe (201 und 15. Jäger) den energischen Vorstoß in Dixmude hinein. Es ging gegen 2 Uhr am Nachmittag, als der allgemeine Angriff seinen Anfang nahm . . .

* * *

Die Leute vom I. Bataillon 201 hatten seit zwei Tagen keinen warmen Bissen im Leib. Zwei Nächte lang lagen sie im Regen. Das Brot war längst aufgegessen, neues wurde nicht ausgegeben. Mit Obst und Wasserrüben füllten sich die Freiwilligen die Mägen, die wenige Wochen vorher noch an ein Frühstück mit Eiern, Schinken und echtem Bohnenkaffee gewohnt waren. Noch am frühen Morgen hatten die Feldküchen, die den ersehnten heißen Kaffee bringen sollten, in Eessen kehrt machen müssen, weil das Artilleriefeuer zu stark war.

Dabei unterhielt der Gegner andauernd ein lebhaftes Infanteriefeuer auf die nordwestlich von Eessen im freien Feld eingegrabenen Kompagnien. Das ging immer wie Wellen über das Land, plötzlich beginnend, nach den Seiten sich ausdehnend, über die Front schwerfällig hinüber sich wälzend, nach seitwärts verklingend, um auf der anderen Seite wieder aufzuflackern. Die Opfer waren nicht allzugroß. Aber die Unregelmäßigkeit der Überfälle, die Unsichtbarkeit des Gegners, die Nässe und der Hunger schufen eine schlechte Stimmung, die keiner dem anderen eingestand, die aber doch alle gleichmäßig erfaßte . . .

Plötzlich gegen Mittag heult es hoch heran durch die Luft und zerberstet mit jähem Krach unmittelbar vor den Gräben, Dreck, Eisen und Gestank um sich schleudernd. Ein paar Leute brechen zusammen und wälzen sich. Der Ruf nach dem Sanitäter gellt, von allen Schreien im Krieg der schrecklichste. Und schon heult es zum zweitenmal. Wieder spreizt sich der graue Schleier und Eisen johlt durch die Luft. Ein Zünder rast mit hellem Triller schräg davon, daß hundert überraschte Augen dem unsichtbaren Spuk nachschauen. Und dann Schlag auf Schlag. Eine feindliche Batterie schießt sich auf die Gräben ein.

Bald saust der zweite Volltreffer. Entsetzlich schreit ein Verwundeter. Mit angststarrem Blick läuft ein blutjunger Freiwilliger hin und her, weiß nicht, ob es ihn getroffen hat und bricht auf einmal ohne einen Laut tot zusammen. Ein paar springen auch aus dem Graben, sehen mit scheuem Blick um sich, machen ein paar geduckte Sätze nach rückwärts,

bis sie der zornige Ruf des Kompagnieführers erreicht. Verlegen um sich schauend, kriechen sie wieder in den Graben und ziehen die Köpfe in die Erde. Hei, wie das prasselt!

Immer dichter wird das Feuer. Von niemand bemerkt, ist eine halbe Kompagnie aus den Gräben verschwunden und nach Essen in den Schutz der Häuser gelaufen. Ein Offizier führt sie wieder nach vorn.

Endlich, endlich kommt der Befehl zum Angriff. Nun muß sich alles wenden. Kaum werden die Kommandos abgewartet. Sprung auf — marsch, marsch! Keiner bleibt zurück im Graben. Im Handumdrehen fahren die heulenden Eisentöpfe über die Köpfe hinweg mit gierheiserem Zischen und zerbersten weit im Rücken der Stürmenden. Mit langen Sätzen geht es voran. Dort sind schon die ersten Häuser von Dixmude.

Aber das . . . was ist das?

Zwei, drei, vier stürzen kopfüber aufs Feld, ohne daß man einen Schuß hört. Das muß von ganz weither kommen — oder . . . jetzt wieder. Halt nein, von dort hinten . . . aus dem Gehöft dort an der Straße! Nur nicht lange überlegen . . . jede Sekunde kostet Menschenleben. Zwei Gruppen machen kehrt. Ein kurzes Gefecht vor der Straße. Aufgepflanzte Seitengewehre. Ein heiseres Hurragebrüll. Zwei, drei Gestalten stolpern mit langen Sätzen über die Rübenfelder. Eine Handvoll Gewehrschüsse kracht. Die Gestalten laufen nicht mehr und versinken im Feld. Schon lodert der Brand aus den Luken . . .

Und dann geht der Angriff weiter.

Es dauert nicht mehr sehr lange, da schlagen sich die vorderen Reihen der 201er und der Jäger in den ersten Häusern von Dixmude mit den Belgiern herum. Hinter Mauerecken und Düngerhaufen versteckt, lauern sie auf jede Bewegung in den Nachbarhäusern. Wo einer über die Straße zu laufen versucht, krachen die Schüsse von allen Seiten. Da erstarrt jede Bewegung unter dem Lauern von hundert heißhungrigen Gewehrläufen. Ab und zu ertönt ein Schrei, wenn plötzlich in irgendeinem Hause Freund und Feind aufeinanderstoßen. Messer und Kolben arbeiten dann . . .

Aber das Verhängnis vollzieht sich draußen. Alles ist mit feindlichen Gewehrläufen gespickt. Kein Haus, kein Damm, kein Stellwerk am Bahngleise, keine Hecke, kein Erdloch ohne das Lauern des heimtückischen Todes. Die nachrückenden Reserven werden zusammengeschossen, bleiben liegen, müssen zurück. Der unsichtbare Feind ist überall und nirgends. Viel stärker ist die Besetzung des Ostrandes der Stadt, als man vor dem Angriff angenommen. Die Artillerie ist ohne Verbindung, verzettelt ihr

Feuer, die paar in die vordere Linie mitgenommenen Geschütze werden von belgischen Maschinengewehren niedergehalten. Major Vogel von Falkenstein, der Kommandeur der Jäger, wird von einer Kugel getroffen und sterbend nach Eessen zurückgetragen . . .

Als die Sonne untergeht, ist das Schicksal der in den Ostrand Eingedrungenen entschieden. Sie müssen zurück. Die Munition geht aus.

Die rückläufige Bewegung überträgt sich unheimlich schnell auf die Reserven. Es gibt kein Halten mehr. Ein paar überlebende Offiziere sammeln, was sie gerade greifen können, nehmen ein paar Maschinengewehre und gehen wieder vor. Nutzlos. Das rasende Feuer schlägt abermals unter sie. Die Flucht beginnt zum zweitenmal.

Ein Glück, daß der Gegner nicht über seine Stellung vom Morgen hinaus nachfolgt. Die Nacht hindert ihn daran.

Am Rande von Eessen sammeln Offiziere von 201 und von den Jägern die gänzlich aufgelöst weichenden Truppen und lassen sie sich eingraben. Ringsum brennen Gehöfte und streuen flackernde Lichter umher. Stumpfsinnig liegen Infanteristen und Jäger in ihren Löchern . . .

Die ganze Nacht hindurch brodelt das Gewehrfeuer . . .

Das I. Bataillon von 201 zählte 30 Tote, 169 Verwundete und 187 Vermißte.

* * *

Das Reserve-Infanterie-Regiment 203 rückte mittags in beschleunigtem Marsch heran und entfaltete sich westlich Eessen zum Angriff auf den Südteil von Dixmude. Fünf Feldartilleriebatterien waren südwestlich von Eessen in Feuerstellung gegangen und schleuderten ihre Geschosse in die Stadt.

Die 1. und 2. Kompagnie vom I. Bataillon wurden von der Division als letzte Reserve ausgeschieden. Das II. Bataillon schob sich eingreifbereit hinter das vor dem Nordteil der Stadt in schwere Kämpfe verstrickte Regiment 201. Das III. Bataillon mit der 3. und 4. Kompagnie des I. Bataillons trug den Angriff von Süden her vor.

Zunächst ging es gut vorwärts. Bald wurden die Reste der morgens schon eingesetzten Bataillone von 202 erreicht, die in unfruchtbare Feuergefechte verwickelt im Bogen südöstlich vor der Stadt lagen. An dem von Eessen nach dem Schloß führenden Wege gingen die Kompagnien zum erstenmal in Stellung.

Jetzt wurde es drüben lebendig. Ein heftiges Maschinengewehrfeuer prasselte aus der Reihe riesiger Pappeln, die die Straße von Dixmude

nach Süden einsäumen. Die ersten Verluste entstanden. Der Schutz der eigenen Artillerie versagte. Entweder hatten die Batterien die Verbindung verloren oder die Munition ging aus. Aber das hielt den Angriff nicht auf. Von Norden her vernahm man das rollende Knattern der Gewehrsalven. Die gleichzeitig dort angreifenden Bataillone von 201 und die 15. Jäger schienen sich der Stadt zu nähern. Langsam schob sich der Schlachtenlärm dort oben in westlicher Richtung.

Da wollten die Angreifer im Süden ihren Kameraden nicht nachstehen. Schon begann die Dunkelheit. Aber bis unter der ständigen Behinderung durch die feindlichen Feuerüberfälle die Sturmformationen geordnet waren, wurde es 7 Uhr. Die Oktobernacht breitete sich aus.

Endlich das Signal.

Die Kompagnien wußten noch nicht, welch' schauriges Schicksal in zwischen die Kameraden im Norden ereilt hatte. Sie wähnten immer noch, daß es für sie gelte, den nördlichen Angriff zu ergänzen und den Kompagnien von 201 auf dem Marktplatz von Dixmude die Hand zu reichen.

Vorwärts!

Wie eine Wolke brach der Schwarm los. Matt blinkten im Feuerschein aus dem Rücken die aufgepflanzten Seitengewehre. Gedämpft klangen die Kommandos.

Ein paar Wasserläufe wurden durchschritten. Was machten die nassen Füße! Sie sollen schon warm werden vom Vorwärtslaufen. Verirrte Belgierkugeln streckten hier und da aus Reih und Glied einen Infanteristen zu Boden. Lautlos fielen die Körper vornüber, und die Helme kullerten über die Wiese.

Nur weiter!

Jetzt traten die riesigen Pappeln aus der Dunkelheit und wuchsen zu ungeheueren Gespenstern empor, die langsam auf die Anrückenden zuzuschreiten schienen. Dahinter mußte bald der Bahndamm kommen, der ganz gewiß von den Belgiern . . .

Hinlegen!

Wie niedergemäht verschwinden die Reihen. Ein jähes Aufblitzen zuckt am Fuß der Pappeln, wiederholt sich in rasender Geschwindigkeit. Als läge dort ein nächtliches Raubtier auf der Lauer und fletschte die Zähne, indes seine Augen Blitze schossen. Ein belgisches Maschinengewehr.

Und jetzt ein zweites . . .

Das rasselt und beißt und bellt und pfeift eine schaurige Melodie

durch die zuckende Nacht und weckt immer neue Raubtiere. In wenigen Minuten ist ein Lärm im Gange, als sei ein heimlicher Dieb inmitten eines ungeheueren Hundezwingers geraten.

Der Bahndamm ist Kopf an Kopf besetzt von Belgiern, die in sinnloser Furcht vor einem Angriff das Vorgelände mit einem Geschoßhagel bedecken.

Aber das schlimmste ist, daß die belgische Artillerie mit wüsten Schlägen in das Konzert einstimmt. Es dauert nicht lange, bis der erste Volltreffer in eine der Kompagnien fällt, die hinter der ersten Linie in Kompagniekolonne anrücken. Ein zweiter folgt schnell. Inmitten des verworrenen Feuers sind deutlich menschliche Schreie zu vernehmen.

Ungeschwächt rattern die Maschinengewehre vom Bahndamm. Und dann mischen sich von links aus der Richtung des Schlosses ein paar Genossen ein und jetzt auch von rechts aus dem Kirchhof von Dixmude.

Oberst Frhr. Raitz von Frentz wird verwundet. Die beiden Bataillonsführer, die Majore Graf Pourtalès und von Weyrauch, ereilt das gleiche Schicksal. Die Kompagnien versuchen einen Vorstoß. Aber der Feuerschleier ist so dicht, daß ein Aufrechtstehen fast den sicheren Tod bedeutet. Reihenweise mäht der Tod die Angreifer nieder. Die andern scharren sich in die Erde.

Ein Offizier nach dem anderen fällt aus. Nutzlos scheint das ohnmächtige Ausharren im Salvenfeuer eines Gegners, der nicht einmal sein Ziel sehen kann und nur aufs Geratewohl das ganze Gelände überschüttet. Er muß ja treffen.

Bis in die tiefe Nacht hinein bleiben die Kompagnien in der Hölle liegen. Dann beginnen einzelne zu weichen. Andere folgen. Niemand ist da, der sie anhält. Die Belgier erkennen die Rückbewegung und verdoppeln ihr Feuer. Der Rückzug wird zur nächtlichen Flucht.

Dicht westlich Hoogmolen werden die Reste des I. und III. Bataillons gesammelt. Man erkennt allmählich die ungeheuren Verluste. Viele Verwundete sind zurückgeblieben. Der Maschinengewehrzug hat seine sämtlichen Gewehre eingebüßt . . .

Der erste große Angriff auf Dixmude war gescheitert. Gescheitert, weil man die Stärke des eingeschanzten Gegners unterschätzt hatte, und weil die junge Truppe dem Angriff auf einen kriegserfahrenen Gegner in bester Verteidigungsstellung noch nicht gewachsen war. Entsetzlich verschwenderisch gingen die jungen Freiwilligen mit ihrem Blut um, weil sie es nicht besser verstanden. Mit einem unvergleichlichen Angriffswillen stürzten sie todesbereit in dichten Massen gegen verschanzte Maschinen-

gewehre und unsichtbarer Hecken- und Häuserschützen an. Keiner wollte hinter dem andern zurückstehen, keiner langsamer sein als der andere. Weit voran die Offiziere, angezündet von der Begeisterung der Jugend.

So boten sie dem Tod eine willkommene Ernte.

* * *

Am Morgen des 22. Oktober begann ein großes Ordnen der gänzlich durcheinandergeratenen Verbände. Erst jetzt stellte sich die ganze Schwere der Verluste heraus, und noch manche furchtbare Einzelheit aus der Nacht wurde bekannt.

Die Belgier hatten an zahlreichen Stellen nächtliche Gegenangriffe unternommen. Sie fühlten sich unbehaglich unter dem zunehmenden Druck der deutschen Regimenter, die sich von Nordosten bis zum Süden dicht um die zum Brückenkopf ausgebaute Stadt geklammert hatten. Zumal im Norden, wo die 44. Reserve-Division stellenweise bis dicht an den Yserkanal vorgedrungen war, hatten sie große Besorgnisse für den kommenden Tag. Die zahlreichen Nachtangriffe hatten die jungen deutschen Regimenter noch mehr verwirrt. Bedenklich war, daß noch am späten Abend die Rückwärtsbewegung einiger Infanterieverbände sich bis auf die Feldartillerie übertrug. Die III. Abteilung des Feldartillerieregiments 43 war am Spätnachmittag zur unmittelbaren Unterstützung des Infanterieangriffs bis dicht an die große Straße etwa 800 Meter westlich Eessen vorgerückt. Gegen 10 Uhr abends kamen einzelne Leute vom Regiment 201 und von den 15er Jägern von vorn zurück und brachten alarmierende Nachrichten mit. Die Nervosität der Artilleristen wurde noch vermehrt, als die vorderen Linien der Infanterie, kurz nach 10 Uhr, bis an die Chaussee unmittelbar vor den Batterien zurückwichen, so daß die Geschütze ohne jede Deckung in das lebhafte Strichfeuer der feindlichen Infanterie gerieten. Die Bitte des Abteilungskommandeurs, die Infanterie möchte wieder vorgehen, wurde nicht berücksichtigt. Im Gegenteil, ein großer Teil der fast führerlosen Truppen ging ohne jede Ordnung hinter die Batterien zurück. Noch wartete die Abteilung, ob die Division nicht in Erkenntnis der heiklen Lage sofort verfügbare Reserven vor die Feuerstellungen schieben würde. Als aber nichts dergleichen erfolgte und vielmehr die feindlichen Gewehrabschüsse deutlich die bedrohliche Nähe des Gegners anzeigten, entschloß sich die Abteilung zum Stellungswechsel nach rückwärts. Er vollzog sich in Ordnung und Ruhe, war aber immerhin ein bedrohliches Zeichen der Nervosität und des Mangels an Zusammenhalt zwischen den Schwesterwaffen.

Trotz der schweren Verluste und der zahlreichen nächtlichen Gefechtskrisen gewann die Führung am Vormittag des 23. Oktober den Eindruck, daß die Lage nicht so gefährlich war, wie man noch in der Nacht angenommen hatte. Es stand fest, daß der Gegner im ganzen in die Verteidigung gedrängt war und nur örtliche Entlastungsangriffe unternahm. Die Fortschritte der 44. Reserve-Division und des im Norden bis zum Meere kämpfenden III. Reservekorps ermutigten die Regimenter. Zahlreiche Versprengte fanden sich wieder ein. Zudem verhielt sich der Gegner einigermaßen ruhig. Seine Verluste waren ebenfalls schwer, und die sinnlose Munitionsverschwendung zwang zur Ergänzung der Vorräte. Mancher kühne Streich des Vortages machte die Runde durch die niedergedrückten Freiwilligenverbände und ließ die Köpfe wieder mutiger erheben. Wer außerdem weiß, daß am hellen Tage im Kriege nichts so schlimm aussieht wie in der Dunkelheit der Nacht, der wird verstehen, daß die Kompagnien schon zwölf Stunden nach dem furchtbaren Würgen des flandrischen Todes in ihren Reihen wieder nur den Gedanken hatten, hinter den rechten und linken Nachbarn nicht zurückzubleiben. Die Tatsache der schweren Schlappe brannte im Herzen.

Jedoch glaubte die Division, an diesem Tage der geschwächten Truppe keinen großen Angriff zutrauen zu dürfen. Dazu veranlaßte sie vor allem die Überzeugung, daß man es rings um Dixmude mit dem schwer befestigten Angelpunkt der feindlichen Hauptstellung zu tun hatte. Die Erfahrungen des 21. Oktober lehrten, daß der Angriff auf diese Stellung nicht ohne gründliche Vorbereitung möglich war. Dixmude war im Süden und Osten zu einer regelrechten Feldbefestigung ausgebaut. Die Belgier benützten dabei ihre vor Antwerpen gewonnenen Erfahrungen in ausgiebiger Weise. Ein Graben verlief hinter dem andern, verdeckt durch Hecken und Sträucher, gesichert durch ein Gewirr von Drahthindernissen, durch das nur ein Eingeweihter sich hindurchfand. Jede Welle im Gelände war zu einem Stützpunkt ausgebaut und mit einander flankierenden Maschinengewehren gesichert. In den Fenstern der Randhäuser, in Blockhäusern an der Bahnlinie nisteten die todspeienden Maschinengewehre in unabsehbarer Zahl, jeden Augenblick feuerbereit. Das stark versumpfte Gelände östlich des Kanals bereitet zumal der 44. Reserve-Division bei ihrem Vorgehen die zeitraubendsten Schwierigkeiten. Indessen konnte man drüben jenseits der Yser bei klarem Blick einen feindlichen Graben hinter dem anderen erkennen, alle dicht besetzt mit Schützen, die sozusagen von sicherem Balkon herab das Gelände östlich des Wassers beherrschten. Flatterminen und das Fernfeuer englischer Motorbatterien, die jeweils

ihre Stellung wechselten, rissen große Lücken in die Reihen der Angreifer. Soviel man durch Gefangene feststellen konnte, befanden sich gegenüber etwa 4000 Belgier, die nach und nach durch zwei französische Marineinfanterieregimenter verstärkt wurden. Die Belgier schlugen sich mit jener Zähigkeit und Verbissenheit, mit der eine tapfere Truppe den letzten Rest ihres Heimatlandes verteidigt. Aufgefundene Befehle verrieten, daß sie sich des furchtbaren Ernstes ihrer Lage bewußt waren. In einem Befehl an die 4. belgische Division hieß es: „Von unserem Widerstande kann das Geschick selbst des ganzen Feldzuges abhängen. Ich beschwöre Offiziere und Soldaten, ungeachtet aller Anstrengungen, die ertragen werden müssen, mehr zu tun als ihre bloße Pflicht. Das Heil des Vaterlandes und jedes Einzelnen hängt davon ab. Also Widerstand bis zum Äußersten." Die Truppe handelte vollkommen im Sinne dieses Befehls.

Das XXII. Reservekorps beschränkte sich also am 22. Oktober auf die Vorbereitung eines neuen großen Angriffs, der für den 23. geplant wurde. Überall wurden die Verbände wieder hergestellt. Die Infanterie hob Gräben aus, in denen sie ein Mindestmaß von Schutz gegen das andauernde Streufeuer fand. Beide Kanonenabteilungen der Divisionsfeldartillerie wurden auf Weisung des Artillerieführers zug- und geschützweise in der vorderen Linie eingebaut, um den Angriff mit direkter Schußwirkung vorwärtsbegleiten zu können. Die Maschinengewehre wurden sorgfältig verteilt. Die Munitionsvorräte wurden ergänzt, da zahlreiche Kompagnien sich bis zur letzten Patrone verschossen hatten. Das Generalkommando zog schwere Artillerie heran, die sich zur Beschießung der Stadt bereitstellte. Das Armeeoberkommando, das auch am 22. Oktober immer noch an der Auffassung festhielt, daß man es in den augenblicklichen Linien nur mit einem verhältnismäßig schwachen Gegner zu tun habe, befahl für den 23. Oktober den allgemeinen Angriff, der mit kräftigem Zufassen auf der ganzen Linie über die Yser hinübergeführt werden sollte . . .

Der 23. Oktober begann mit herrlichem Herbstwetter. Die 43. Reserve-Division gab folgenden Angriffsbefehl: „Die 44. Reserve-Division wird heute hinter der bereits über die Yser gelangten 6. Reserve-Division vom III. Reservekorps über die Yser nördlich Dixmude gehen und dann nach Süden in den Rücken der Stadt stoßen. Die 43. Reserve-Division greift um 9 Uhr vormittags nach starker Artillerievorbereitung an. Reserve-Infanterie-Regiment 201 geht mit dem Reserve-Jägerbataillon 15 von Osten auf Dixmude vor, Reserve-Infanterie-Regiment 203 von Süden.

Reserve-Infanterie-Regiment 202 unterstützt den Angriff im Süden, zündet das Schloß an und stößt dann von dort gegen die Kanallinie."

Über die unerhört wilden Kämpfe, die an diesem Tage die über die Yser gedrungene 6. Reserve-Division und die hinter ihr übergehende 44. Reserve-Division durchfochten, wird an anderer Stelle zu sprechen sein. Die Unterstützung im Süden blieb aus. Zunächst schritt der Angriff der 43. Reserve-Division gut fort. Aber die Belgier und Franzosen waren auf der Hut. Die Befestigungen waren zu stark. Nutzlos vergossen die Regimenter abermals ihr Blut. Ein nennenswerter Fortschritt wurde nicht erzielt, auch die geringen Anfangsgewinne wurden wieder eingebüßt. Am Nachmittag verbreitete sich das Gerücht, der Gegner habe die Stadt geräumt. Es war ein kurzer Traum, der mit Blut bezahlt werden mußte. Ungebrochen hielt der Gegner überall in seinen alten Stellungen stand.

Der Abend des 23. Oktober fand alle Angriffsabteilungen der 43. Reserve-Division nach schweren Verlusten in ihren Ausgangsstellungen vom Morgen.

Der zweite Angriff auf Dixmude war abgeschlagen . . .

* * *

Ein für den 24. Oktober geplanter Angriff mußte aufgeschoben werden, da es der schweren Artillerie an Munition fehlte. Ein Eisenbahnzug, der die Granaten heranbringen sollte, war im Etappengebiet entgleist. Überall blieben die Truppen durch ständige Patrouillen in engster Gefechtsfühlung mit dem sehr unruhigen Gegner. Das Schloß, in dem Franktireurs festgestellt wurden, wurde im Laufe des Tages von Pionieren mit Handgranaten gründlich ausgeräuchert und in Brand gesteckt. Ein rasch aufflackerndes heftiges Gefecht war die Folge. Sehr unangenehm machte sich das Feuer der schweren feindlichen Artillerie bemerkbar.

Es war nicht möglich, die vorn liegenden Truppen ausreichend zu verpflegen. Schlechtes Wetter setzte wieder ein, die Munition war knapp. Krankheiten griffen rasch um sich. Die Leute waren durch die Anstrengungen der nun schon sechs Tage währenden Schlacht außerordentlich ermüdet. Jedoch wirkten die Nachrichten von neuen Fortschritten des III. Reservekorps und der 44. Reserve-Division ermutigend. Dort hatte das III. Reservekorps mit allen Hauptkräften die Wasserlinie überschritten, während die 44. Reserve-Division mit dem rechten Flügel gefolgt war, mit dem linken kräftig diesseits des Kanals unterstützte. Gute Nachrichten kamen auch von den linken Nachbarn, wo das XXIII. Reservekorps bis

Luyghem und dicht vor Bixschote gelangt war, indes XXVI. und XXVII. Reservekorps in der Linie Langemarck—östlich Zonnebeke—Reutel—Kruiseik Schritt um Schritt mit dem Gegner rangen.

Das Generalkommando drängte bei der 43. Reserve-Division auf energisches Vorgehen gegen die Stadt, wohl wissend, daß die ganze feindliche Front ins Wanken kommen mußte, wenn man aus ihr diesen harten Stein brechen würde . . .

Und so begann der dritte und furchtbarste Angriff auf Dixmude.

* * *

Der Name von Dixmude wird in den Herzen deutscher Mütter stets einen schrecklichen Klang behalten. Dies stille flandrische Städtlein, in wundervoller Anmut der langsam abwärts gleitenden Yser vorgelagert, wandelte sich in ein starrendes Bollwerk, das Tausende aus den Besten der deutschen Jugend durch sein trotziges Halt zum Sterben zwang. Die flandrischen Wiesen tranken soviel junges Blut, daß sie von ihrem Überfluß der Yser abgaben, die sich langsam rot zu färben begann. Die Hecken wandelten sich in Friedhofsmauern, hinter denen in zerschmetterten Reihen Freund neben Freund in schier unabsehbarer Zahl den letzten Schlaf begann.

Fürchterlich strafte der Kriegsgottt das Städtlein für seine Verwandlung. Der Brand tobte durch die Straßen, die Giebel zerrissen im jähen Anhieb heranheulender Eisengefäße und prasselten herab auf die zerlöcherten Straßen. Geschrei von Lebenden und Sterbenden vermischte sich mit dem lärmenden Tod der Stadt zu einer schauerlichen Musik, zu einem vernichtungstrunkenen Inferno. Schwarzer Qualm stieg in dichten Ballen gen Himmel, sich windend unter der Last regengeschwollener Wolken. Am Tage wälzte sich der Qualm, in der Nacht loderte die Glut. Tag und Nacht aber währte das gräßliche Chaos des Lärms von Menschen, Tieren, Schüssen, Schlägen, Bersten, Heulen und Jammern . . .

Das Städtlein schrumpfte zusammen und duckte sich unter dem Anprall, aber aus tausend Wunden blutend gab es seine Mauern nicht preis. Und selbst, als die wilden Angreifer mitten in seinem Leib wühlten, raffte es sich zu einem letzten Krampf auf und spie die Vermessenen wieder aus. Die meisten aber erwürgte es . . .

Dixmude, Dixmude . . . manches Klagelied ward um dich gesungen . . .

* * *

Die Nacht vom 24. zum 25. Oktober verlief einigermaßen ruhig. Beide Gegner waren erschöpft.

Aus trüben Regenschleiern erhob sich der Morgen. Die Kompagnien waren bis zum äußersten erschöpft, der Hunger nagte in den Eingeweiden, Mäntel und Uniformen starrten vor Dreck. In die trostlosen Farben der Ermattung versunken, breitete sich ringsum das niedergehämmerte flandrische Feld. Die Gräben standen voll Wasser, der Abtransport der Verwundeten wurde fast zur Unmöglichkeit. Die Toten lagen unmittelbar neben den Lebenden, und manche Kugel bohrte sich in einen Leib, der kein Empfinden mehr dafür hatte. Die Regimentskommandeure hielten einen neuen Angriff bei dem Zustand der Bataillone für ausgeschlossen. Aber das Generalkommando drängte, die Truppen im Norden und Süden verlangten unbedingt die Wegnahme des Brückenkopfes, um ihre eigenen Erfolge nicht unwirksam zu machen.

Und so wurde mittags der Angriff befohlen.

Wieder hatten 201 und die Jäger den Nordstreifen, 203 den Südstreifen, die Feldartillerie war auf die Sturmtruppen aufgeteilt.

Um 1 Uhr nachmittags begann die gesamte Artillerie ihr Feuer zu verdichten. Inzwischen waren Mörser eingetroffen, die ihre schweren Eisentöpfe seit dem Morgen in die Stadt hineinwarfen. Offenbar stand der Gegner unter dem stärksten Eindruck der Beschießung, denn er wagte sich kaum zu regen. Es war aber auch möglich, daß er alle Kräfte für den zu erwartenden Beginn des Angriffs aufbewahrte.

Gleichzeitig mit dem verstärkten Einsetzen des Artilleriefeuers, arbeiteten sich die Kompagnien der Stürmer im Zwischengelände zwischen den feindlichen Infanteriestellungen vor. Auf dem Bauche kriechend, das Gewehr am Riemen, zog sich die Kette über die durchnäßten Wiesen. Schon erhob sich ein lebhaftes Geplänkel vor den belgischen Vorstellungen.

Unterdessen krachte in der Stadt der Hexenkessel der Einschläge. Den verworrenen Schleier der Granaten und Schrapnells zerrissen die aufbrüllenden Schläge der schweren Mörser, deren Geschosse gleich riesigen brummenden Bienen weit aus dem Osten durch die Luft herantändelten. Jedesmal, wenn eines davon niederfiel hinter den Häusern, stob eine jähe Rauchwolke, vermischt mit dem roten Staub der Ziegel und dem Gelb der einstürzenden Mauern, aufwärts. Als schlüge ein Riese mit einem ungeheueren Hammer ein Loch in die Erde und als ergösse sich aus dem Spalt ein giftiger Spuk, so sprang das empor, ballte sich, dehnte sich, reichte sich die Hände, verwob ineinander und wälzte sich in trüber Schwerfälligkeit davon. Bald lag über der unglücklichen Stadt eine einzige, brodelnde, lärmdurchzuckte, blitzdurchwühlte Dunstwolke.

So mochte der Anblick sein, der sich Lots Weib bot, als sie den Blick gen Sodom und Gomorrha lenkte.

Unterdessen lagen die Schützen des Reserve-Infanterie-Regiments 201 und der 15. Jäger schon vor den ersten belgischen Gräben und schossen sich mit dem Gegner herum. Die Kugeln pfiffen hinüber und herüber, und mancher ließ das Gewehr fallen und drehte sich auf die Seite. Die Belgier standen jedoch so unter dem Eindruck des Feuers auf Dixmude, daß ihre Gegenwehr immer zaghafter wurde.

Da begann die deutsche schwere Artillerie ihr Feuer auf die feindlichen Infanteriestellungen zu lenken. Nur ein paar 42-cm-Mörser schleuderten in regelmäßigen Abständen ihre Riesentöpfe auf die Stadt. Im Augenblick verstummten die Gewehre.

Die Reihen der Angreifer erhoben sich vom Boden. Aber da ratterte schon wieder von irgendeiner Flankenstellung her ein Maschinengewehr und warf eine ganze Anzahl von Leuten zu Boden. Der Rest drang weiter. 150 Meter trennten noch von den ersten Häusern der Stadt, drei oder vier belgische Gräben, angefüllt mit Toten und Verwundeten, waren überschritten.

Aber der Ostrand der Stadt war immer noch stark besetzt. Die deutsche Artillerie mußte ihr Feuer mehr nach der Mitte verlegen, weil sie sonst die eigenen Truppen gefährdete. Die Belgier erkannten schnell diese Lage und warfen alles, was noch vorhanden war, in die Randhäuser. Aus Fenstern und Kellerlöchern starrten die Gewehrläufe. Jede Bewegung im Vorfeld weckte ein irrsinniges Geknatter. In den Haustüren und den Winkeln der Gartenmauer hockten krachende Maschinengewehre und peitschten ihre Kugelreihen unter die auf die Erde gepreßten Angreifer . . .

Die Dämmerung sinkt langsam herab, und immer noch liegen die Kompagnien, dem rasenden Feuer des Gegners ausgesetzt, vor den Häusern der Stadt. Nutzlos verbluten sie. Das Artilleriefeuer ist verzettelt und hat die Verbindung mit den Angreifern verloren. Ohne einen regelrechten neuen Angriff ist nichts zu machen. Hier liegenbleiben ist unmöglich. Entweder werden die schwachen Linien in der Nacht überrannt, oder spätestens am Morgen schießt der Gegner alles aus sicherer Position zusammen.

Zähneknirschend kriechen die Gruppen zurück. Die Verwundeten werden mitgenommen, die Toten bleiben einsam zurück. Wenige Minuten nach sechs Uhr sind alle Verbände wieder in den alten Stellungen. Seit sechs Tagen hat es nun keine richtige Verpflegung gegeben. Und jetzt

beginnt es auch wieder zu regnen. Endlos fällt das vom Himmel herunter und tötet den letzten Rest der Widerstandskraft. Stumpfsinnig hockt alles in den Gräben.

Es weckt auch keine große Bewegung, als um 7 Uhr der Befehl der Division überbracht wird, der Angriff auf Dixmude sei unter allen Umständen sofort zu wiederholen und unbedingt durchzuführen.

Die 3. und 4. Kompagnie, die der Befehl trifft, machen sich ohne ein Wort fertig und stolpern in Dunkelheit und Regen nach vorn, geradenwegs auf Dixmude zu. Bald sehen die Zurückbleibenden die letzten im Dunkel untertauchen . . .

Was dann kam, war grauenhaft . . .

Die von der 1. und 2. Kompagnie sahen nicht sehr viel davon. Die Nacht verhüllte alles, und der Lärm da vorn konnte auch gerade so gut von einem Feuerüberfall herrühren. Das Geschrei der Menschen, denen das kalte Eisen in den Leib fuhr, drang nicht bis hierher. Die Häuser von Dixmude verschlangen es in ihren Mauern. Der Flammenschein auf dem Marktplatz konnte auch von irgendeinem Granateinschlag herkommen. Die verzerrten Gesichter der ineinander verbissenen Kämpfer sah niemand von draußen.

Es währte auch nicht sehr lange.

Daß keiner zurückkam, nahm zunächst auch nicht groß wunder. Vielleicht war der Angriff gelungen, und jeder Mann wurde gebraucht da vorn. Aber sie hätten doch wenigstens einen Melder zurückschicken können, der die Reserven zur Unterstützung nach vorn führte. Vielleicht hatten sie einen abgesandt, und der hatte sich in der Finsternis verlaufen.

Entsetzlich langsam zerrannen die Stunden. Eine merkwürdige Stille herrschte jetzt da vorn. Wie auf einem Friedhof . . .

Unterdessen war alles schon zu Ende.

Die 3. und 4. Kompagnie waren im ersten Anlauf mitten in die Stadt eingedrungen und schlugen sich im Handumdrehen mit den Belgiern auf dem Marktplatz herum.*) Die Dunkelheit schied kaum Freund und Feind. Im Flackerschein des Brandes stießen die Gegner aufeinander. Messer und Gewehrkolben verrichteten blutige Arbeit. Die Belgier stiegen in die oberen Stockwerke und eröffneten ein Gemetzel von oben

*) Über die Reste der beiden Kompagnien hinweg stieß in der Nacht noch das III. Bataillon vom Res. Inf. Regt. 202 unter der persönlichen Führung seines tapferen Kommandeurs, Major von Didtmann, in die Stadt bis zur Kanalbrücke. Nur wenigen gelang es, am Morgen nach heldenmütigem Kampfe sich nach Eessen durchzuschlagen.

herab. Das Blut floß auf der Straße und sammelte sich in den Gossen. Oberleutnant Dugend sank zu Boden und wurde schwer verwundet von den Feinden fortgeschleppt. Oberleutnant von Weiher brach zusammen, lag die ganze Nacht in seinem Blut und wurde am Morgen von seinen Leuten gerettet. Kein Offizier mehr war da. Regellos schlug sich alles durcheinander. Das Geschrei verklang allmählich . . .

Nach und nach kehrten im ganzen etwa 25 Mann von beiden Kompagnien zurück. Sie sprachen nicht und jammerten nicht. Es war alles zu Ende . . .

Mitternacht war schon vorüber, als die Belgier zum Gegenstoß aus Dixmude vorgingen. Inzwischen war das II. Bataillon von 201 aus belgischen Gräben nördlich der Chaussee von Eessen nach Dixmude vorgerückt, um das I. Bataillon zu unterstützen. Bei der Kapelle de bon secours, dicht neben der Straße, erfuhren die Reserven von den Ereignissen beim I. Bataillon. Der Bataillonsführer ließ die Ausgangsgräben des I. Bataillons besetzen und wartete auf den belgischen Gegenstoß.

Das III. Bataillon bekam Befehl, unter allen Umständen Eessen-Kappel, halbwegs von Eessen nach Dixmude, gegen jeden belgischen Angriff zu halten. Die 10. Kompagnie erhielt einen Volltreffer, der drei Mann tötete und 15 verwundete.

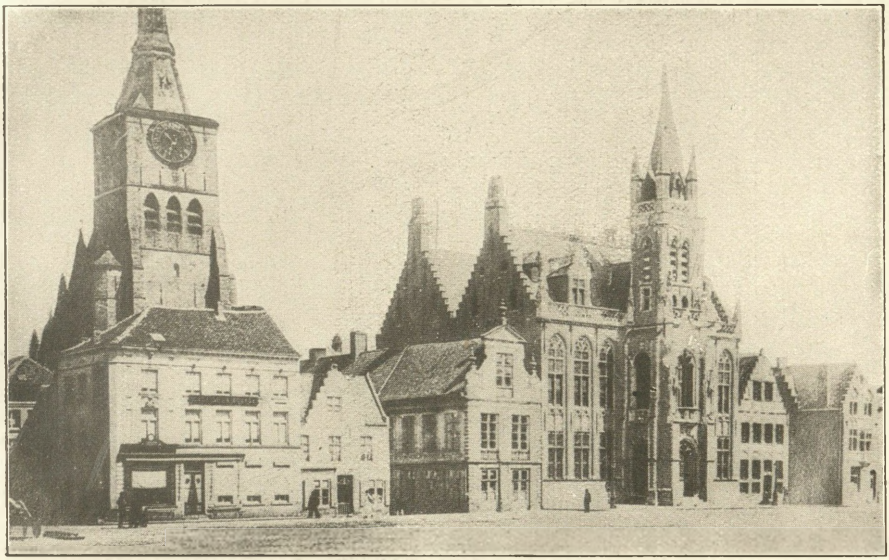
Der belgische Angriff kam nur halb zur Entwicklung und wurde ohne große Mühe abgewiesen . . .

* * *

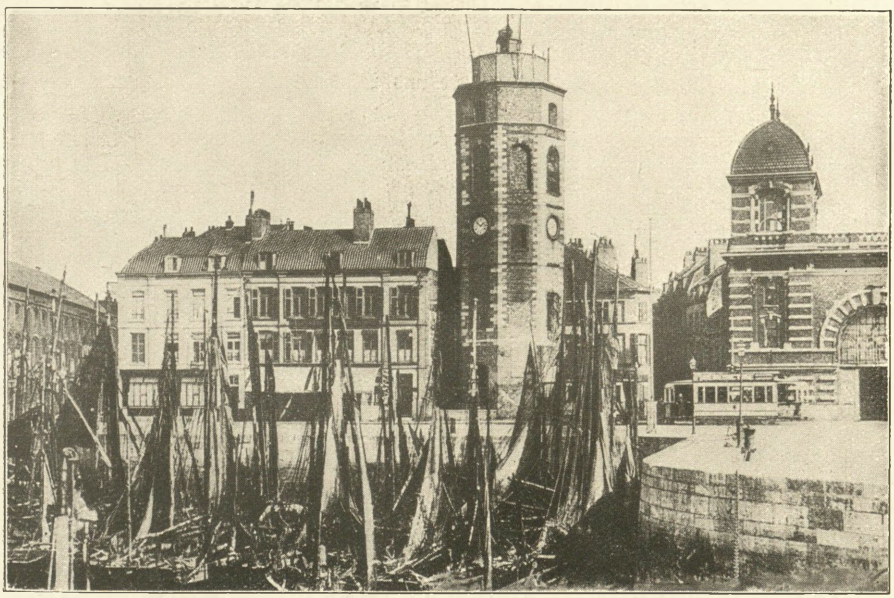
Mitten im strömenden Regen, wohl gegen 10 Uhr abends, wurden bei dem im südlichen Angriffsabschnitt liegenden Reserve-Infanterie-Regiment 203 die schweren Mißerfolge des Schwesterregiments und der Jäger bekannt. Nicht viel später kam der Befehl, das Regiment solle sofort zum Nachtangriff auf die Stadt von Süden her antreten, um die gefährdete Lage im Nordabschnitt zu entspannen.

Niemand sah diesem Angriff im Dunkeln, bei strömendem Regen, durch ein Gewirr von Wasserläufen, Hecken, Wegen und Dämmen mit großem Vertrauen entgegen. Aber er war befohlen und wurde also ausgeführt.

Es dauerte bis 1 Uhr nachts, ehe die Bewegung angetreten werden konnte. Immer noch rann der Regen. Kein Faden mehr war trocken. Undurchsichtig dehnte sich die Nacht, nur ein paar irrende Lichtreflexe huschten hier und da über die Gestalten. Keiner sprach ein Wort. Die Gewehre waren entladen, die Seitengewehre aufgepflanzt. Seltsam geisterhaft blinkten ihre Flächen im Lichtschimmer. Gerät klapperte, einförmig stapften die Schritte. Ab und zu klang gedämpft ein Führerwort.



Dixmude, Grand Place — Photogr. Photothek, Berlin



Dixmude — Phot. A. Groß, Berlin



Flandrische Kirche und Windmühle



Schloß Woumen

In Gruppenkolonne schritten die Kompagnien auf und neben der Straße von Süden gegen die Stadt vor.

Da war keiner, der nicht eine ganz bestimmte Vorstellung von dem Kommenden hatte. Aber man sprach nicht davon.

Hin und wieder peitschte nach einem gellenden Schlag eine Kugel durch die Bäume. Und der Regen rann und rann.

Über der Stadt zuckten die Lichter. Deutlich vernahm man das heimliche Knistern der Brände. Die Nacht macht alle Ohren hellhörig.

Zehn Minuten schon dauerte der Marsch. Es ging vorwärts, als rückte man in nächtliche Quartiere nach einer anstrengenden Übung. Alles war so unwirklich. Vielleicht war alles nur ein Traum.

Wenn einer im Glied den Kopf hob und auf das Pfeifen einer Kugel horchte, taten wohl die anderen es ihm nach. Aber dann trottete alles wieder weiter.

Das merkwürdige Gefühl der Unwirklichkeit wurde noch durch die seltsamen Umstände vermehrt, unter denen das I. Bataillon den Angriffsbefehl erhalten. Er war von einem Oberstleutnant überbracht worden, dessen Name und Herkunft niemand kannte. Auf einmal war er wieder fortgewesen, verschluckt von der Nacht. Jeder wollte ihn gesehen haben, keiner wußte, wie er aussah. Plötzlich aber tauchte er wieder auf, und sofort erkannten ihn alle. Indem er neben den vorrückenden Kolonnen schritt, traf ihn eine verirrte Kugel. Lautlos sank er zusammen. Niemand fand seinen Leichnam. Er mochte hinter einer Hecke oder in einem Wassergraben gefallen sein. Oder ob er gar kein Mensch gewesen? . . .

Da erwachte in jähem Anprall die Hölle. Die Belgier mußten etwas gemerkt haben. Maschinengewehre bellten aus unsichtbaren Stellungen los und mähten gleich einer ungeheuren Sense über die Straße. Und schon krachten auch die ersten Granaten, als wären vom Nachthimmel ein paar betrunkene Teufel herabgesprungen.

Die vorn marschierenden Offiziere fielen. Die Kompagnien stoben von der Straße herunter. Jede Sekunde brachte neue Verluste. Die Gruppen verloren den Zusammenhalt. Rufe gellten durch das Dunkel.

Dazwischen zerrissen die Granaten und fegten die Schläge der Maschinengewehre . . .

Nach Verlust von fast sämtlichen Offizieren sammelten sich im Laufe der Nacht in den alten Stellungen die Reste der Angriffstruppen. Das I. Bataillon allein zählte 24 Tote, 102 Verwundete und 34 Vermißte . . .

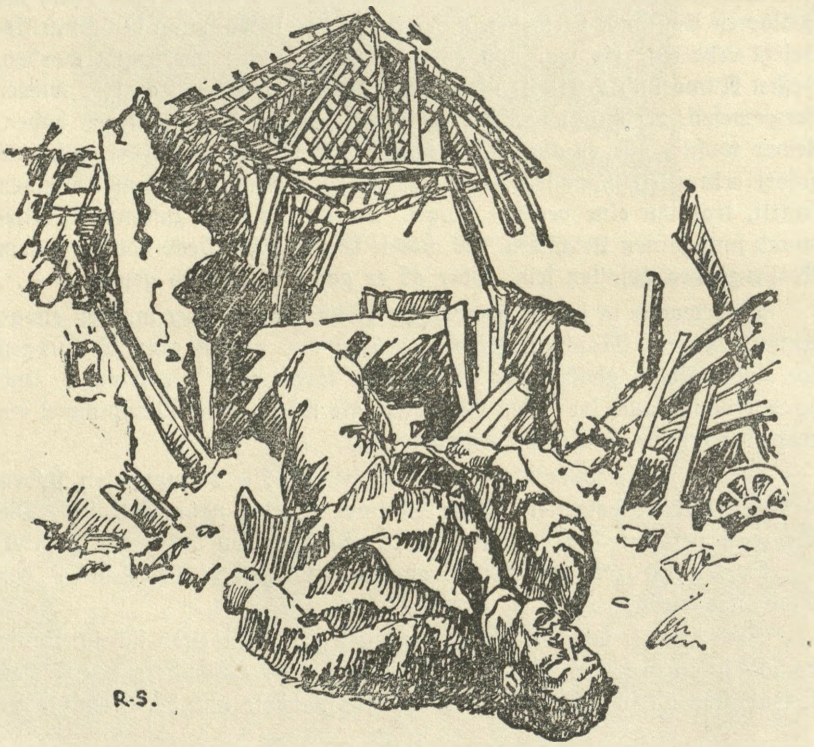
* * *

Dixmude, Dixmude . . .

In hundert Jahren noch wird man deinen Namen nennen, wenn längst deine Straßen wieder angefüllt sind mit arbeitsfrohen Menschen. Vielleicht aber werden dann die Enkel in alten vergilbten Urkunden lesen, wie dereinst der flandrische Tod rings um das Städtlein gelaufen und seine Brände hineingeschleudert hat. Und sie werden hinausgehen aufs Feld und einander die Stellen zeigen, wo die jungen Deutschen in geschlossenen Gliedern hinsanken in die Ebene.

Das Städtchen aber wird dann ein anderes Gesicht tragen. Das alte Gesicht wurde damals zerrissen und zerfurcht von den Striemen des Todes, bis sterbend nach unbeugsamem Ausharren Dixmude den Flammen in die Arme fiel . . .

Dixmude, Dixmude . . . manche Träne hast du fließen gemacht, und manche Träne wurde um dich vergossen . . .





Jugend.

Die Kirche von Becelaere war als Lazarett eingerichtet. Auf den Steinfliesen des Bodens war Stroh ausgebreitet, die Bänke wurden beiseite geschoben. Bis unter der Kanzel und neben der Orgel breitete sich das blutige Lager. Von der schmucklosen Wand herab starrte das Bildnis des Gekreuzigten. Wenn der Lichtschein, der für einen Augenblick hier und da das trübe Gewölbe durchbrach, die Scheiben erleuchtete und das ohnmächtige Grau im Innern färbte, dann schien es, als ob das Gesicht des Gekreuzigten lebendig würde und als ob er die gequälten Arme schmerzgeplagt nach den Seiten ausdehne.

In langen Reihen, dicht aneinander gerückt, lagen die Verwundeten, mit stumpfen Augen den Helfer erwartend. Dreckübespritzt die Gesichter, wirr und durchschweißt das Haar, schmerzverzerrt den Mund, durchschüttelt noch von den Ereignissen der letzten Stunden und kaum begreifend, was hier vorging und was dies alles bedeutete. Ein Gefühl nur mit ganzer Deutlichkeit empfindend: den unerträglichen Schmerz der zerrissenen Glieder.

Hier saß einer mit dem Rücken an die kalte Wand gelehnt, die Augen geschlossen, den Kopf steil emporgereckt, bewegungslos. Nur die Fäuste machten ab und zu eine Bewegung, als wollten sie irgend etwas zerdrücken. Andere lagen zusammengekauert auf dem Stroh und wimmerten leise, wie Kinder, die des Abends nicht einschlafen können, nach ihrer Mutter wimmern. Einer phantasierte, wälzte sich hin und her, richtete

sich plötzlich mit dem Oberkörper auf, stützte sich auf die Hände und schrie, indes seine Augen in verzehrendem Feuer glühten: „Vorwärts! Fällt das Gewehr! Die zweite Kompagnie macht einen Sprung! Ich übernehme das Kommando . . . vorwärts mit mir, wer ein Deutscher ist!" Ein tierhaftes Stöhnen quoll aus seiner Brust, er sank zurück. Weit aufgerissen starrten die Augen. „Sie schaffen's nicht . . . sie schaffen's nicht . . . dort das Maschinengewehr, das schlägt uns alle zusammen . . . verflucht!" Er knirschte mit den Zähnen.

Sanitäter schleppten einen nach dem anderen auf Tragbahren in die Sakristei. Dort drinnen arbeiteten die Ärzte in unermüdlicher Tätigkeit. Die Ärmsten der Armen wurden von ihren zerschmetterten Gliedern befreit. Wenn die Tragbahre wieder herauskam, lag auf ihr ein reglofer Körper mit wächsernem Gesicht. Die Sanitäter betteten ihn wieder in die Reihe. Wer konnte sagen, wann ein Wagen kam, ihn abzuholen ins Kriegslazarett? Wer konnte sagen, ob er nicht eine halbe Stunde später hinausgetragen wurde, um das Eingangsportal herum, durch die Kirchhofspforte, dorthin, wo die Reihen derjenigen lagen, die aller Qual enthoben waren? Wer konnte sagen, ob er nicht einige Wochen später daheim im Zimmer saß, weit zurückgelehnt im Lehnstuhl, die blutleeren Hände auf den Blondköpfen seiner Jungens, alles Zurückliegende nur wie einen seltsam schweren und langen, von merkwürdigen Vorstellungen und verzerrten Bildern erfüllten Traum empfindend? . . .

Keine Minute fast verging, ohne daß nicht durch das weit geöffnete Portal der Kirche eine neue Bahre hereingetragen wurde. Die Träger stellten ab, ergriffen behutsam den willenlosen Körper und betteten ihn in die Reihe, wo gerade ein Platz frei war. Dann nahmen sie ihre Bahre, wischten sich den Schweiß von der Stirn und schritten wieder hinaus, am Eingang schon dem nächsten Raum gewährend. Immer länger wurde die Reihe. Schon mußte man den Durchgang verengen und die Verwundeten näher aneinanderrücken. „Nimmt's denn gar kein Ende?" fragte ein Arzt mit übernächtigem Gesicht und sterbensmüden Augen einen der Träger. Der zuckte mit den Achseln und ging hinaus. Die nächste Last zu holen . . .

Durch das Portal herein klirrte aus weiter Ferne der verworrene Lärm der Schlacht. Hin und wieder schwoll er an zu einem dumpfen Brausen, einem brodelnden Gemisch aus hundert zerberstenden Schlägen. Dann erzitterten dumpf die Säulen, und die bunten Scheiben begannen leise zu vibrieren. Die ganze Luft war dann erfüllt, und niemand konnte genau sagen, woher es kam. Es war überall . . .

Auf dem Platz vor der Kirche entstand ab und zu ein rasselnder Vorbeizug, der für eine Minute den fernen Lärm der Schlacht übertönte. Batterien und Kolonnen zogen nach vorn. Die Gäule strafften sich mit stoßenden Nüstern in den Sielen. Die Fahrer schwangen die Lederpeitschen. Die Räder knirschten, und die Rohre der Geschütze holperten über Pflaster und Sand. Auf die Sitze geklammert hockten die Kanoniere und warfen im Vorüberfahren einen scheuen Blick in das offene Portal. Wer weiß, ob nicht nach ein paar Stunden man selbst hier . . . aber es ist schon vorüber. Weiter die Fahrt. Die Front schreit nach Hilfe . . .

Infanteriekolonnen marschierten vorüber. Einförmig klapperten die Stiefel, klirrte das Schanzzeug. Die stoffüberzogenen Helme bewegten sich in monotoner Wiederholung auf und ab. Ein Glied hinter dem anderen, immer zu vieren. Um die Ecke der Dorfstraße quoll es in nicht endenwollender Folge. Gebückt unter der Last des Gepäcks schritten die Gestalten einher. Ab und zu unterbrach den unabläßigen grauen Strom ein einzelner Reiter. Der Gaul trottete mit vornüberhängendem Kopf. Der Reiter war in einen langen Mantel gehüllt, dessen Kragen sich unter den Helmrand schob. Prüfend gingen die Blicke über die Reihen hinweg, über die Straße, wanderten hin und her und landeten immer in dem offenen Kirchenportal. Wenn einer aus Reih und Glied den Kopf hob, richtete sich jedesmal das Gesicht wie von selbst auf den Eingang. Vorbei. Wer weiß . . .

Eine Kavallerieschwadron. Hell und hastig klapperten die Pferdehufe. Sie waren noch nicht im Gefecht, die Kavalleristen, kamen direkt von der Bahn aus Iseghem. Sauber glänzten die verschnürten Uniformen. Hier und da ließ einer den Gaul auf der Hinterhand tänzeln, daß das Eisen Funken aus dem Pflaster schlug. Erwartungsvoll waren die Gesichter nach vorn gerichtet. Sie ritten zur Front, um hinter dem weichenden Gegner nachzustoßen nach Ypern hinein und gegen den Kemmel. Sie ließen sich nicht beirren durch das einförmige Rasseln, das in der Luft lag gleich einer klingenden unsichtbaren Wolke und das seit Stunden nicht vorwärts und rückwärts weichen wollte. Es sollte schon werden! Scherzworte fielen und derbe Kraftausdrücke. Hell blickten die Augen und in harten Fäusten lagen Kandare und Trense. Gleich einer Schar zu einem unbekannten Freudenfest wallfahrender Glücksritter wehte es vorüber an dem Portal. Kurz nur war der Blick, den sie hineinwarfen. Der Geist derer, die das Unwägbare durchwandelt und wissend um den Tod geworden, reichte einen Augenblick lang dem Geist derer

die Hand, die unwissend und erwartungsvoll dem Unwägbaren gleich einer ersehnten Erfüllung entgegeneilten. Wie kalt ist diese Hand. Vorbei . . . das fröhliche Geklapper verklirrt um die Straßenecke . . .

Leben und Tod kreuzen sich vor dem Portal in hin- und herströmendem Wandel. Hinter den bunten Scheiben verhallt das Stöhnen der Sterbenden. Tropfenweise sickert das Meer der Verwundeten zurück, indes auf den Straßen der Strom der Lebendigen von geheimer unendlicher Kraft getrieben dem dumpfen Brausen zueilt . . .

* * *

„Kamerad, Kamerad . . . wann komme ich an die Reihe . . . ach, es brennt so, es brennt. Ich glaube, es dauert nicht mehr lange mit mir . . . gib mir einen Schluck Wasser . . . danke, danke. Ach, wenn du wüßtest, wie das hier brennt, hier mitten in der Brust . . ."

Der alte bärtige Sanitäter kniet neben dem siebzehnjährigen Jungen und flößt ihm Wasser aus der Flasche in die zusammengebissenen Lippen.

„Sei nur stille, Kleiner, sobald der Doktor frei ist, kommst du an die Reihe. Sollst sehen, wenn er die Kugel draußen hat, dann schmerzt es nicht mehr so. Hier, siehst du, habe ich eine Karte. Jetzt wirst du mir diktieren, und ich schreibe. Deine Eltern müssen doch wissen, daß du es gut überstanden hast."

„Ach ja, Kamerad, die Eltern müssen es wissen, ganz kurz nur, das Sprechen, das schmerzt so. Es sticht so entsetzlich. Schreibst du? Kannst du mich auch verstehen? Du mußt mir ganz nahe kommen mit dem Ohr, damit ich flüstern kann. Schreibe: „Liebe Eltern! Vergebt mir . . ." Aber was sollen sie mir denn vergeben? Ach Gott, Kamerad, wenn ich jetzt sterbe, dann werden sie sich furchtbare Gewissensbisse machen, daß sie mich haben laufen lassen. Und glaubst du, sie werden mir das vergeben können? Nein schreibe nicht so. Schreibe: „Liebe Eltern! Die Schlacht war entsetzlich. Wir waren mit einemmal mitten darin, geradeals wir dachten, es käme heute wieder nicht dazu. Wir stürzten darauf zu, ohne irgend etwas zu sehen, und die Kugeln mähten uns allesamt zu Boden, ehe wir noch das Gefühl gehabt, daß es nun in die Schlacht ging. Grauenvoll war der Anblick, und niemals wird aus meinen Ohren das Geschrei der am Boden sich Wälzenden weichen. Bis in meine Sterbestunde wird mich dies Entsetzen verfolgen . ." Nein, Kamerad, so können wir nicht schreiben. Sie werden glauben, ich sei feige. Und die Tanten werden sagen: „Seht ihr, er war noch viel zu jung, und es war eine große Sünde, ihn fortzulassen." Und dann wird meine arme Mutter

sterben vor Kummer . . . Jetzt weiß ich, Kamerad, wie du schreiben mußt. Schreibe: „Liebe Eltern! Der Schmerz in der Brust ist groß. Aber bald, ganz bald wird Euer Junge wieder bei Euch sein . . .“ Hast du geschrieben, Kamerad?“

„So, Kleiner. Nun gib mir deine Hand, ganz vorsichtig. Siehst du, jetzt führe ich dir den Bleistift, wie ich es schon so vielen getan habe, die noch nicht schreiben konnten. Ganz langsam. Wie muß ich denn deinen Namen schreiben?“

„Euer Einziger,“ schreibe, Kamerad. So habe ich immer geschrieben an die Eltern, wenn ich für eine Weile von zu Hause fort war . . . Ach, Kamerad, kannst du den Doktor nicht fragen, ob ich jetzt an die Reihe komme? Ich glaube, es dauert garnicht mehr lange. Es ist mir so dunkel vor den Augen. Meinst du, ein Schuß in die Brust, der könnte auch die Augen in Mitleidenschaft ziehen?“

„Das ist nur der Blutverlust, Kleiner, das geht wieder vorbei. Nun mußt du aber ganz still liegen und darfst gar nicht sprechen. Ich will den Doktor einmal fragen, ob er jetzt Zeit für dich hat. Und dann muß ich dort hinüber neben die Orgel, da liegt einer mit einem Schuß durch den Hals, und ich muß ihm den Kopf halten, damit er genug Luft kriegt. Wirst du fein stille liegen, Kleiner, bis ich zurückkomme?“

Der Kleine nickt stumm mit dem Kopf, indes seine großen Augen angstvoll betteln: „Komm bald wieder zu mir.“ Aber er läßt es sich nicht merken.

Just, wie er sich zur Seite dreht, um mit zusammengebissenen Zähnen den Schmerz in der Brust zu besiegen, schweift sein Blick über das Bild des Gekreuzigten, der in der Qual seines Leibes die mißhandelten Arme ausbreitet . . .

* * *

Laß mich dein Gesicht sehen, Gekreuzigter.

Wie furchtbar ist der Schmerz darinnen. Aber ich sehe es wohl, es ist kein gewöhnlicher Schmerz. Ach, wenn ich dein Gesicht betrachte, schäme ich mich fast des eigenen Schmerzes, der nur aus dem Leibe stammt. Wie mache ich es nur, daß auch ich etwas von jenem Schmerz empfinde, den du trägst?

Siehst du, so allein sind wir noch nie miteinander gewesen. Mir ist, indem ich dich ansehe, als sei ich auf einmal wissend geworden. Alle Gedanken sind so leicht, so federleicht. Es gibt gar kein Hindernis für sie. Mein Geist vermag auf einmal in unendliche Weiten zu schweifen. Wo

ich früher nichts sah, da sehe ich jetzt auf einmal alles ganz deutlich. Die ungewohntesten, unbekanntesten Dinge erwecken mir nicht das geringste Erstaunen. Alle Menschengesichter, die mir entgegentreten, fangen an zu sprechen, ohne daß ich Worte höre. Jeder beeilt sich, den Inhalt seines Herzens offen vor mir auszubreiten.

Früher hat man mich wohl gelehrt, was gut sei und was böse sei. O, ich wußte genau, woran man das Gute erkennen mußte und woran das Schlechte. Aber niemals habe ich daran gedacht, diesen Unterschied zu machen, es sei denn ganz frühe in meiner Kindheit. Und da war eben der Maßstab ein kindlicher. Später dann, als ich das Kindliche abstreifte, verlernte ich es schnell. Und je mehr man mich darüber belehrte, um so weniger tat ich es, denn ich fand das alles sehr töricht. Wer, sagte ich mir, hat denn diesen Unterschied in die Welt gebracht? Ist er nicht ein erfundener, ein gewordener, haben die Menschen nicht selbst, um sich voreinander zu schützen, den Strich zwischen nützlich und schädlich gezogen und die eine Seite des Striches gut, die andere schlecht genannt? Immer habe ich darüber nachgedacht, wie diese Unterscheidung in die Welt gelangt sein könne. Ich suchte in der Geschichte und fand, daß niemals davon die Rede war, und daß zu allen Zeiten und in allen Ländern die Menschen fast etwas anderes darunter verstanden. Und, glaubst du, Gekreuzigter, seit ich zum letztenmal als unwissendes Kind zu dir gebetet, bin ich immer bei meinem Suchen an dir vorübergegangen, bis du mir heute auf einmal ganz zufällig in den Weg getreten bist . . .

Aber ist das nicht merkwürdig, daß ich gerade jetzt, in dem ich dich ansehe, auf alle diese Gedanken komme? Ob es wohl daran liegt, daß ich heute zum erstenmal mit Bewußtsein ans Sterben denke? Als Kind sah ich einmal mitten beim Spiel die Leiche eines Ertrunkenen. Wir drängten uns neugierig durch eine Gruppe von Männern, die am Ufer stand, und gerieten unvermittelt vor den Toten. Es war ein alter Mann. Aus seinen weißen Haaren triefte das Wasser und rann in schmutzigen Strähnen über das Gesicht. Und das war das schrecklichste, daß er die Augen weit aufgerissen hatte und damit seltsam in die Ferne starrte. Wie von Furien gejagt, lief ich nach Hause und konnte die ganze Nacht lang keinen Schlaf finden. Immer verfolgten mich die Augen des Toten. Und aus dem einen wurden immer mehr. Aus allen Winkeln der Dunkelheit kamen sie auf mich zu, versammelten sich um mich und sprachen untereinander: „Wie schade um ihn, seht nur, wie jung er noch ist, er ist ja noch ein Kind!“ Da glaubte ich, daß ich tot sei, und ich war so gelähmt vor Entsetzen, daß ich mich nicht bewegen konnte. Ich wollte schreien,

aber ich hatte das Gefühl, als würgte mich eine eiskalte Hand an der Gurgel. Und als ich aufblickte, war es die Hand jenes alten Mannes, der sich freundlich über mich beugte und lächelnd sagte: „Siehst du, es ist gar nicht so schlimm. Wenn man es erst überwunden hat, fühlt man sich sogar ganz wohl." Dabei ließ aber seine kalte Hand nicht von meiner Kehle ab, und ich spürte ganz deutlich, wie langsam das Leben aus meinen Gliedern rann. Und das schlimmste war das Gefühl: jetzt halten sie dich alle für tot, und dabei lebst du noch! Sie brachten mich in einen weißgetünchten Raum, in dem es so kalt war, daß alle meine Glieder erstarrten. Rings um mich lagen noch zahlreiche andere Menschen, die alle nicht tot waren, obwohl sie sich vor Kälte nicht bewegen konnten. Wir unterhielten uns, ohne daß wir jedoch ein Wort miteinander sprachen. Unsere Gedanken schritten hin und her, von einem zum andern. Uns alle bewegte nur die Vorstellung, wie wir den andern verständlich machen könnten, daß wir gar nicht tot seien. Schließlich wählten wir einen zum Sprecher. Als aber nachher ein paar Männer in schwarzen Anzügen und mit bekümmerten Mienen hereintraten, lagen wir alle regungslos, unfähig, etwas zu sagen. Sie ergriffen mich und schlossen langsam die Sargdeckel über mir. Mit letzter Anstrengung wollte ich die Arme heben. Aber da beugte sich das Gesicht jenes alten Mannes zwischen den schwarzen Flügeln des Sargdeckels hindurch. Das freundliche Lächeln war verschwunden. An seine Stelle war eine höhnische Grimasse getreten. Die Zähne bleckten und das Schmutzwasser rann von seiner Stirn auf mich herab. O, wie kalt war das! Dann schlossen sich die Flügel über mir . . .

Wie kommt es nur, Gekreuzigter, daß ich gerade an diesen Traum erinnert werde? O, ich verstehe dich wohl. Ich soll wieder sterben. Das brennt ja so in der Brust, das kann ja gar nicht mehr lange dauern. Oder vielmehr, das brennt gar nicht mehr so stark, und das ist das Zeichen, daß es jetzt schnell zu Ende geht. Solange ich dich ansehe, fürchte ich mich nicht davor. Nur daß ich niemandem in diesem Augenblick sagen kann, daß ich jetzt sterben werde, das schmerzt. Die Vorstellung, daß sie jetzt daheim vielleicht gerade meinen letzten Brief erhalten, wo ich noch voller Gesundheit und voller Hoffnungen war, die Vorstellung, daß meine Mutter jetzt, in diesem Augenblick, in dem sich der letzte Seufzer aus meiner gequälten Brust ringt, Gott dankt, daß er mich bisher erhalten hat — der Gedanke ist furchtbar. Aber vielleicht tritt irgendein Bild in diesem Augenblick vor ihre Seele, daß sie plötzlich erkennt, was mit ihrem

Einzigen vorgeht. Ach, das würde mir den Tod so leicht machen, denn das schlimmste beim Sterben ist doch das Alleinsein . . .

Ich fühle schon, wie mich seltsam schwermütige, dunkle Bilder umfangen und wie ein weicher, ferner Sang mein Ohr trifft. Vielleicht sitzt drüben einer auf der Orgel und drückt langsam auf die Tasten. Ich möchte wohl gern hinschauen, aber meine Augen reichen nicht mehr bis dorthin. Nun laß mich, Gekreuzigter, noch einmal ganz still an alles denken, was auf Erden gewesen ist . . .

Es geht nicht mehr. Immer schiebt sich ein Bild in das andere und verwischt es. Es geht ihnen nicht schnell genug, sie haben wohl große Eile. So laß mich wenigstens noch an meine Mutter denken, Gekreuzigter . . .

Auch das nicht mehr? Muß es schon sein?

Ich sehe es wohl, du neigst stumm dein Haupt. Wie dunkel ist es auf einmal . . .

* * *

Als der bärtige Sanitäter von drüben zurückkam, um nach dem Kleinen zu schauen, lag der in tiefer Ohnmacht. Zwei Träger hoben ihn auf eine Bahre und trugen ihn langsam in die Sakristei. Behutsam ließen sie ihn auf den Operationstisch nieder. Man entfernte die zerrissenen Kleider vom Oberkörper und löste die verschmutzten, blutdurchquollenen Verbandsstoffe. Der Doktor beugte sich über das Gesicht des Jungen und untersuchte dann den Schuß in der Brust.

„Man kann ihm nur wünschen, daß er aus der Ohnmacht nicht wieder aufwacht . . .“ sagte er halblaut zu den Umstehenden. „Reinigen Sie die Wunde etwas und verbinden Sie ihn wieder.“

Da trat der bärtige Sanitäter vor.

„Herr Doktor, er ist siebzehn Jahre.“

„Siebzehn Jahre . . .“ wiederholte der Doktor und strich sich mit dem Arm über die Stirn . . . „siebzehn Jahre . . .“ und dabei stöhnte er wie ein Greis, obwohl er selbst nicht mehr als vierzig Jahre zählen mochte. Im Eingang zur Sakristei erschien schon die Bahre mit dem nächsten.

Der Doktor aber machte sich daran, den Kleinen zu operieren. Der bärtige Sanitäter stand daneben und betrachtete mit regungslosem Gesicht das blutleere Antlitz des Jungen.

Nach einer Viertelstunde trugen sie ihn wieder hinaus und legten ihn an seinen alten Platz, dicht unter dem Bild des Gekreuzigten. Der alte

Sanitäter stand lange neben ihm und warf dann einen Blick auf die Karte, die er geschrieben.

„Liebe Eltern! Der Schmerz in der Brust ist groß. Aber bald, ganz bald werde ich bei Euch sein. Euer Einziger . . .“

* * *

Am Nachmittage erhob sich das Brausen in der Luft zu einem rasenden Dröhnen. Leichtverwundete brachten die Nachricht mit, daß die Engländer von Gheluvelt bis nach Paschendaele einen großen Angriff unternommen hätten, und daß keine Reserven mehr auf deutscher Seite wären. Wenige Minuten später kam eine deutsche Batterie von vorn zurück mit verhängten Zügeln. Dicht vor Becelaere machte sie kehrt, schob ihre Geschütze in Feuerstellung. Und schon krachten die ersten Abschüsse, daß es laut in der Kirche widerhallte und die Verwundeten jäh emporfuhren von ihrem Strohlager.

Die Kirche war jetzt so mit Verwundeten angefüllt, daß fast kein freier Raum mehr auf den Steinfliesen war. Die Sanitäter, die mit immer neuen Tragbahren eintraten, mußten über die Leiber der Liegenden treten, bis sie noch ein Plätzchen fanden, wo sie ihre Last absetzen konnten.

Ein Schwerverwundeter bat mit schwacher Stimme den neben ihm stehenden Feldgeistlichen um das Abendmahl. Durch die Worte des Geistlichen klang immer stärker das Artilleriefeuer. Mit klirrendem Bersten zersplitterte nicht weit von der Kirche ein schwerer Einschlag. Erdbrocken klatschten auf den Platz vor dem Portal. Ganz deutlich konnte man jetzt das heiße Bellen der Maschinengewehre vernehmen.

„Und vergib uns unsere Sünden . .“

Ein paar andere Verwundete sind auf die Worte des Geistlichen aufmerksam geworden. Ihre Lippen murmeln das Gebet mit. Ein Wimmern ist ringsum in der Kirche wie von Kindern, die nicht einschlafen können. Unbekümmert um das zunehmende Feuer arbeiten die Ärzte in der Sakristei. Neben der Kirche reiht sich jetzt schon Reihe neben Reihe. Der kleine Kirchhof vermag ihre Zahl kaum noch in seinen Mauern zu fassen. Auf der Straße ist es still geworden von dem Hin und Her der Menschen. Alles nimmt den Weg um den Ort herum, den die englische Artillerie unter Feuer hält.

„Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen . . .“

Mit heiserem Heranheulen springt ein vierfacher Schlag mitten auf den Platz. Ein paar Scheiben splittern. Die Scherben klirren zu Boden und bedecken die Füße der Verwundeten. Schwefeldunst zieht durch den Eingang. Die Mauern dröhnen bis in die Grundfesten. Ein paar Eisenstücke fegen herein und klatschen gegen das Gebälk. Unruhe fällt über die am Boden Liegenden. Einige versuchen sich aufzurichten und aufzustehen. Kraftlos fallen sie wieder um. Die Sanitäter laufen hin und her und versuchen die Armen zu beruhigen. Wenn doch nur Wagen kämen, daß man sie alle fortschaffen könnte. Aber es sind ihrer ein paar Hundert . . .

Eben haben zwei Sanitäter einen baumlangen sächsischen Infanteristen hereingebracht. Er stützt sich auf seine Begleiter. Der Kopf ist so verbunden, daß kaum die Augen zu sehen sind. Kein einziger Platz ist mehr in der Kirche. Man stellt einen Stuhl in den Eingang. Behutsam wird der Lange darauf gesetzt. Ein Arzt kommt herbei. Der Verband wird gelöst. Just wie der Arzt den letzten Bandstreifen voll geronnenen Blutes loslöst, gibt es einen Schlag. Das Haupt des Verwundeten sinkt schwer vornüber, der Körper rutscht langsam vom Stuhl zur Erde. Der Arzt springt beiseite und erblaßt. Eine Infanteriekugel hat dem Sachsen die Stirn durchbohrt, mitten zwischen den Augen. Leise singend rauschen die Kugeln hoch über den Platz um den brandverkohlten Kirchturm. Zwei Träger fassen die Leiche und tragen sie hinaus zu den anderen . . .

Die nächste Batteriesalve fällt mitten auf den Kirchhof unter die Leiber derer, die ausgelitten haben. Von den Wänden der Kirche stürzt der Mörtel und streut sich über die Verbände. Unterdessen läuft die Nachricht von dem Tod des Sachsen von Mund zu Mund unter denen, die noch sprechen können. Die Ärzte beratschlagen, wie man die Kirche räumen und die Verwundeten aus dem Ort bringen kann. Es ist nicht möglich mit den wenigen vorhandenen Hilfskräften. Man muß es abwarten. Und wenn der Engländer in den Ort eindringt . . . nun, man muß eben sehen . . .

Nach einer Stunde läßt das Feuer etwas nach. Allmählich kehrt Beruhigung ein. Alles geht seinen Gang, die Träger bringen ihre Last, die Ärzte arbeiten in der Sakristei, die Toten werden neben die Kirche getragen, ab und zu fährt ein Wagen ein paar Verwundete davon. Aber immer noch mehrt sich die Zahl.

Durch die zerbrochenen Scheiben der Kirchenfenster fällt helles Sonnenlicht und streut bunte Flecke über den Boden hin. Die ganze Kirche wird mit Glanz gefüllt. Auf den Pfeifen der Orgel blinkt der

Strahl und huscht über die Monstranz und das Bildwerk in den Nischen . . .

Plötzlich am Spätnachmittag, als die Sonne sich schon rot färbt, erhebt sich ein infernalisches Krachen. Niemand hört es heranheulen. Es scheint mit ungeheurer Raserei mitten vom Himmel herabzustürzen und auf die Kirche niederzubrechen. Im Bruchteil einer Sekunde vernimmt man das Ächzen und Splittern der Balken, den Einsturz von Wänden. Stinkender Qualm breitet sich überall. Es wird ganz finster.

Entsetzlich ist das Geschrei und das Durcheinanderwälzen von Menschenleibern. Die Strohlager sind mit Steingeröll und Mörtel übergossen. Drei, vier, fünf Verwundete sind von herabstürzenden Balken erschlagen worden. Zum zweitenmal Verwundete kriechen auf allen Vieren durch den Rauch. Irgendwohin, nur fort von hier. Gleich, gleich wird eine zweite Granate das Deckengewölbe zerreißen. Die Sanitäter greifen überall zu, schleppen, wen sie gerade greifen, ins Freie hinaus, Lebende unter Toten. Die Ärzte legen mit Hand an. Noch ist sie nicht da, die nächste Granate . . . aber sie muß in jedem Augenblick . . .

Gott sei Dank kommen endlich ein paar Wagen. Rasch werden sie gefüllt und fahren ab. Aber was nutzt das? Hundert andere bleiben zurück.

Das Geschrei im Innern der Kirche nimmt kein Ende. Allmählich verzieht sich der Qualm durch die zersplitterten Fenster. Die Leiber der Verwundeten sind von oben bis unten mit Staub und Splittern besät. Immer noch fällt von der Decke Mörtel herab. Hilfeflehend verfolgen die Augen die Bewegungen der hin- und hereilenden Sanitäter. Die Schmerzen brennen nicht mehr so, stärker ist der Wille zum Leben. Nur hinaus hier, denn gleich, gleich muß die nächste . . .

Jedesmal, wenn ein gedämpftes Zischen hoch durch die Luft rast und nach ein paar Sekunden sich irgendwo draußen in einen Paukenschlag auflöst, verstummt jeder Laut. Alles wartet dann geduckt auf den Schlag, jeder Nerv spannt sich, und selbst in den Sterbenden bäumt sich noch einmal das Bewußtsein der Gefahr.

Wie das Flattern von riesigen, schreienden Raubvögeln klingt es hoch in der Luft.

Schon beginnt sich der Boden zu lichten. Draußen auf dem Platz reihen sich die Liegenden. Ab und zu kommt ein Wagen, wird beladen und fährt davon. Die Räder holpern über das Pflaster. Niemand vernimmt das Schmerzesstöhnen derer im Innern.

Immer noch scheint die Abendsonne. Aber sie ist jetzt schon blutrot . . .

* * *

Gerade als jener furchtbare Schlag das Deckengewölbe der Kirche von Becelaere zerriß, erwachte der Kleine aus seiner Ohnmacht.

Nur wie aus weiter, weiter Ferne erlebte er diesen letzten Aufruhr. Ihm schien ganz unverständlich, warum es auf einmal so dunkel wurde und warum dies Geschrei und Stöhnen um ihn herum war. Das alles berührte ihn gar nicht. Ihm war, als habe er einen tiefen, tiefen Traum geträumt, und er versuchte, sich das Erträumte noch einmal vorzustellen. Aber es wollte nicht gelingen, so sehr er sich auch anstrengte. Immer schob sich irgend etwas dazwischen, das ihn hinderte.

Doch . . . jetzt ging es auf einmal ganz leicht . . . jetzt sah er alles . . .

Er schritt mit geschlossenen Augen über sammetweichen Boden. Ein märchenhaftes Klingen von Vogelstimmen und Glocken war in der Luft. Es mußte früh am Morgen sein. Gern wollte er die Augen öffnen. Aber dann schob sich eine Hand davor, und eine Stimme sprach: „Noch nicht!" So schritt er immer weiter, und seine Füße begannen immer leichter zu werden. Und dann vernahm er ein fernes Brausen, das wohl vom Horizont kam und immer näher heranschwoll. Er dachte sich gleich, daß es das Meer sein müsse und freute sich unbändig darauf, da er es noch niemals gesehen hatte.

Endlich war er dicht daran. Schon spürte er das kühle Plätschern der Wellen an den Füßen. Sein Herz schlug in heftiger Erregung. Als er die Stimme fragte, ob er die Augen jetzt öffnen dürfte, antwortete diese: „Öffne sie!"

Und er schlug die Augen auf. Unendlich dehnte sich vor ihm das Meer und wiegte sich mit sanftem Rauschen in seinem Bett. Seine Augen konnten sich nicht satt sehen an dieser Herrlichkeit. Trunken vor Glück wandte er sich um, um der Stimme zu danken.

Was er dort sah, überwältigte ihn. Im Glanz der Morgensonne breitete sich das Land, das er mit geschlossenen Augen durchwandelt. Burgen grüßten von hohen Zinnen, Städte breiteten sich gleich mutwillig hingeworfenen Bausteinen aus bunten Kinderspielen. Felder reihten sich an Felder, Flüsse vereinigten sich mit Flüssen, Wälder grüßten einander in stummer Majestät. Nirgends endete der Blick, alles sah er von der Ebene bis zum Gebirge und über die Seen hin. Den

Lauf der Ströme konnte er verfolgen vom stürmischen Anfang an bis zum breit rauschenden Einfluß ins Meer.

Vor all dieser Pracht sank er in die Knie.

Da sprach die Stimme: „Dies alles wirst du bewahren, wenn du dich dem Meere zum Opfer gibst!"

Und er antwortete: „Wo soll ich je Herrlicheres sehen als hier? Ich bin bereit zu sterben."

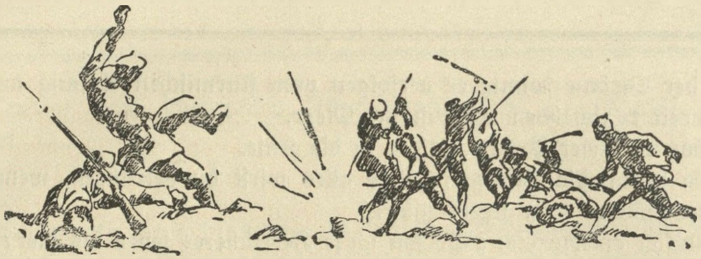
Und er stand auf, wandte sich um und schritt geradeaus mit offenen Augen ins Meer. Bald spülte es ihm um Schultern und Hals. Bald näßte es seine blonden Haare. Fest schloß er das eben geschaute Bild in seine Gedanken und versank mit einem seligen Lächeln im Meer . . .

* * *

Das war die letzte Vorstellung, die der Kleine hatte. Just als das Bild des Gekreuzigten von der Wand stürzte und im Geröll begraben wurde, streckte sich sein zerschossener Körper lang aus.

Der alte bärtige Sanitäter half ihn hinaustragen. Dort legten sie ihn zu den anderen neben der Kirche. Der Sanitäter nahm seine Uhr und seine Brieftasche an sich, drückte ihm die Augen zu, sprach niederkniend ein Gebet und schrieb dann unter die Karte an des Kleinen Eltern: „Gestorben in der Kirche von Becelaere. Friede sei mit ihm."





Langemarck.

Die Kämpfe, die sich im Verlaufe des 19. und 20. Okt. auf der ganzen Front der 4. Armee von der Küste bei Westende bis nach Becelaere hinunter, wo die linke Nachbararmee Anschluß hielt, angesponnen hatten, entwickelten sich noch im Verlauf des 20. Oktober zur Schlacht. General French hatte seine Aufstellung beendet und wollte nur den ersten Anprall der deutschen Divisionen vorübergehen lassen, um dann seinerseits die Entscheidung durch Angriff zu erzwingen. Die 4. Armee ging mit der Absicht in den Kampf, die feindlichen Stellungen, deren Stärke sie immer noch unterschätzte, zu überrennen und das große Ziel, die Umflügelung der feindlichen Nordfront, zu erreichen. Beide Parteien glaubten, in ihrer Hand die Entscheidung über den ganzen Feldzug im Westen zu halten. Aus dieser Auffassung ergab sich der wilde Charakter der Schlacht und die ungeheuerliche Höhe der Verluste auf beiden Seiten. Um jeden Zoll flandrischer Erde wurde mit unerhörter Erbitterung gerungen, jeder Schrittbreit wurde mit Menschenleben aufgewogen. Führung wie Truppe verschmähten die langsame Systematik der Frontschlacht, jeder Nerv zielte auf Durchbruch und Vernichtung des Gegners. Das ganze Heil wurde im menschenverschwenderischen Sturmangriff erblickt. Was heute klar vor Augen als Fehler liegt, schien damals allen Lehren der Taktik zu entsprechen. Der Feind wird angegriffen, wo er getroffen wird! Es gab gar keine andere Vorstellung als die, daß der Angriff wiederholt wurde, sobald die Kräfte Aussicht auf Erfolg boten. Erst die furchtbaren Verluste

der ersten Dekade zwangen der Führung die Erkenntnis neuer taktischer Formen auf. Der Frontalsturm versagte angesichts der verhundertfachten Feuerwirkung der Kriegsmaschinen. Der Aufwand an Menschenleben entsprach nicht dem erreichten Ziel. Heute, wo wir wissen, daß vor Ypern im unzähmbaren Drang zur raschen Entscheidung die Blüte unserer Jugend sich opferte, deren Fehlen später verhängnisvoll für den inneren Gehalt der Armee wurde, liegt die entsetzliche Tragik klar vor aller Augen. Es hat keinen Sinn, in nachträglicher Erkenntnis eine Schuld und ein Versäumnis herauszufinden. Das Recht verlangt die Beurteilung einer Tat nach den im Zeitpunkt des Geschehens geltenden Verhältnissen. Es bleibt uns nur übrig, in Trauer uns zu verneigen vor dem heroischen Opfer unserer Besten und ihren Tod als Vermächtnis in unsere Herzen einzuschließen. Gedenket ihrer in ihrem Geiste! . . .

Als die jungen Regimenter singend durch Belgien marschierten, hatten sie von den englischen Landtruppen nur die Vorstellung, die Natur habe sie mit so langen Beinen ausgerüstet, damit sie schneller davonlaufen könnten. Die Unterschätzung des Gegners ist ein Erbfehler der Deutschen, jugendlicher Übermut tat das übrige. „Engländerfang" war der fachmäßige Ausdruck für den bevorstehenden Feldzug. Daß bis spätestens Weihnachten alles beendet war, schien Gewißheit. Der Begriff des Söldnerheeres war dem durch die allgemeine Wehrpflicht erzogenen Deutschen so fremd, daß er sich kaum vorstellen konnte, wie eine solche Truppe für einige Pence pro Tag für ihr Vaterland tapfer kämpfen konnte. Witze wurden gerissen und Zukunftspläne geschmiedet. Ohne einen erbeuteten Tennisschläger wollen die wenigsten nach Hause kommen. Es gab auch ältere Offiziere und erfahrene Leute, die sich ihre eigenen Gedanken machten und denen der Kampfwert englischer Truppen aus Kolonialfeldzügen geläufig war. Teils mochten sie die allgemeine Stimmung durch Unken nicht beeinträchtigen, teils hörte man nicht auf sie. Es hat nur wenige Stunden gedauert, um die Regimenter durch eine blutige Unterweisung eines anderen zu belehren. Die englischen Kampfverbände, die gleich zu Beginn des Krieges auf das Festland hinübergeworfen wurden, rekrutierten sich aus Formationen, die fast alle schon in den Kolonien Verwendung gefunden hatten. Die Ausnutzung des Geländes im Angriff und in der Verteidigung, die Zuhilfenahme künstlicher Deckungen und die Irreführung des Gegners durch falsche Bewegungen, die kalte Ruhe im Gefecht und das überlegte Abschießen des Gegners aus unsichtbarer Stellung waren Begriffe, die ihnen in Fleisch und Blut übergegangen waren. Mit einer Zähigkeit

klammerten sich die Truppen an das Gelände, die stets neue Tricks erfand und nachts überraschend durch einen Handstreich zurücknahm, was tagsüber die deutschen Freiwilligen mit Hekatomben von Menschenleben gewonnen. Sportsgeist und Jägerinstinkte schufen Voraussetzungen für das Gefecht, die kein opferbereiter Idealismus aufzuwiegen vermochte. Oft lagen die deutschen Sturmtruppen stundenlang vor einem vermeintlichen englischen Graben und entdeckten beim Sturmangriff, daß er nur aus einer Reihe ausgehobener Grabenstücke bestand, die mit Rübenköpfen garniert war. In die Verwirrung, die jedem Angriff folgt, prasselte dann das Feuer aus dem dahinterliegenden richtigen Graben. Jede englische Stellung war unter dem Gesichtspunkt des Verteidigungsgefechts angelegt und sah alle Möglichkeiten des gedeckten Rückzuges und der schweren Schädigung des vordringenden Gegners voraus. Schulterwehren, Flankendeckungen, Unterstände, Brustwehren waren Angelegenheiten, die in der deutschen Truppenausbildung als ein notwendiges Übel mit sichtlichem Unbehagen gestreift wurden, die aber dem Engländer vertraut waren wie das tägliche Brot. Die taktische Überlegung und der Grundsatz: „Wie schade ich dem Gegner am meisten in jeder Phase des Gefechts," stand oben an, während der Deutsche dem Grundsatz huldigte: „Welches ist der kürzeste Weg zum Erreichen des Angriffszieles." Noch im Augenblick der Niederlage verließ den Engländer das Gefühl des spitzfindigen Menschenverstandes nicht. Die deutschen Angreifer erstaunten oft über die große Zahl von Toten in den englischen Gräben, bis sie entdeckten, daß diese Toten zum großen Teil noch sehr beweglich waren. War der Engländer einmal gefangen und sah er die Unabänderlichkeit seines Schicksals ein, so fand er sich sehr schnell in die neue Lage und seine einzige Sorge war, nicht in Berührung mit seinen gefangenen Bundesgenossen zu gelangen, die er im Grunde seines Herzens für Geschöpfe minderer Art hielt. Der Krieg war für ihn mit dem Augenblick der praktischen Unmöglichkeit beendet und beschwerte fortan weder sein Gewissen noch sein Gemüt.

Zwei besondere taktische Spezialitäten der Engländer seien noch erwähnt. Während der deutsche Soldat nur zu schießen gewohnt war, wenn er ein Ziel sah, wandte der Engländer bei nächtlicher Dunkelheit ein Verfahren indirekten Gewehrfeuers an, das unseren Regimentern außerordentlich zu schaffen machte. Weniger durch die praktischen Ergebnisse, die minimal waren, als durch die Beanspruchung der Nerven. Nichts ist für eine Truppe, deren Ausbildung unter Mangel an Zeit und Material gelitten, gefährlicher als der nächtliche Feuerüberfall. Die Dunkelheit

vergrößert die Gefahrmomente ins Unendliche, die von der Tagesanstrengung ermatteten Nerven geraten in einen Zustand der Überreizung, der der beste Nährboden der Panikstimmung ist. Gerüchte schwirren, Mißtrauen schleicht umher, das Auge sieht den Führer nicht, und die Waffe findet kein Ziel. Und wenn die Anforderungen des nächsten Tages herantreten, finden sie eine übernächtige, zermürbte Truppe, die ihrer eigenen Stärke mißtraut.

Häufig lagen deutsche Sturmabteilungen im Angriff vor Waldrändern. Entsprechend den Paragraphen des Exerzierreglements ließen die Schützen fein säuberlich den unteren Waldrand aufsitzen und erstaunten über die geringe Wirkung ihres Feuers. Wenn endlich unter schweren Verlusten die ersten Baumreihen erkämpft waren, wurde festgestellt, daß der Gegner sich in den Baumkronen eingenistet hatte und aus dem Laubdach seine wohlgezielten Kugeln mit auf die Äste aufgelegtem Gewehr abfeuerte. Sogar Maschinengewehre wurden dort oben eingebaut. Die Baumschützen ruhten nicht eher, bis die erbitterten Angreifer sie einzeln aus den Ästen herabgeschossen. So fanden die Engländer täglich neue taktische Mittel, die Deutschen aufzuhalten, zu beunruhigen, ihnen Verluste beizubringen, die Führung zu beeinträchtigen. Jede neue Erfahrung kostete die Angreifer Ströme von Blut . . .

An anderer Stelle ist schon über die Beschaffenheit des Kampfgeländes gesprochen worden, das den Verteidigern alle Vorteile, den Angreifern eine Summe gewaltiger Erschwerungen darbot. Der Kriegserfahrung des Gegners, dem taktischen Geschick der Engländer und dem fanatischen Verteidigungswillen der um den letzten Fleck ihres Heimatbodens ringenden Belgier hatten die deutschen Freiwilligen nichts entgegenzustellen als eine heroische Opferbereitschaft und einen unvergleichlichen Willen zum Sieg. Die Mängel der Ausbildung machten sich an allen Ecken und Enden bemerkbar. Der übermenschliche Grad jugendlicher Begeisterung und das Gefühl, daß die Augen ganz Deutschlands auf seinen jungen Söhnen ruhten, die Verwachsenheit mit der Heimat und die im Blut liegende hohe Auffassung vom Soldatenberuf halfen die fürchterlichsten Nackenschläge überwinden und befähigten die durch ein mehrwöchiges Blutbad gegangenen Truppen noch in der Mitte des Novembers zu jenen denkwürdigen Massenstürmen, in denen die Scharen der Todgeweihten hinjauchzten in den Streit gleich den Söhnen der Antike. Niemals ist das starre Gesicht des Todes heiliger gewesen denn damals, als die flandrischen Kanäle sich rot färbten vom Blut und als sich hinter den Hecken die Leichen der Erschlagenen auftürmten zu Hügeln.

Wer die ewige Verklärung dieses verschwenderischen Opfers nicht zu fassen vermöchte, der müßte verzweifeln angesichts solchen Grauens . . .

* * *

Das XXVI. Reservekorps unter der Führung des Generals der Infanterie Freiherrn von Hügel trat am 20. Oktober 9 Uhr früh aus der Linie Staden—Moorslede zum Angriff in Richtung auf den Raum zwischen Bixschote rechts und Zonnebeke links an. Sein rechter Flügel schloß am Rand des Houthulster Waldes an das XXIII. Reservekorps, sein linker Flügel im Süden bei Moorslede an das gegen Becelaere vorgehende XXVII. Reservekorps. Vor dem Zentrum des Korps an der Bahnlinie von Thourout nach Ypern, umsäumt von den Wiesengründen des Kortebeek und des Haanebeek, lag das Dörflein Langemarck.

Bei Tagesanbruch gruppierten sich die Bataillone der im rechten Abschnitt vorrückenden 51. Reserve-Division in weitem Gürtel um das vom Gegner schwach besetzte Oostnieuwkerke. Der Feind wartete den konzentrischen Angriff nicht ab, räumte den Ort und ging auf einige Erdwellen beiderseits von Westroosebeke in vorbereitete Vorpostenstellungen zurück. In zwei Kolonnen folgte die Division. Gegen 10 Uhr empfing die Spitze der Marschkolonnen diesseits von Westroosebeke feindliches Artilleriefeuer und schritt zur Entwicklung von Angriffsformationen. Die Infanterie wartete, bis die Feldartillerie westlich von Oostnieuwkerke in Feuerstellung gegangen war und den Kampf gegen die feindlichen Batterien aufgenommen hatte.

Kurz nach 12 Uhr erhoben sich die Schützenlinien zum Angriff. Der nördliche Flügel erhielt lebhaftes Flankenfeuer von rechts, wo der linke Flügel des XXIII. Reservekorps an der Eisenbahn südwestlich von Staden noch stark zurückhing, und mußte angehalten werden. Sein Stocken übertrug sich auch auf Mitte und linken Flügel. Die Feldartillerie schob einen Teil ihrer Geschütze bis in die Linien der Sturminfanterie. Mit ihrer Unterstützung kam endlich zwischen 3 und 4 Uhr neuer Fluß in die Bewegung. Um 4 Uhr war Westroosebeke nördlich und südlich umflügelt und wurde vom Gegner fluchtartig geräumt. Die 51. Reserve-Division nahm sofort die Verfolgung in Richtung auf Poelkappelle auf. Drei Offiziere und 103 Mann vom 41. französischen Linienregiment wurden von den nachdringenden Truppen des Reserve-Infanterie-Regiments 235 gefangen genommen. Als die Dunkelheit anbrach, hatte das Reserve-Jägerbataillon Nr. 23 die Bahnstation von Poelkappelle erreicht, die vom

Orte selbst etwa eine halbe Stunde in nordwestlicher Richtung entfernt liegt. Die Jäger trieben sofort starke Sicherungen gegen den Südrand des Houthulster Waldes vor, der noch völlig im Besitze des Gegners war und alle möglichen Überraschungen für den in der Luft hängenden rechten Flügel des XXVI. Reservekorps enthalten konnte. Das XXIII. Reservekorps hatte an diesem Abend den Ostrand des großen Waldkomplexes erreicht und verzichtete darauf, in der Dunkelheit einzudringen. Die Hauptkräfte der 51. Reserve-Division bezogen Ortsbiwak in Poelkappelle und rüsteten für den nächsten Tag zum Angriff auf den Kortebeek Abschnitt und das etwa noch drei Kilometer von ihnen getrennte Langemarck . . .

Inzwischen war auch im linken Teil des Korpsabschnittes die 52. Reserve-Division mit dem Gegner ernstlich aneinandergeraten. Wie ihre Schwesterdivision hatte sie zwei Angriffskolonnen formiert. Die linke Kolonne umfaßte die Reserveregimenter 238 und 240, die rechte nördliche Kolonne 237 und 239. Beide Kolonnen hatten Richtung auf den Raum zwischen Paschendaele, Zonnebeke, Broodseinde und Keiberg, das Zentrum des Hügelkranzes im Osten von Ypern. Früh morgens erhielt die Spitze der Nordkolonne beim Heraustreten aus Moorslede scharfes Infanteriefeuer und entwickelte sich sofort zum Schützengefecht. Die nachrückenden Regimenter füllten die Reihen auf. Den ganzen Vormittag währte das langsam vorwärtsschreitende Gefecht, das rechts von den 239ern im Anschluß an die 51. Reservedivision, links von den 237ern geführt wurde. Die Südkolonne hatte sich beiderseits der von Moorslede nach Keiberg und Broodseinde führenden Straße entwickelt.

Stundenlang brodelte das Infanteriefeuer, ohne daß man recht vorwärts kam. Endlich um 2 Uhr mittags erhoben sich die Schützenlinien der Nordkolonne zum Sturm und gewannen in raschem, erbittertem Gefecht das Dorf Paschendaele, wobei 239 rechts und 232 links des Ortes durchstießen. Anschließend kam auch die Bewegung der Südkolonne in Fluß. Gegen Abend erreichte sie mit 238 eine Reihe einzelner Gehöfte im Ostrand von Broodseinde, während 240 auf dem linken Flügel die Waldstücke südöstlich von Broodseinde durchschritt.

Die ganze Front des XXIII. Reservekorps hatte den engsten Kontakt mit dem Gegner hergestellt und grub sich in flüchtigen Gräben ein, soweit nicht Häuser und Straßengräben genügend Deckung boten. Die Verluste waren überall gering gewesen, die Stimmung war durch die Erfolge des Tages und besonders durch die Gefangennahme der Franzosen auf dem Nordflügel die denkbar beste. Die Regimenter brannten darauf, am

nächsten Tage die Entscheidung zu erzwingen und von dem Höhenkranz herab den ersten Blick auf Ypern zu werfen.

Die Nacht verlief ruhig mit Postengang, Feldwachen und Patrouillen, just wie die Felddienstordnung es vorschreibt.

* * *

In der Nacht ergingen die Angriffsbefehle für den 21. Oktober. Ziel war die Überwindung des Yserabschnittes im Norden der Stadt Ypern. Im engen Verband mit den Nachbarkorps sollte das XXVI. Reservekorps die Entscheidung herbeiführen. Seit dem Abend des 20. brandete links rings um Becelaere die Schlacht und entwickelte sich nachts zu einer ernsten Krise. Rechts wurde das XXIII. Reservekorps immer noch durch den Houthulster Wald aufgehalten. Die 46. Reserve-Division hatte dort Befehl, nördlich des Waldes durchzustoßen und sodann durch eine Schwenkung nach Süden die Vereinigung mit der 51. Reserve-Division zu vollziehen. Die 51. Reserve-Division selbst sollte den Angriff gegen den Kanalabschnitt ohne Rücksicht auf die ungeklärte Lage im Houthulster Walde führen, der im Verlaufe der Angriffsbewegung unmittelbar in ihren Rücken gelangen mußte. Im Zentrum des Angriffsgeländes lag Langemarck, von der Natur zu hartnäckiger Verteidigung eingerichtet. Bahndämme, Straßengräben und Wasserläufe boten vorzügliche Deckung, verstreute Gehöfte und Erdwellen gaben den feindlichen Maschinengewehren die besten Schußfelder. Der Kortebeek-Abschnitt diesseits und der Haanebeek-Abschnitt jenseits des Dorfes waren die reinsten Menschenfallen. Nur an wenigen weit sichtbaren Stellen überschreitbar, mußten sie den Angreifer mitten vor die Gewehrläufe des versteckten Verteidigers zwingen. Fiel aber Langemarck, so war der Ausgang aus dem Hügelkranz nach Westen hin erkämpft und der Weg bis zur Yser im Norden von Ypern frei. Längs der von Langemarck schnurstracks zur Yser führenden Bahn waren es noch etwa vier Kilometer bis zum Wasser. Der Angriff auf Langemarck war Aufgabe der 51. Reserve-Division. Die Division erhielt Befehl, vier Angriffskolonnen aus den einzelnen Regimentern zu formieren. Alle vier Kolonnen sollten von Poelkappelle aus um 9 Uhr vormittags die Bewegung antreten und von rechts nach links auf Südrand Bixschote Weidendreft-Steenstraate, nördlich um Langemarck auf Het Sas und südlich um Langemarck auf Pilkem Richtung nehmen. Die schwere Artillerie erhielt Befehl, in der Nacht zwischen Poelkappelle und Westroosebeke in Stellung zu gehen und von Helligkeit

an bis zum Angriffsbeginn ihre ganze Feuerkraft auf Langemarck zu vereinigen.

Der Angriffsstoß der 51. Reserve-Division sollte im linken Unterabschnitt des Korps von der 52. Reserve-Division durch energischen Umfassungsangriff auf Broodseinde unterstützt werden. Dabei waren die Höhen nördlich des Dorfes zu stürmen, die rechte Flanke des vor der 51. Reserve-Division liegenden Gegners einzudrücken und in starker Staffelung hinter dem linken Flügel der 51. Reserve-Division zu folgen. Für die 52. Reserve-Division, die schon am Abend des 20. Oktober im Ostteil von Broodseinde und nördlich des Ortes mit dem Engländer heftige Kämpfe ausgefochten hatte, bedeutete also der Morgen des 21. Oktober zunächst die Wiederholung der Kampfarbeit des Vortages. In der Nacht hatte der Gegner genügend Zeit und Muße gehabt, sich auf diesen Angriff vorzubereiten.

* * *

Der Aufmarsch zum Angriff vollzog sich nach Hellwerden bei unsichtigem Wetter ohne größere Störung durch den abwartenden Gegner.

Kurz nach zehn Uhr traten die vordersten Schützenlinien der 51. Reserve-Division aus dem Westrand von Poelkappelle heraus und entwickelten sich gegen Langemarck, das unter den Einschlägen der schweren Granaten sich in eine schwarze Rauchwolke verwandelte. Ohne Aufhören rauschten die Flugbahnen der Geschosse von Osten heran, zischten über die Köpfe der Angreifer hinweg und zerbarsten mit dumpfem Aufschlag in den Häusern. Offenbar wirkte das Feuer gut. In Poelkappelle stauten sich die Kolonnen der Reserven. Eine Kompagnie nach der andern nahm die Gewehre in die Hand. Ein paar Kommandos, ein Abschiedsgruß, das Geklapper der Stiefel füllte die Straßen. Am Ortsrand Entwicklung. Richtung die Front von Langemarck. Vorwärts in langen Sprüngen.

Eine Viertelstunde später prasselten die Kugeln aus der Häuserfront von Langemarck gegen die Schützenlinien. Das Vorgehen stockte. Die ersten Verluste entstanden. Gruppenweise arbeiteten die Angreifer sich vor. Rechts und links rückten die Regimenter auf, entwickelten ihre Spitzenbataillone und nährten das Gefecht mit den nachrückenden Reserven. Das ungeheure Panorama der Schlacht entrollte sich in seiner ganzen Furchtbarkeit und seiner grauenhaften Pracht. Die Feldartillerie zog ihre Geschütze nach vorn in die Reihen der Infanterie und bekämpfte auf kürzeste Entfernung Häuserblocks und Maschinengewehrnester. Die graublauen Gestalten der Franzosen, die bei Langemarck an die Eng-

länder anschlossen, flohen aus den vorgeschobenen Stellungen zurück. Manch einer brach im Feuer der deutschen Schützenketten zusammen, der Rest zerstreute sich. Die Angreifer begannen sich zu vermischen, da die aus Poelkappelle heraustretenden Reserven im Drang nach vorwärts einschwärmten, wo gerade die Lage des Kampfes es zu erfordern schien. Sobald eine Gruppe den Boden verließ, ratterten die französischen Maschinengewehre und streckten einen nach dem andern auf das Feld.

Und jetzt begann auch das wüste Konzert der feindlichen Artillerie, alarmiert durch den Lärm des Gewehrfeuers. In das Platzen der Schrapnells mischte sich der klirrende Krach der Granaten und das wilde Geheul der umherjagenden Eisensplitter . . .

Einzelne Gruppen müssen zurück, weil feindliche Batterien mit direktem Schuß ihre Granaten über sie schütten. Die Rückbewegung steckt an, ganze Kompagnien beginnen zu weichen. Offiziere setzen sich an die Spitze, die Kommandos gellen. Abermals springen die Schützenlinien vor, unbekümmert um die Verluste. Hauptmann Schröter von der 5. Kompagnie 235 stürzt mit einem Aufschrei zusammen und läßt auf dem Schlachtfeld nach wenigen Minuten sein Leben. Die Truppen versuchen, durch seitliches Ausweichen dem verheerenden Artilleriefeuer zu entgehen. Nutzlos. Die vorzüglich geleiteten Batterien folgen mit dem Feuer nach kürzester Zeit.

236 hat das II. und III. Bataillon zum Angriff entwickelt und geht rechts von dem schwer ringenden und blutenden 235 sprungweise vor. Um 11 Uhr morgens schon muß der Regimentskommandeur seine letzten Reserven einschieben, und der Tag ist noch lang! Wenn die Verluste im bisherigen Tempo weitergehen, ist beim höchsten Stand der Sonne kein Offizier mehr da. Weit ihren Kompagnien vorausstürzend, reißt sie das Feuer des unsichtbaren Gegners zu Boden. Um die Mittagsstunde beginnt auch hier die fast führerlose Truppe unruhig zu werden. Die Division schiebt das I. Bataillon 233 ein. Die 233er müssen schon beim Einschwärmen manchen Mann auf dem Felde zurücklassen. Das rasende Hecken- und Häuserfeuer läßt nicht im mindesten nach.

Aber Langemarck kommt näher! Das Gefecht erklimmt seinen Höhepunkt. Schlimmeres ist kaum denkbar. Mit wütender Hartnäckigkeit beißt sich der Gegner in den Häusern am Ostrand fest und überschüttet das Vorfeld mit einem Hagel von Kugeln, Schrapnells und Granaten. Irrsinnig lärmt der Chor der Einschläge. Die deutsche Artillerie vermag die feindliche hinter Langemarck im Haanebeekgrund nicht zu fassen, das Gelände läßt keine Sicht zu. Die französische Artillerie hat es einfacher,

sie braucht nur auf das Gelände vor Langemarck ihre Rohre zu richten. Aus den hin- und herziehenden grauen Pulverschwaden tritt wie ein breiter Riese die Gasanstalt von Langemarck.

Mit unerträglicher Langsamkeit schleicht der Tag vorüber. Die letzten Reserven sind auf die zusammenschmelzenden Schützenlinien verteilt. Die Division erkennt die Gefahr und versucht immer neue Angriffe. Im Gewirr der Schlacht dringen die Befehle nur teilweise bis nach vorn. Wie sie eintreffen, werden sie ausgeführt. Es nutzt nichts. Vor Langemarck verbluten die Regimenter.

Kurz nach Mittag versagen im Zentrum vor Langemarck, wo seit dem Morgen das Reserveregiment 235 in immer neuen Angriffen sich abmüht, die Kräfte. Die führerlose Truppe zögert, sich einzugraben. Mutige, die das Kommando übernehmen, fallen. Hin- und herlaufende Gruppen werden zusammengeschossen. Entsetzlich schnell füllen sich die Wiesen mit Toten und Verwundeten. Langemarck speit Feuer aus allen Ecken und Enden. Erst einzelne, dann ganze Linien gehen zurück. Die Bewegung steckt an. Kein Führer ist da, der Halt gebietet. Die Lage im Zentrum wird außerordentlich ernst. In die Weichenden schlägt das Feuer schwerer feindlicher Artillerie. Ein paar Volltreffer rauben den letzten Rest von Zusammenhalt. An einigen Stellen wird das Zurückweichen zur Flucht.

Die Division wendet sich an das Korps. Das Korps stellt seine letzte Reserve, ein Bataillon Infanterie und eine Batterie, zur Verfügung. Die Anrückenden werden in den Strudel mit hineingezogen. Generalstabsoffiziere vom Generalkommando eilen auf das Schlachtfeld, greifen an Truppen, was ihnen entgegenkommt, führen die gänzlich Niedergebrochenen wieder ein Stück nach vorn, vermögen aber nicht die alten Linien wieder zu erreichen. Als einer der letzten Offiziere von 235 bricht Leutnant Schröder von der 7. Kompagnie zusammen. Die 8. Kompagnie ist gänzlich zersplittert. Zurückgehende Gruppen von ihr finden verlassen in einem Rübenfeld die Leiche des Regimentskommandeurs Obersten von Gilsa.

Der Regimentsstab von 236 beobachtet mit schwerer Sorge das Zurückfluten großer Teile von 235. Oberst Wilhelmi stellt sich persönlich den Weichenden entgegen. Kurz später trifft ihn eine Kugel und streckt ihn verwundet zu Boden. Poelkappelle füllt sich mit Versprengten. Mit verlegenen und vor Schreck noch verzerrten Gesichtern stehen sie umher, bis ein paar Offiziere sie sammeln und mit ihnen die alten Gräben am Westrand besetzen.

Das I. Bataillon von 236 war am Morgen auf dem Rückmarsch nach Westroosebeke, um dort als Divisionsreserve Aufstellung zu nehmen. Es dauerte nicht lange, bis es wieder nach vorn mußte. Auf der Nahtstelle zwischen 236 und 235, unmittelbar vor Langemarck, wird das Bataillon eingeschoben. Am Dorfrand versuchen die Kompagnien sich im Feuerhagel einzugraben. Hauptmann Schöler fällt. Die Schützenlinien werden langsam aufgefressen von der Schlacht. Unterstützungen können über das freie Feld unmöglich heran. Aber die tapferen Kompagnien halten aus . . .

So waren, als die Division sich bei Poelkappelle schon rüstete, mit ihren letzten Kräften den nachstoßenden Gegner in den alten Stellungen des Vormittags zu empfangen, vorn vor Langemarck immer noch schwache Kräfte, die sich verzweifelt mit dem weit überlegenen Feinde herumschlugen und nicht daran dachten, auch nur einen Fußbreit des blutig errungenen Bodens aufzugeben. Starke Teile von 236 und auch noch einzelne Gruppen von 235, insbesondere die führerlose 7. Kompagnie, lagen in rasch ausgehobenen Gräben und in den ersten Häusern von Langemarck, abgeschnitten von ihren Reserven, aber immer noch beherrscht von dem Willen, den Ort zu nehmen.

An ein einheitliches Vorgehen war nicht zu denken. Die 7. Kompagnie von 235 versuchte einen Überfall auf die Gasanstalt von Langemarck, mußte nach schweren Verlusten zurück, nahm aber in ein paar Gehöften rechts der Gasanstalt eine Handvoll Engländer gefangen.

Im Schutze der Nacht erkannten die vor Langemarck gebliebenen Teile von 236 und 235 ihre aussichtslose Lage und gingen unter Mitnahme aller Verwundeten und der Gefangenen geordnet zurück bis in die Stellungen vor Poelkappelle. Unterwegs stießen sie in der Dunkelheit auf ein Feld von Toten. Der Gegner bemerkte den Rückzug nicht und beschränkte sich darauf, mit einzelnen Feuerüberfällen das Gelände abzustreuen . . .

Auf dem rechten Flügel der 51. Reserve-Division focht an diesem Tage das Reserveregiment 234, verstärkt durch das Reserve-Jägerbataillon 23. Während 234 in raschem Fortschreiten den Angriff gegen das am Südwestzipfel des Houthulster Waldes gelegene Dörflein Mangelaare vortrug, übernahmen die Jäger gestaffelt hinter dem rechten Flügel die Sicherung gegen den Waldkomplex, der gleichzeitig im Norden von der 46. Reserve-Division umgangen wurde. Der Gegner mochte sich selbst im Walde nicht behaglich fühlen und räumte kampflos den ganzen

bewaldeten Raum in demselben Maße wie er nördlich und südlich zurückgedrängt wurde. Um die Mittagsstunde nahm 234 in prachtvollem Angriff das Dorf, indes die Jäger hart nördlich davon gruppenweise vorgingen. Heftiges Infanteriefeuer störte aus verstreuten Gehöften und kleinen Waldstücken jede Bewegung und brachte den Angreifern schwere Verluste. Die Jäger ließen sich nicht verblüffen und machten sich energisch an die Säuberung des Feldes. In erbitterten Einzelgefechten fiel ein Gehöft nach dem andern, ein Waldstück nach dem andern. Der Weg zum Kortebeek-Abschnitt wurde frei.

Unter wütendem Artilleriefeuer und im Angesicht der am jenseitigen Bahndamm eingeschanzten feindlichen Schützen wurde der Kortebeek erreicht und überschritten. Bis an die Hüften gingen Infanteristen und Jäger durch das Wasser, erklommen den jenseitigen Rand, arbeiteten sich durch das nasse Wiesengelände vor. In zähem Ringen wurden etwa hundert Meter jenseits gewonnen. Der Bahndamm kam in Sicht. Links lärmte die Schlacht in krampfhafter Erbitterung vor Langemarck, rechts rannten die Bataillone des Nachbarkorps in vielfachem Ansturm gegen Bixschote.

Aber das Feuer nahm überhand. Am Spätnachmittag mußte das Gelände südlich des Kortebeek aufgegeben werden. Die Schützenlinien gingen in guter Ordnung bis etwa halbwegs nach Mangelaare zurück und nisteten sich dort ein.

Neun Uhr abends kam erneuter Angriffsbefehl zur Entlastung der zurückgeschlagenen Nachbarverbände im Abschnitt von Langemarck. Ein Stück drangen die ermüdeten Kompagnien vor und gruben sich dann ein.

Die 234er verloren bei den rastlosen Kämpfen des Tages etwa zwei Drittel ihres Bestandes. Die Jäger zählten 2 Offiziere, 17 Mann tot, 3 Offiziere, 88 Mann verwundet. 24 Jäger wurden vermißt. Unter den Toten befand sich der Kommandeur des Bataillons, Major von Winterfeld. Inmitten seiner Jäger schlief er am Kortebeek den letzten Schlaf.

* * *

Die 52. Reserve-Division hatte am 21. Oktober morgens zwei Angriffskolonnen gebildet. Die nördliche, bestehend aus den Reserve-regimentern 237 und 239, hatte im unmittelbaren Anschluß an den linken Flügel der 51. Reserve-Division längs der Bahnlinie von Roulers nach Ypern mit starker Staffelung nach rechts vorzugehen, die südliche,

bestehend aus 240, 238 und dem Reserve-Jägerbataillon 24, sollte beiderseits Broodseinde angreifen, den Ort nehmen und mit Nachdruck nach Zonnebeke und in die Wälder zwischen Zonnebeke und Reutel hineinstoßen. Ihr linker Flügel hatte den Anschluß an das westlich Becelaere in schweren Kampf verstrickte XXVII. Reservekorps aufrechtzuerhalten.

Seit einhalb sieben Uhr morgens marschierten die Regimenter auf, 237 entwickelte gegen acht Uhr das I. Bataillon als Vorhut gegen den Nordteil von Broodseinde. III. und II. Bataillon folgten in Marschordnung mit etwa 800 Meter Abstand. Schon eine halbe Stunde später war das Bataillon in ein verlustreiches Infanteriegefecht verwickelt. Das Regiment ließ das III. Bataillon den rechten Flügel des I. verlängern und zog das II. Bataillon hinter die Mitte der Kampflinie. Rechts von 237 rückte 239 auf. Das Feuergefecht ratterte in größter Heftigkeit über die Felder und ließ die Schützenlinien unter starken Verlusten nur mit äußerster Langsamkeit sich vorarbeiten. Den ganzen Vormittag über bot sich das gleiche Bild, vorspringende Gruppen, aufrückende Reserven, einschwärmende Verstärkungen, zurückgehende Leichtverwundete, über das Feld verstreute Gefallene. Die Feldartillerie der Division tat ihr Möglichstes. Die Unsichtbarkeit des Gegners brachte sie um den größten Teil ihrer Wirkung.

Aber gleichwohl ging es vorwärts. Kurz nach 2 Uhr mittags begann der Feind die Nerven zu verlieren und wich mit aufgelösten Verbänden in der Richtung nach St. Julien zurück. Die vorn liegenden Bataillone von 237 nutzten den Augenblick und schickten sich zum Nachstoß an.

Die inzwischen bei der 51. Reserve-Division, insbesondere beim Reserveregiment 235, eingetretene schwere Krise vereitelte die Auswertung des Erfolges. Der rechte Flügel der 239er wurde unmittelbar in die Rückwärtsbewegung der 235er hineingezogen und sammelte sich erst bei Poelkappelle. Ein wütendes feindliches Artilleriefeuer schlug in die Zurückgehenden hinein. Die 237er hingen mit ihrem rechten Flügel in der Luft, wehrten sich aber mit allen Kräften gegen die drohende Gefahr. Der Gegner, der den hartnäckigen Widerstand erkannte, konzentrierte sein Feuer auf die flüchtig eingegrabenen Linien. Die Verluste nahmen einen erschreckenden Umfang an. Fast zwei Stunden hielt das Regiment in dieser Hölle aus und ging erst zurück, als die Gefahr am rechten Flügel sich zur Katastrophe zu entwickeln drohte. 800 Meter hinter der erreichten Linie wurde kehrt gemacht. In aller Eile gruben die Kompagnien sich ein . . .

Inzwischen war bei der südlichen Angriffskolonne der 52. Reserve-Division ein wilder Kampf um Broodseinde im Gange. Die 238er hatten das Zentrum unmittelbar im Angesicht des Ortes. Sie sollten sich darauf beschränken, den Gegner zu fesseln und die Umgehungsbewegung des durch die 24. Jäger verstärkten Regiments 240 im Norden des Dorfes abwarten. Gegen 11 Uhr vormittags stieß Oberst von Wartenberg mit 240 und den Jägern vor und kam gut vorwärts. Der Gegner, der gleichzeitig den Angriff im Zentrum erwartete, lenkte ein verheerendes Artilleriefeuer auf die Gräben der 238er. Zahlreiche Volltreffer schlugen ein. So ging das den ganzen Vormittag, bis endlich um dreieinhalb Uhr nachmittags die Division den Befehl gab, auch im Zentrum Broodseinde anzugreifen. Die Division hoffte, dadurch ihren schwer ringenden Nordflügel zu entlasten.

Der Angriffsbefehl wirkte wie eine Erlösung. Kaum gellte das Signal, da schlugen sich schon die Gruppen des I. Bataillons mit den Engländern in den Randhäusern von Broodseinde herum. Hart nördlich des Ortes hielt der hartnäckige Gegner sich in einigen Grabenstücken, obwohl seine linke Flanke durch den Angriffsstoß der 240er seit Stunden schon eingedrückt war. Mit wütender Erbitterung stürmten die 238er gegen die feuerspeienden Gräben, wurden zurückgeschlagen, warfen sich auf die Erde und eröffneten, von der Feldartillerie unterstützt, ein heftiges Feuer auf den Feind. Das vertrug dieser nicht lange. Nach einer halben Stunde winkte über den Gräben ein weißer Tuchlappen . . .

Schon wollten die Freiwilligen aufspringen, um die Beute einzuheimsen. Kommandorufe der Führer hielten sie zurück. Man kennt den Rummel und ist gewitzigt. Alles blieb im Anschlag liegen, das Feuer wurde eingestellt. Die Engländer bekehrten sich. Zögernd stieg erst einer, dann ein zweiter, dann eine ganze Gruppe aus den Gräben, hielten die Arme hoch und kamen mit mißbehaglichen Gesichtern auf die deutschen Linien zu. Binnen weniger Minuten waren 100 Gefangene gemacht . . .

Inzwischen breitete sich schon die Dunkelheit aus, während das Gefecht noch keine klare Entscheidung herbeigeführt hatte. Die um vier Uhr nachmittags nördlich zurückgegangenen 237er hatten gegen sechs Uhr einen neuen Vorstoß unternommen, waren nach kurzer Zeit in die am Mittag zum erstenmal erreichten Linien gelangt und hatten sich dort eingegraben. Die 240er und die Jäger hatten Broodseinde nördlich umflügelt und kämpften bei anbrechender Dunkelheit beiderseits der Bahn-

linie. Das Zentrum der 238er war bis mitten in Broodseinde hineingelangt, nachdem das Engländernest am Nordrand gefallen war . . .

Aber am Südrand hielt sich immer noch ein hartnäckiger Gegner, der aus Grabenstücken und Häusern jeden Verkehr vom Ostrand nach rückwärts verhinderte. Offenbar waren die Engländer an der Straße von Keiberg nach Broodseinde eingenistet.

Bei Stockdunkelheit erfolgte der Angriff. Im Sturmschritt wurde die Straße genommen. Im Geländeeinschnitt am Nordrand der Straße postierten sich ein paar Gruppen und überschütteten die feindlichen Gräben nördlich davon, so gut es in der Nacht ging, mit einem Hagel von Geschossen. Die Engländer blieben die Antwort nicht schuldig. Auf kürzeste Entfernung peitschten die Kugeln hin und her, und obwohl niemand ihnen genaue Richtung geben konnte, fanden genug ihr Opfer. Die 238er erkannten, daß es so nicht weiter ging. Man mußte noch näher heran. Im Handumdrehen wurden ein paar Häuser besetzt. Aus den Fenstern und aus Dachluken wurde das Feuer auf die Gegner gelenkt, deren Reihe sich durch eine zuckende Kette von kleinen Mündungsflammen verriet. Jetzt endlich merkte Tommy, was die Stunde geschlagen. Von Norden und Süden umfaßt, unter ein verheerendes Kreuzfeuer genommen, entwichen die Grabenbesatzungen in der Dunkelheit und zogen sich durch den Südteil des Dorfes zurück. Sobald die 238er merkten, daß das Feuer nachließ, setzten sie zum Sturm auf die Grabenstücke an. Ein lautes Gebrüll erschütterte die Nacht. Wie nächtliche Raubtiere fielen die Schützen über die Gräben her. Die Enttäuschung war nicht gering, daß der gute Fang entwichen war. Aber eine große Anzahl von Simulanten, die sich unter die zahlreichen Toten gemischt und erst auf energisches Anklopfen sich wieder zum Leben bekannten, entschädigte die Angreifer einigermaßen. Die Engländer glaubten nichts anderes, denn daß ihr letztes Stündlein gekommen sei, waren aber nicht unangenehm überrascht, als die gefürchteten Barbaren ihnen nicht ohne weiteres an den Hals sprangen, um ihnen die Kehle durchzubeißen. Schließlich ertrugen sie ihr Schicksal mit lässiger Miene und steigendem Vertrauen in die Menschenähnlichkeit der deutschen Bestien . . .

In diesem Augenblick war über den Besitz von Broodseinde entschieden. Aber die 238er gaben sich auch jetzt noch nicht zufrieden und nutzten die Dunkelheit und die Verwirrung der Engländer zu neuen Streichen. Das I. Bataillon, nicht achtend der Anstrengungen des vierzehnstündigen Gefechts und der schweren Verluste, stieß in einem Zuge

bis an das Straßenkreuz im Südwesten von Broodseinde vor und bemächtigte sich einer Reihe von Gehöften in der Richtung auf Zonnebeke. Dabei gelang der 1. Kompagnie unter Leutnant Mattenklött ein fetter Fang. Ohne einen einzigen Schuß fielen ihr, gänzlich verwirrt und durch das nächtliche Erscheinen der Deutschen völlig überrumpelt, 115 Tommys mit 3 Offizieren in die Hände. Die reiche Beute erregte allgemeine Begeisterung. Die Engländer knirschten vor Wut, daß sie sich so vor den lächerlichen Germans blamiert, fanden sich aber auch hier mit der ihnen eigenen Gelassenheit und Anpassungsfähigkeit schnell in ihre neue Rolle. Das I. Bataillon traf durch Vortreiben starker Sicherungen in Richtung nach Zonnebeke und Becelaere Vorsorge, daß sich das Mißgeschick der Engländer nicht an ihm selbst wiederholte.

Gegen Morgen gab es noch ein großes Halloh, als drei schwerbeladene englische Bagagewagen in gänzlicher Unkenntnis der Lage unvermutet mit langen Gesichtern der Bemannung in den deutschen Linien landeten. Die Nacht verlief mit wechselnder Beschießung, sehr unangenehm machten sich Gewehrfeuerüberfälle aus südwestlicher Richtung bemerkbar.

Ein klarer Oktoberhimmel wölbte sich über dem unruhigen, in hundert Feuern schillernden Schlachtfeld. In schreckhafter Wildheit begannen hier und da die Maschinengewehre ihr. Gebell. Dann war wohl eine nächtliche Patrouille dem wachsamen Gegner zu nahe gekommen. Die Kompagnien hatten sich in Erdlöchern und Höfen eingenistet, umhüllten sich mit Zeltbahnen und Decken, brannten auch wohl heimlich ein Feuerchen an und schmorten irgendeinen eßbaren Raub. Manch einer hockte zusammengekauert in einer Ecke und konnte weder Schlaf noch Hunger finden, weil er derer gedachte, die auf dem Feld verstreut draußen lagen. Ich hatt' einen Kameraden . . .

* * *

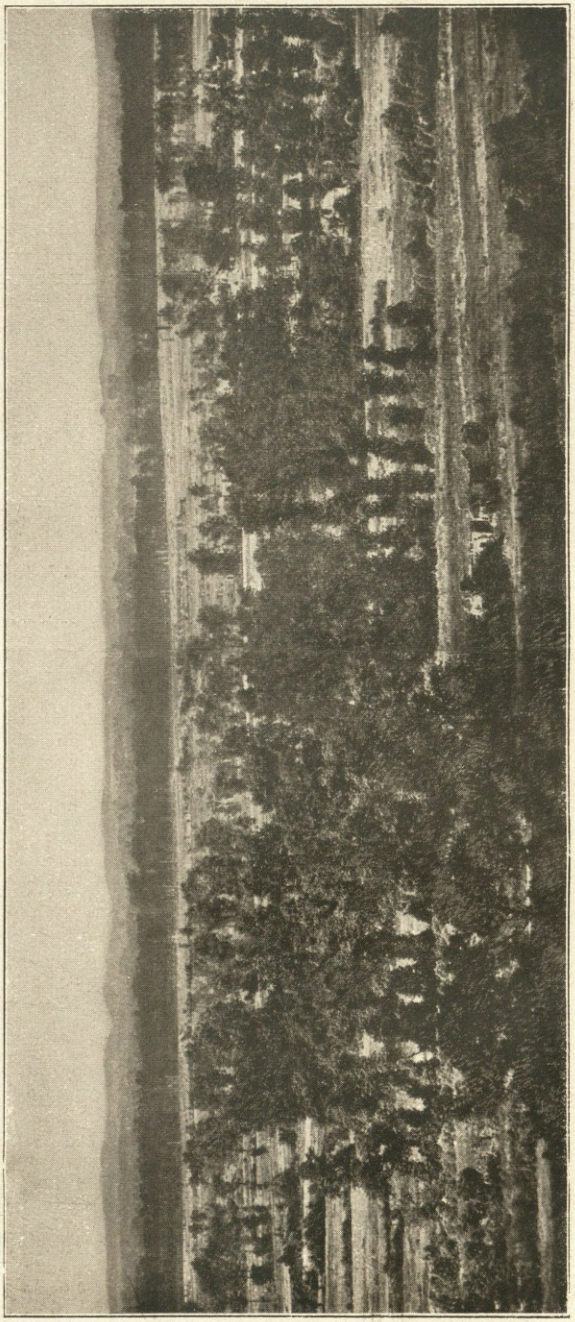
So endete jener denkwürdige 21. Oktober vor Langemarck und bei Broodseinde. Schwere Rückschläge und gefährliche Gefechtskrisen entstanden wenige hundert Meter getrennt von übermütigen Handstreichen. Tiefste Niedergeschlagenheit und die entsetzliche Dumpfheit des kaum überwundenen Todes grenzten dicht an ungebrochene Siegeszuversicht und die jauchzende Hingebung an den befreienden Sturmangriff. Wie Tote und Lebende in Reihen vermengt lagen, so vereinten sich Sieg und Niederlage, Angriff und Rückzug, Verfolgung und Flucht. Die jungen

Truppen hatten in wenigen Stunden verstanden, sich der Taktik des Gegners anzupassen, und als erst zum erstenmal das Gefühl der Überlegenheit eintrat, gab es kein Halten mehr. Dort aber, wo die feindliche Feuerwirkung ein Vorgehen unmöglich machte, hielt sie bis zur Grenze des Menschenmöglichen die Disziplin, und wo sie zerbrach, da fand sie sich wieder, sobald das Grauen des Massentodes überwunden war . . .

Das XXVI. Reservekorps kam in der Nacht zum 22. Oktober zu der Überzeugung, daß ein neuer Frontalangriff gegen Langemarck mit den am Vortage stark geschwächten Kräften am 22. Oktober nicht durchführbar sei. Der Gedanke lag nahe, mit dem Südflügel des Korps, der bei Broodseinde erfolgreich gefochten, den Versuch zu machen, die englische Front in Richtung auf St. Julien einzustoßen und dann gegen Langemarck und den Haanebeek-Abschnitt von Südosten her einzuschwenken. Eine solche Operation aber gestattete die gefährliche Lage des rechten Flügels des XXVII. Reservekorps nördlich Becelaere und bei Reutel nicht. Zudem hatte sich die 52. Reserve-Division auf dem Südflügel im Verlauf der Kämpfe soweit nach Süden gezogen, daß auf der Nahtstelle zwischen 52. und 51. Reserve-Division eine akute Gefahr entstand. Noch in der Nacht ergingen Befehle an die Division, ihre Verbände so weit nach Norden zu gruppieren, daß ihr linker Flügel den Nordrand von Broodseinde, ihr rechter den Südrand von Poelkappelle berührte.

Das Armeeoberkommando machte sich die Auffassung des Generalkommandos des XXVI. Reservekorps zu eigen, glaubte aber, auf die Wegnahme von Langemarck am 22. Oktober unter keinen Umständen verzichten zu können. Hier mußte der entscheidende Vorstoß gegen den Norden von Ypern geführt werden, hier mußte für das schwerblutende XXVII. Reservekorps Entlastung geschaffen werden und hier mußte Vorsorge getroffen werden, daß die Erfolge des nördlich kämpfenden XXIII. Reservekorps vor Bixschote und vor dem Ypernkanal bei Merkem und Luyghem nicht gefährdet wurden. Da aber das Armeeoberkommando von der mangelnden Stoßkraft des XXVI. Reservekorps vor Langemarck selbst überzeugt war, erhielt das XXIII. Reservekorps den Befehl, seinen linken Flügel, die 46. Reserve-Division, in fast südlicher Richtung abzuzweigen und mit ihren Verbänden quer über den Kortebeek-Abschnitt gegen den Rücken von Langemarck vorzustoßen. Die Regimenter des XXVI. Reservekorps sollten die engste Gefechtsfühlung mit dem Gegner aufrechterhalten und in dem Augenblick zum neuen Angriff schreiten, in dem der Angriff der 46. Reserve-Division sein Ziel erreichen würde. Da das Armeeoberkommando größte Eile hatte, war der Angriff

Tafel 5.



Gelände westlich Paschendaele



Wervicq an der Lys — Phot. E. Mehlhorn=Dresden



Yser=Stellung

der 46. Reservedivision schon auf sieben Uhr morgens angesetzt. Im Laufe des Vormittags sollte dann Langemarck genommen werden . . .

Unterdessen vollzog die 52. Reserve-Division möglichst unauffällig die befohlene Umgruppierung. Die III. Abteilung des Reserve-Feldartillerie-Regiments 52 und das Fußartilleriebataillon 26 waren beauftragt, die Nordbewegung von ihrer Feuerstellung im Osten von Keiberg aus zu decken. Der Gegner schien nichts von dem Abmarsch zu merken und beschränkte sich darauf, mit Artilleriefeuer Straßen und Stellungen abzustreuen. So wurden die Verluste ziemlich niedrig gehalten. Immerhin zog sich die Bewegung fast über den ganzen Tag hin, da mehrfach erkannte feindliche Angriffsabsichten zum Einhalten zwangen. So kam es, daß die 52. Reserve-Division für die Angriffsabsichten auf Langemarck an diesem Tage gänzlich ausfiel und die erste Bresche in den Plan des Armeeoberkommandos legte. Am Abend, als die Bewegungen endlich ihren Abschluß fanden, hielt 237 den rechten Flügel der Division im Raume westlich Paschendaele und südlich Poelkappelle, daran schloß sich südlich 240, dann die 24. Jäger und die eine Hälfte von 238 bis zum Wäldchen beim Straßenkreuz nördlich Broodseinde. Die andere Hälfte von 238 blieb in Broodseinde selbst. 239 wurde als Divisionsreserve zurückgezogen . . .

Seit 8.15 morgens feuerte die schwere deutsche Artillerie im Abschnitt der 51. Reserve-Division auf Langemarck und St. Julien. Der Gegner blieb keinen Augenblick die Antwort schuldig. Poelkappelle und Keiberg lagen bald unter einem Wirbel von schweren Einschlägen. So verging der Vormittag unter heftiger beiderseitiger Beschießung. Stunde auf Stunde wurde der Angriff der 46. Reserve-Division erwartet. Immer wieder horchten die Führer nach Nordwesten, ob nicht der Kanonendonner den Übergang über den Kortebeek-Abschnitt ankündigte. Nichts wurde beobachtet, und die eintreffenden Meldungen widersprachen einander. Man kam zu keinen Entschlüssen.

Bis zum Abend war keine Veränderung eingetreten. Die Regimenter der 51. Reserve-Division beschränkten sich auf den Ausbau ihrer Stellungen. Der Gegner zeigte von nachmittags an eine verdächtige Reglamkeit. Kaum war die 52. Reserve-Division des Abends mit ihrer Umgruppierung fertig, als die Engländer zu einem kräftigen Vorstoß ansetzten.

Eine Stunde lang prasselte das Feuer. Dann trat Stille ein. Der Gegner hatte eine große Zahl von Toten und Verwundeten zurückgelassen, ohne eine Handbreit Boden zu gewinnen.

Die Stille dauerte nicht sehr lange. Eine unruhige Nacht hob an. Die Engländer machten einen energischen Versuch, das Gesetz des Handelns an sich zu reißen . . .

* * *

Die 46. Reserve-Division, die am 22. Oktober den Befehl erhielt, durch Angriff in den Rücken von Langemarck dort die Entscheidung zu erzwingen, schritt im Laufe des 21. Oktober unter ständigen leichten Gefechten am Nordrand des Houthulster Waldes vorüber und erreichte abends das Dörflein Nachtegaal am Nordwestzipfel des Waldes. In Nachtegaal und den Gehöften von Aschhoop bezog die Division Ortsbiwak und bereitete sich für den nächsten Morgen zum Angriff auf Bixschote vor. In der Nacht kam dann der Befehl, der die Angriffsrichtung der Division nach Süden auf den rechten Flügel der vor Langemarck festliegenden 51. Reserve-Division abdrehte. Während bei Nachtegaal die Nacht sehr ruhig verlief, quoll aus der linken Flanke von der Front des XXVI. Reservekorps ununterbrochen der heftigste Gefechtslärm. Es waren die Stunden, in denen die 51. Reserve-Division nach dem schweren Rückschlag am Tage neue Teilvorstöße unternahm und in denen die 238er von der 52. Reserve-Division in und bei Broodseinde erbitterte Nachtkämpfe mit den Engländern durchfochten.

Die Regimenter der 46. Reserve-Division, 213, 214, 215, 216 und das Reserve-Jäger-Bataillon 18, brannten darauf, ihren Kameraden zu Hilfe zu eilen. Die Führer, die einen Blick auf die Karte warfen, erkannten die ungeheuren Schwierigkeiten des Geländes, die in dem quer zur Angriffsrichtung verlaufenden breiten Kortebeek-Abschnitt ihren Gipfel fanden. Der ungefähr parallel zum Kortebeek verlaufende, etwa fünfhundert Meter bis ein Kilometer von diesem südlich entfernte Damm der Bahnlinie von Langemarck nach Bixschote bot dem Gegner eine ausgezeichnete Verteidigungslinie. Das diesseits abfallende und jenseits allmählich ansteigende Gelände unterstützte die Verteidigung ebenfalls.

213 und die 18. Jäger führten den Angriff in erster Linie. Um sieben Uhr vormittags — ursprünglich sollte um 7 Uhr schon der Kortebeek erreicht sein, aber die Vorbereitungen hatten sich hinausgezögert — drangen die ersten Schützenlinien gegen Mangelaare in direkt südlicher Richtung vor, den Houthulster Wald in der linken Flanke. Etwa einen Kilometer nördlich von Mangelaare erhielten die Spitzen Feuer und warteten das Aufrücken stärkerer Verbände ab.

Mittlerweile setzte sich das Reserveregiment 215 rechts neben 213. Inzwischen hatte aber der Gegner schon bemerkt, daß irgendeine verdächtige Bewegung gegen seine Flanke bei Langemarck im Gange war. Die 215er hatten kaum Nachtegaal verlassen und eine Höhenwelle südlich davon erreicht, als ein heftiges Artilleriefeuer aus der Richtung von Bixschote auf sie niederschlug. Da die Kolonnen noch nicht entwickelt waren, forderte die Beschießung große Opfer. Die Bataillone suchten so schnell wie möglich ein südlich gelegenes Waldstück zu erreichen und deckten sich dort gegen die feindliche Sicht. Um 2 Uhr endlich wurde der Vormarsch aus dem Walde heraus angetreten, um in Höhe des Regiments 213 und der Jäger zu gelangen. Rings verstreut lagen einzelne Gehöfte. Fast aus jedem Haus pfiffen die Kugeln. Als sich das Gerücht verbreitete, die Schießerei rühre nicht vom Gegner, sondern von Franktireurs her, gingen die Kompagnien mit äußerster Erbitterung und ohne der Verluste zu achten vor. Überall waren aber die Bewohner geflohen. Das Vieh lief noch auf der Weide, die Speisen standen halb gegessen auf dem Tisch. Alle Spuren verrieten, daß der Gegner noch in der Nacht hier genistet und erst bei Morgengrauen kopflos das Gelände geräumt hatte. Bei den Gehöften von Draaibank endlich stießen die gruppenweise vorgehenden 215er auf die ersten Linien des Gegners, der aus unsichtbaren Stellungen hinter Hecken und Häusern plötzlich ein mörderisches Feuer auf die Angreifer eröffnete. Nach einem kurzen Augenblick der Verwirrung suchten die Truppen so gut es ging Deckung und nahmen den Feuerkampf auf.

Gegen 3 Uhr nachmittags traf der Befehl der Division zum Überschreiten des Kortebeek und zum geplanten Durchstoß westlich Langemarck bei den Regimentern ein.

Verschiedene Versuche mißlangen. Neue Reserven der anderen Regimenter schwärmten ein, um die stark gelichteten Reihen aufzufüllen. Abermals bliesen die Hörner zum Sturm. In raschem Anlauf ging es hinunter zum Kortebeek. Auf kümmerlichen Stegen und Brettern, bis an die Hüften im Wasser und über umgestülpte Fahrzeuge wurde der Bachlauf überwunden. Dann aber vermischten sich alle Verbände zu einem unentwirrbaren Knäuel. Erbarmungslos prasselten die Granaten dazwischen. Jeder Trupp stürmte, wo er sich befand, jeder Mann, der Mut genug hatte, ergriff den Befehl über die um ihn Befindlichen. Kein Haus, das der Gegner nicht bis zum letzten Augenblick verteidigte, kein Graben, den er nicht hielt, bis die Deutschen mit ihren Bajonettspitzen an ihn heranreichten. Von rechts und links und vorn peitschten aus

Heckenrändern und Erdlöchern die Gewehrschüsse und streckten einen nach dem anderen auf kürzeste Entfernung mit unsichtbarer Hand ins Gras.

Um vier Uhr nachmittags war ein erbittertes Ringen mit englischen Truppen im Gange In wütendem Ansturm drangen die 215er unter Führung ihres Obersten von Oertzen in die englischen Gräben. Bis zum letzten Augenblick streckten die Kugeln der Engländer kaltblütig die Stürmer nieder. Mit tierischem Gebrüll vollzog sich ein wildes Gemetzel. Von Hecke zu Hecke wälzte sich der Kampf um jeden Schrittbreit Boden. Obwohl fast alle Offiziere gefallen, kämpften die Freiwilligen mit einer Hartnäckigkeit, als wollten sie Rache nehmen für den gestrigen Tag. Zumal die 4. und 5. Kompagnie von 215 zeichneten sich durch eine todesverachtende Tapferkeit aus, die den Gegner fast lähmte. Kein Durcheinander, kein Gegenangriff, keine Verluste hielten das zähe Vorwärtsschreiten auf.

Mit besonderer Erbitterung tobte die Schlacht bei Beginn der Dunkelheit auf dem rechten Flügel der Division am Ostrande von Bixschote. Ein Sturmangriff folgte dem andern. Major Ryll von den 215ern stürzte voran als einer der ersten Offiziere. Der Angriff prallte mit einem starken englischen Gegenstoß zusammen. Bajonette und Kolben begannen ihre blutige Arbeit. Major Ryll sammelte um sich, was er erreichen konnte, es waren Truppen von vier oder fünf verschiedenen Regimentern. Schauerlich war dies verbissene Ringen im letzten Grau des davonschleichenden Tages. Geschrei und Geheul, Krachen und Bersten, Splittern und Pfeifen lärmten durcheinander. Brennende Gehöfte erleuchteten mit flackernden, glutroten Bränden das wirre Hin und Her.

Die Freiwilligen klammerten sich am Rande von Bixschote fest und ließen keinen Schrittbreit des erkämpften Bodens los.

Oberst von Oertzen baute unterdessen mit rasch zusammengesuchten Kräften der Regimenter 215, 214 und der 18. Jäger den Erfolg des rechten Flügels bei Bixschote weiter nach links aus. Der Haanebeek, dem Kortebeek südwestlich vorgelagert und in der Mitte zwischen Langemarck und Bixschote den Bahndamm schneidend, wurde überschritten, Feldwachen besetzten jenseits liegende Gehöfte und hielten den zurückweichenden Gegner unter Feuer.

Die Verbandsplätze waren überfüllt mit Verwundeten. In Alarmquartieren lagen die Kompagnien bereit. Die Feldküchen kamen nicht heran. Längst war alles Brot aufgegessen. Von Wasserrüben und ein

paar Früchten nährten sich die durchnäßten und übermüdeten Freiwilligen. Es war ein trostloser Heraufzug des Morgens . . .

* * *

Die Teilerfolge der 46. Reserve-Division verstärkten die Ansicht der höheren Führung, daß in der Truppe noch genügend Angriffsgeist steckte. Die Artillerie ergänzte ihre Munitionsvorräte und eröffnete am frühen Morgen des 23. Oktober das Feuer auf die alten feindlichen Stellungen vor Langemark und hinter dem Kortebeek-Abschnitt.

In der Nacht hatte die 51. Reserve-Division zur Verstärkung ihres rechten Flügels das Reserveregiment 239 von der 52. Reserve-Division erhalten. Mit diesem Regiment und einigen Batterien des Reserve-Feldartillerie-Regiments 52 verstärkte die Division ihre rechte, aus 240ern und den 23. Jägern bestehende Angriffskolonne unter dem Befehl des Generals von Wechmar. Während in der Nacht 239 aus seiner Stellung als Korpsreserve zur Bahnstation von Poelkappelle vorrückte, folgte vorn in der Dunkelheit ein feindlicher Angriff dem andern. Um 3 Uhr nachts schien die Lage bei den 233ern westlich Poelkappelle ernst zu werden. Die 239er schickten sich bereits an, dort einzugreifen, aber eine halbe Stunde später flaute das Feuer wieder ab. Zurückkommende Verwundete berichteten, daß der Feind bereits zum drittenmal angegriffen habe, aber jedesmal mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen worden sei.

Das Detachement Wechmar vollzog in der Dunkelheit seine Aufstellung. Angriffsrichtung war die von Nordosten nach Südwesten hart nördlich an Langemarck vorüberführende Bahnlinie von Staden nach Boesinghe am Ypernkanal. Beiderseits hatte das Detachement, unterstützt von der Feldartillerie, anzugreifen, sobald die Aufstellung beendet war. Das außerordentliche Durcheinander der Formationen von den vergangenen Schlachttagen verhinderte schnelle Ordnung. Erst bei Helligkeit vermochten die Führer ihre Truppenteile zu sammeln und die befohlenen Angriffsräume zu erreichen.

Wieder sollte der linke Flügel des XXIII. Reservekorps (46. Reserve-Division) mit dem rechten Flügel des XXVI. Reservekorps (Detachement Wechmar) zusammenwirken. Aus dem gleichzeitigen Angriff wurde leider nichts, da das Detachement Wechmar seine Aufstellung zu spät beendete, während die 46. Reserve-Division sofort bei Hellwerden aus den am Vorabend erreichten Stellungen südlich des Kortebeek zum Angriff vorbrach. So konnte die feindliche Artillerie ihr Feuer erst links

und dann später nach rechts konzentrieren, und die Infanterie fand Gelegenheit, sich flankierend zu unterstützen.

Mit dem rechten Flügel an Bixschote angelehnt, begann die 46. Reserve-Division einen verzweifelten Kampf gegen den übermächtigen Gegner. Nach und nach wurden alle Truppen ins Feuer geworfen. Die 18. Jäger und Teile des Reserveregiments 213 prallten unter Führung des Majors von Loefen mittags in wütendem Ansturm bis zur Mühle von Bixschote vor und fingen dort 150 Engländer. Weiter rechts, wo 214, 215 und 216 jenseits des Kortebeek um jeden Schrittbreit Boden rangen, erschallte das wilde Schlachtgebrüll der Gegner, die, in Hecken und Waldstücke verstrickt, einen erbitterten Kampf durchführten. Mit aufgepflanztem Seitengewehr erhoben sich die Freiwilligen und boten ihre Leiber dem mörderischen Gewehrfeuer aus 30 Meter Entfernung. Erst wenn das heisere Gebrüll gegen sie anschlug, hielten die Engländer die Hände hoch und warfen die Gewehre fort. Aus den einzelnen Gehöften wurden die Verteidiger herausgezogen, und auch dann noch tobte das verbissene Ringen Mann gegen Mann, bis ein Bajonettstich oder ein Kolbenschlag den einen oder den anderen niederstreckte. Überall löste sich das Gefecht in eine Reihe von Einzelakten, überall aber herrschte der gleiche Geist des Vorwärtsdringens, koste es, was es wolle.

Das Regiment 215 war bereits so zusammengeschmolzen, daß aus sämtlichen drei Bataillonen ganze vier Gefechtskompagnien gebildet werden mußten, die von Hauptmann Henkes, Oberleutnant Hofmann, Oberleutnant Heinrich und Hauptmann Kinne geführt wurden. Major von Valentini sammelte noch etwa 200 Versprengte und führte sie nach vorn. Den anderen Regimentern erging es nicht viel besser. Fast sämtliche Offiziere bedeckten das Feld. Major von Valentini brach an Überanstrengung seines Herzens zusammen und mußte zurückgeschleppt werden.

Aber die führerlosen Truppen zögerten nicht. Als am Nachmittag die schwere deutsche Artillerie ihr schauriges Konzert begann und lohende Brände in den Gehöften jenseits des St. Jeanbaches weckte, erhob sich alles, was noch laufen konnte, zu neuem Angriff. Unteroffiziere und Freiwillige führten die Kompagnien. An zwei Stellen wurde der St. Jeanbach überschritten, indes die lodernden Flammen von jenseits das ganze Gelände mit glutroter Pracht übermalten. Aus brennenden Häusern wurden über 100 Engländer hervorgeholt. Aber die Bataillone schmolzen zusammen. Der Brand erleuchtete ihre Reihen so, daß sie dem Gegner ein deutliches Ziel boten. Vor der glühenden Windmühle von

Bixschote wurden die 213er und 18. Jäger regelrecht zusammengeschossen. Beim Zurückgehen über den hell erleuchteten freien Platz brach einer nach dem andern zur Erde nieder. Die weiter rechts über den St. Jeanbach vorgedrungenen Regimenter verloren dort mehr als zwei Drittel ihres Gefechtsbestandes. Als der Feind sich endlich zum Angriff auf die verbluteten Bataillone entschloß, gaben die im Abschnitt noch vorhandenen Kommandeure das grausige Spiel auf und führten die Reste ihrer Truppen wieder über den Kortebeek zurück. Der Feind unterließ den Angriff.

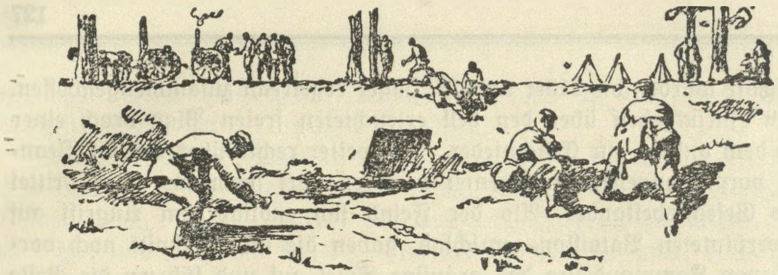
Beim Flackerschein der Brände krochen die Verwundeten zurück. Die Toten allein blieben auf dem Feld . . .

Endlich um 10 Uhr vormittags konnte General von Wechmar seinem Detachement den Befehl zum Angriff geben. Das Vorwärtsschreiten des linken Flügels der 46. Reservedivision südlich Mangelaare am Kortebeek mahnte zur Eile. Die Schützen des Detachements drangen in raschem Vorgehen beiderseits der Bahnlinie bis an den Kortebeek. Dort empfing sie ein rasendes Schnellfeuer, das zum Eingraben zwang. Als sich in das Gebell der Maschinengewehre am Nachmittag auch noch das Feuer schwerer und leichter Artillerie mischte, hielt die stark geschwächte Truppe nicht mehr stand. Erst gingen einzelne Teile zurück, dann folgte das Ganze. Mit Mühe gelang es, die Kompagnien in den alten Stellungen bei der Bahnstation von Poelkappelle anzuhalten. Die Division befahl, unter allen Umständen diese Linie zu verteidigen, zumal inzwischen auch das Zentrum der 51. Reserve-Division von Langemarck abermals bis vor Poelkappelle zurückgewichen. Auch der linke Flügel der 46. Reserve-Division konnte sich unter diesen Umständen südlich des Kortebeek nicht mehr halten. Zum zweitenmal wurde der Rückzug angetreten.

Die Truppen hatten ihr Bestes getan. Eine furchtbare Zahl von Toten bedeckte das Feld. Aber es war unmöglich, den Widerstand des eingegrabenen Gegners zu brechen . . .

Am Abend des 23. Oktober waren alle Gewinne des Tages und dazu noch ein Teil des am Vortage Erreichten eingebüßt. Der Gegner schien sich dagegen noch verstärkt zu haben und rüstete zu entscheidenden Gegenangriffen. Bei dieser Lage schienen neue Angriffe ein aussichtsloses Beginnen. Der linke Flügel des XXIII. und des XXVI. Reservekorps hielten die allgemeine Linie Südrand Mangelaare—Station Poelkappelle—Waldrand Poelkappelle—Straßenkreuz nördlich Broodseinde . .

Unbezwungen rauchten die Trümmer von Langemarck . . .



Birschote.

Im Ostrand des Houthulster Waldes, in der lauschigen Stille der Bäume, nicht weit entfernt von einem der wundervollen im Walde verteilten Schlösser, entspringt unter langen Gräsern und in dem Dämmerlicht der Buchen der Steenebeek. Südlich Terrest tritt das fröhliche Bächlein aus dem geheimnisvollen Raunen der Bäume, wo es bei jedem Schritt über sein eigenes Geräusch erschrocken, und eilt in munterer Geschäftigkeit über Wiesen und Acker bis zu der von Clercken im Norden quer durch den Wald nach Station Poelkapelle führenden großen Straße. Durch eine dunkle Röhre quirlt das Gewässer unter der Straße hindurch und befindet sich jenseits auf einmal wieder mitten im Wald. So geht es eine halbe Stunde, die abgekürzt wird durch die Begrüßung mit einem zweiten, viel größeren Jagdschloß und durch den ab und zu nach Norden frei über das Vorland streifenden Blick. Endlich ist der große Wald zu Ende, und abermals legt sich quer vor das in langen Windungen voll geruhsamer Behaglichkeit dahinfließende Wasser eine Straße, gesäumt von langen Pappeln gleich riesigen Zinnsoldaten, die ab und zu bedächtig ihre Häupter zueinander neigen, um sich irgend etwas zuzuflüstern, was der gestrenge Herr Feldwebel nicht hören darf. Just wie das Bächlein über das wichtige Gehabe der Langen auflachen und einen übermütigen Gruß nach oben senden will, fällt es mit einem kolossalen Erschrecken ein paar Stufen hinunter, daß seine Wellen vor Angst ihre weißen Hälse aus der Oberfläche herausstrecken. Aber der Schreck nimmt kein Ende. Abermals wird es Stock-

finsternis. Und wie endlich ein schmales Lichttor sich öffnet und immer größer wird, daß die Wellen einander schon wieder erkennen können, und wie dann plötzlich sich rings der Blick auftut, erschaut das Bächlein ein Bild, so ungewohnt, so verwirrend, so gänzlich im Widerspruch mit allem Dagewesenen, daß es wie gelähmt einhält und schließlich ohne ein Wort und ohne einen Blick nach den gleichmäßig hin und her sich neigenden Pappeln wie ein ertappter Dieb auf geradem Wege gegen Westen davonschleicht. Es ist schrecklich, was so die Pappeln alles vertragen können, ohne davonzulaufen!

Folgendes Bild aber bot sich dem erschrockenen Steenebeek. Vorausschicken muß man, daß es bereits stark auf den Abend ging und daß die Sonne längst hinter Dixmude zur Ruhe gegangen und daß es (aber das verstand das Bächlein nicht!) der 21. Oktober des Jahres 1914 war. Auf der Straße, durch deren dunklen Bauch das Bächlein mit angehaltenem Atem sich gewunden, standen riesengroße Kästen mit vier Rädern und verbreiteten einen seltsamen Geruch, der aber dem Bächlein nicht ganz unbekannt erschien. So roch es manchmal wohl, wenn es just um die Mittagsstunde dicht an dem Gemäuer eines Gehöftes vorübergetändelt, indessen Mägde und Knechte ungeduldig auf den Kochlöffel in der Hand der Bäuerin geschaut. Viel schlimmer war, daß auf diesen Kästen ein kurzer Baumstamm saß, der, (o Schreck!) ab und zu eine Handvoll Funken in die Luft warf und sich im übrigen nicht schämte, ganze Wolken von schwarzem Rauch emporzustoßen. Und erst das Gedränge um diese sonderbaren Kästen! Und erst dies Gewirr fremder Laute, die das Bächlein noch niemals gehört, obwohl ihm doch nichts, aber auch nicht das geringste in dieser ganzen Gegend von seinen gemächlichen Landreisen her unbekannt war! Aber es kam noch viel schlimmer! Dicht neben der Straße (ah, das Bächlein sah es wohl, wenn man sich auch offenbar Mühe gab, es zu verbergen!) standen zu vieren aneinandergelehnt ganze Reihen von Hölzern, deren Spitzen verdächtig im Abenddämmern blinkten, als wollten sie sagen: „Mach, daß du von dannen kommst, oder ich gebe dir eins!“ Diese Hölzerreihen standen dort so herausfordernd, so dreist, so siegesgewiß und selbstherrlich, daß das Bächlein vor Zorn hätte weinen mögen. Schließlich aber, in einer Regung von Vernunft, drückte es sich eng an das Ufer und schlich lautlos vorüber, damit es nur die Hölzer nicht mehr sah.

Aber es kam n o c h schlimmer.

Mitten auf dem Pfad des Bächleins standen (und das war wahrhaftig noch nie dagewesen!) zwei schwarze, dicke Säulen und stemmten

sich in unglaublich herausfordernder Manier den erschrocken durcheinandereilenden Wellen entgegen. Und als die Wellen ihre Köpfe hoben und einander auf die Schultern stiegen, um zu erkennen, woher diese ungeschlachten Säulen stammten und was sie zu ihrer Entschuldigung sagen würden, da senkten sich aus einem grauen Klotz, der mitten auf den Säulen ruhte, zwei fürchterliche Fangarme, reichten ein blitzendes Gefäß herab und schnappten mit diesem Gefäß durch einen entsetzlich raschen Griff eine Handvoll der neugierigen Wellen und hoben die Zappelnden empor. Schreckensstarr erkannten die unten Gebliebenen, wie die Fangarme die geraubten Wellen in einem Klumpen verschwinden ließen, der oben auf dem Klotz saß. Noch warteten sie eine Weile, ob nicht ihre entführten Schwestern durch das Ungeheuer hindurchgleitend am Fuße der Säulen wieder auftauchen würden. Als aber das Ungeheuer ein schreckliches Gebrüll des Behagens ausstieß, machten sie sich traurig auf den Weg.

Noch sahen sie im Vorübergleiten eine lange Reihe von niedrigen Häusern, die sich kerzengerade durch die Wiesen zogen, noch sahen sie hier und da ganze Gruppen solcher Ungeheuer beieinanderstehen, glimmende kleine Pfähle mit den Fangarmen ab und zu gegen den oberen Klotz führen, aus dem dann jedesmal eine dicke Rauchwolke herausquoll, noch hörten sie rechts und links und überall dies Gewirr fremder Laute. Dann zogen sie traurig davon, um sich von den ungewohnten Ereignissen dieses entsetzlichen Tages im dunklen Schoße der Mutter Nacht auszuruhen. Den Pappeln überließen sie es, weiter dies seltsame Treiben zu beobachten. Sie hatten es ja auch einfacher aus ihrer Höhe herab . . .

* * *

Die 45. Reserve-Division des XXIII. Reservekorps ging in zwei Angriffskolonnen im Laufe des 21. Oktober rechts von der 46. nördlich des Houthulster Waldes vorüber. Die rechte Kolonne hatte als Richtungspunkt die Kirche von Sankt Pieters, die linke die Häuser von Nieuwe Stede. Vor der rechten Kolonne war der Gegner, der weiter nordwestlich in der Richtung aus Dixmude vom XXII. Reservekorps hart bedrängt wurde, während des ganzen Tages nicht sichtbar geworden. Am Spätnachmittag, als der Schlachtenlärm vor Dixmude eine gewaltige Stärke erreichte und der Himmel sich schon zu röten begann im Widerschein der Brände, traf die rechte Kolonne der Befehl, zur Unterstützung der auf dem linken Flügel des XXII. Reservekorps schwer kämpfenden 43. Reserve-Division hart nordwestlich in Richtung auf das Dörflein Woumen an der

Straße Dixmude—Bixschote—Ypern vorzugehen und sobald als möglich dort entlastend einzugreifen. Die Regimenter begannen sich sofort zu entwickeln und drangen mit vorgetriebenen Sicherungen quer über die Felder gegen die Straße vor. Richtung gab der Brand von Dixmude und der rollende Schlachtendonner zur Rechten. Es kam jedoch nicht zum Angriff. In der Nacht wurden die Regimenter südwärts abgebogen, um im Verbande der 45. Reserve-Division deren schwere Aufgabe für den 22. Oktober lösen zu helfen.

Die linke Kolonne hatte es am 21. Oktober nicht so einfach. Zwischen Clercken und Terrest stießen ihre Spitzen schon mittags auf feindliche Postierungen, und die jungen Regimenter bekamen die ersten Unterweisungen in den Geräuschen einherjagender Gewehrkugeln und zerplatzender Schrapnells. Wenige Minuten später hielt auch der Schlachtentod seine erste Auswahl unter ihnen. Das Vorpostengefecht dehnte sich immer weiter aus. Schließlich ließ Generalleutnant von Wasielewski, der die linke Kolonne befehligte, seine beiden Regimenter entwickeln, um den feindlichen Widerstand zu brechen. Das gab dem Gegner endlich das Signal zum Rückzug längs der Straße nach Merckem und über diese hinweg. Die Regimenter drängten scharf nach und blieben dem Gegner auf den Fersen.

Die Reserveregimenter 209 und 211 bildeten die nördliche, 210 und 212 die südliche Kolonne.

Während 211 mit I. und II. Bataillon im Verbande der Nordkolonne nachmittags gegen Woumen vorgeschoben wurde, um dort zusammen mit 209 den linken Flügel der 43. Reserve-Division zu entlasten, befand sich das III. Bataillon bei der Südkolonne im Vorgehen gegen Merckem. Dort waren die Kräfte der Südkolonne allzu stürmisch hinter dem Gegner her, der Straße und Bahndamm nicht ohne Kampf aufgeben wollte. Um 5 Uhr nachmittags, als die Nordkolonne bereits zur Ruhe und zum Aufstellen von Sicherungen überging, vollzog sich bei und nördlich Merckem ein erbittertes Gefecht, das erste ernste Gefecht, das die jungen Truppen zu bestehen hatten. Ihre Belehrung wurde gleich so gründlich vollzogen, daß das III. Bataillon 211 binnen einer halben Stunde zwölf Tote und an zwanzig Verwundete verlor und vom Regimentskommandeur Obersten von Rège nach den Gehöften von Roonehoek zurückgezogen werden mußte. Die Feldartillerie legte vor die entblößte Frontstelle einen Feuerriegel, bis Nachbartruppen die Lücke schlossen.

Ein sonderbares Durcheinander war dazu auf der Nahtstelle zwischen Nord- und Südkolonne entstanden. Während das II. Bataillon 211 als

Südflügel der Nordkolonne schon zur Ruhe übergegangen war, tauchten plötzlich Schützenlinien in feldgrauer Uniform westwärts auf, die mit dem Rücken nach den 211ern zu standen. Es dauerte eine ganze Weile, bis das Rätsel sich löste und die vorn vorgehenden Truppen sich als der nördlich abgekommene Nordflügel der Südkolonne offenbarten. Schon waren allzueifrige Posten der 211er dabei gewesen, das Feuer auf den vermeintlichen Gegner zu eröffnen, der seinerseits nicht wenig überrascht war, in seinem Rücken plötzlich biwakierende und nach allen Regeln der Kriegskunst gesicherte Kompagnien vorzufinden. Man rauchte, soweit Vorrat vorhanden war, eine Friedenszigarre und trennte sich mit dem Gelöbnis, in Zukunft die befohlenen Gefechtsstreifen zwecks Vermeidung eines Bruderkrieges sorgfältiger respektieren zu wollen.

Nord- und Südkolonne waren also am Abend des 21. Oktober mit ihren Spitzen in Gefechtsfühlung mit dem Gegner geraten, die Südkolonne allerdings stärker als die Nordkolonne. An zahlreichen Stellen, so einige Kilometer südlich von Woumen und vor Merckem, war die große Straße Dixmude—Ypern erreicht, aber nirgends überschritten. Vom Ypernkanal, der sich etwa eine Wegstunde nordwestlich von Merckem mit der von Westen herankommenden Yser vereinigt, war man also noch ein gut Stück entfernt. Durch die nördliche Abdrehung der Nordkolonne auf Woumen und die für die kommende Nacht befohlene Südschwenkung der links von der 45. Reserve-Division vorgehenden 46. Reserve-Division auf Langemarck zu (von der an früherer Stelle gesprochen ist), wurde die 45. Reserve-Division derart auseinandergezogen, daß der dünne Schützenschleier für einen starken Angriff unmöglich ausreichte. Dabei gab das Generalkommando am Abend noch den Befehl, das Reserve-Regiment 211 sei in der Nacht als Korpsreserve auszuscheiden, da für den nächsten Tag schwere Kämpfe zu erwarten seien. Das XXII. Reservekorps vor Dixmude und das XXVI. vor Langemarck hofften, am 22. Oktober die Entscheidung zu erzwingen, und die Armee erwarte, daß das XXIII. Reservekorps in ihrer Mitte unbedingt die Linie Noordschoote—Bixschote durchbrechen werde. Wenigstens wurde die Nordkolonne der 45. Reserve-Division, die auf Woumen angesetzt war, der Division zurückgegeben, so daß nach der Südschwenkung der 46. Reserve-Division und nach Ausscheiden des Reserve-Regiments 211 als Korpsreserve zum Angriff auf Noordschoote-Bixschote im ganzen drei Infanterie-Regimenter, ein Jägerbataillon und ein Feldartillerie-Regiment zur Verfügung standen.

Das war wahrhaftig keine Kleinigkeit, und die in der Nacht zum 22. notwendig werdenden Umgruppierungen der Regimenter und der damit

verbundene Mangel an Ausruhen machten der 45. Reserve-Division ernste Sorgen. Schließlich aber waren die Regimenter alle noch ziemlich unverbraucht und vom besten Geist beseelt. Einen starken Trost gewährte auch die Aussicht, daß das Dörflein Bixschote am linken Flügel des Angriffsabschnitts gleichzeitig noch von dem rechten Flügel der 46. Reserve-Division berannt werden sollte. Bei Bixschote aber war der stärkste feindliche Widerstand zu erwarten und nicht im Zentrum bei Merckem und nordwestlich davon bei Luyghem und Drie Grachten.

Wer den nächtlich in ihre neuen Stellungen rückenden Regimentern erzählt hätte, was ihnen der Tag bringen würde, der ganz langsam im Osten über dem Houthulster Waldmeer den trüben Himmel rötlich zu färben begann, der hätte mancher Mutter Sohn an das kühle Grab denken lassen . . .

* * *

Früh am Morgen, als jede Bewegung der Nacht erstarrte, stimmte aus den dunklen Winkeln des Houthulster Waldes die deutsche Artillerie ihr schauriges Konzert an. Das brüllte gleich dem gröhlenden Gesang einer Riesenschar, die über Nacht ihren Rausch ausgeschlafen und mit hungrigem Rachen in die Morgenkühle hineinstarrt. Das zischte und heulte auf unsichtbaren Bögen über die naßgetauten Wiesen und Felder, als würden schreiende Geister aus nächtlichem Schlaf gezerrt und vom Teufel mit Hohngebrüll in rasender Fahrt durch die Luft davongerissen. Das krachte jenseits der Bahn und auf beiden Ufern des Kanals, als schlüge dort eine betrunkene Musikantengesellschaft mit wirrem Haar und übernächtig blöden Augen ihre Instrumente kurz und klein. Wie rissen die Saiten in aufquietschendem Todesschrei, wie barsten die Trommelfelle unter dem dumpfen Krach der Hölzer!

Scheußlich ist das, aus wirrem Schlaf, durchnäßt von Nebel und Regenschleiern, durchfröstelt von der Kühle, mitten aus irgendeinem Traum von weit her emporzufahren und plötzlich die Erkenntnis dieses dahinpeitschenden Lärms in sich aufzunehmen gleich der schaurigen Offenbarung des unvermittelt hereinbrechenden Jüngsten Tages. Da ist dem Aufspringenden zumute wie dem Bauer, dem mitten im trunkenen Wirbel der Hochzeit, im Geschrei der Besoffenen, im Gegröhl der Weiber, in der Gluthitze des Weins und im irrsinnigen Lärm der verrückt gewordenen Musikanten ein leichenblaß hereinstürzender Knecht ins rote Gesicht brüllt: „Der Hof brennt! Der Hof brennt!" Da empfindet der einzelne mit zusammenschnürender Gewalt das Gefühl des Feldherrn, dem mitten im

Trubel des Siegesfestes mit verbundener Stirn, verwirrtem Haar, verschweißtem Gesicht, übergossen von Dreck und Blut und in den Augen das starre Aufreißen des Nichtbegreifenkönnens, ein Verwundeter entgegenschreit: „Sir, die Armee wälzt sich in ihrem Blut — der Feind ist vor den Toren!“ Da sträubt sich das Haar, da windet sich das Gehirn wie bei einem Betrunkenen, der zwischen Bewußtlosigkeit und Erkennen, zwischen Schlafen und Wachen, zwischen brennenden Häusern und zuckenden Blitzen, zwischen Todesgeschrei und irrem Stammeln von Gebeten einhertaumelt, unfähig zu begreifen, ein blöder Wanderer zwischen hohnlachenden Elementen . . .

Furchtbar ist dieser jähe Schritt aus dem Traum auf den brüllenden Tanzboden der Schlacht . . .

* * *

Um 7 Uhr morgens begann der Angriff.

Die 45. Reserve-Division hatte die Regimenter 210 und 212 in vorderer Linie entwickelt und 209 in Reserve genommen. Nach kurzem Präludium der Feldartillerie wurde die Angriffsbewegung angetreten.

Um 12 Uhr befand sich Reserve-Regiment 210 in erbittertem Gefecht vor dem Ostrand von Merckem. Der ganze Vormittag war unter starken Verlusten vor Bahn und Straße vorübergegangen. Weiter südlich beiderseits der großen Straße nach Ypern, die bei Steenstraate den Kanal erreicht, und hart nördlich von Bixschote fochten die Bataillone der 212er einen erbitterten Kampf gegen eingeschanzten Gegner. Ganz langsam gewannen beide Regimenter Boden. Auf dem rechten Flügel schob die Division das Reserve-Jägerbataillon 17 gegen Luyghem ein, während das Reserve-Regiment 209 immer noch für den Brennpunkt des Kampfes bei Bixschote zurückgehalten wurde. Alles kämpfte mit Front nach Südwesten, während aus Südosten der Lärm der Schlacht um den Kortebeek und Langemarck heranquoll . . .

Es war zwischen drei und vier Uhr nachmittags, als die Jäger und der rechte Flügel von 210 im Vorgehen auf Luyghem soviel Luft geschaffen hatten, daß das Zentrum des Regiments den entscheidenden Angriff auf Merckem wagen konnte. Mit wildem Gebrüll stürzten die Kompagnien vor. Ganze Gruppen wurden zusammengeschossen. Lange Reihen von Leichen zeigten den grauenvollen Weg. Kaum waren die Häuser erreicht, als die Bajonette schon gegeneinander klirrten. Ein kurzer Kampf. Die Engländer wichen fluchtartig nach Westen über den

Ypernkanal zurück, auf dessen anderem Ufer die schußbereiten Maschinengewehre ihrer Hauptstellung den Gegner erwarteten.

Unterdessen war auch bei den Jägern und dem rechten Flügel von 210 die Entscheidung erzwungen. Unter dem Feuerschutz der Feldartillerie hatten die Kompagnien sich auf Sturmentfernung herangearbeitet. Aus den Häusern von Luyghem spie der Gegner Feuer, obwohl ihm die deutsche Artillerie die Giebel über den Köpfen zusammenschoß. Mehrfach wurde zum Sturm angesetzt, immer wieder mußten die Schützenlinien unter schweren Verlusten zurückgeholt werden, da auch die Feldartillerie in Unkenntnis der Fortbewegung des Angriffs ihr Feuer nicht rechtzeitig vorverlegte. Es war zum Verzweifeln. Die Engländer gossen einen Hagel von Schrapnells über das Vorfeld. Jede Minute brachte Verluste. Entweder die Truppe stürmte trotz des eigenen Artilleriefeuers, oder sie mußte zurück. Der jetzige Zustand war unerträglich. Sie tat das erstere. Um 7 Uhr durchschritten die Kompagnien im Nahkampf das brennende Dörflein. Endlich begriff auch die Feldartillerie und folgte von da an mit ihrem Feuerhagel der Bewegung der Infanterie. Das II. und Teile des I. Bataillons mit den Jägern sammelten sich in Luyghem so rasch es ging zu einzelnen Stoßtrupps und brachen ohne Aufenthalt vom Westrand aus gegen die Gehöfte von Drie Grachten vor. Ein unsäglich schwieriges Gelände fing sie auf. Wassergraben hinter Wassergraben, Hecke neben Hecke, und dahinter überall der verschanzte Gegner. Gleich Bienenschwärmen pfiffen die Kugeln. Es war unmöglich. Die Überreste der Angreifer gingen zurück an den Rand von Luyghem und beschränkten sich von dort aus auf lebhaftes Feuergefecht mit dem bei Drie Grachten verschanzten Gegner. Erst die Nacht machte dem erbitterten Kampf ein Ende.

Das III. Bataillon 210 stieß unterdessen mit Teilen des I. aus Merckem hervor, um vor Dunkelheit noch den Kanal zu gewinnen. Etwa 500 Meter vor dem großen Kanal zog sich quer zur Angriffsrichtung der Martje, ein schmaler Stichkanal, immerhin aber noch so breit, daß er ohne Schnellbrückenmaterial nicht zu überwinden war. Ein verheerendes Artilleriefeuer schlug auf die Schützenlinien vorm Martje-Kanal nieder. Das Gefecht stand still und ging in einen erbitterten Feuerkampf über, der noch tief in der Nacht das Feld mit Lärm erfüllte.

* * *

Noch aber trotzte Bixschote dem Ansturm.

Östlich Nachtegaal, unmittelbar am Rand des Houthulster Waldes, lagen die 211er als Korpsreserve alarmbereit. Am Südausgang von Roonehoek standen die zusammengesetzten Gewehre der 209er, die als Divisionsreserve auf den Befehl zum Eingreifen warteten. Der den ganzen Tag über in unerhörter Heftigkeit anhaltende und kaum vom Fleck sich fortbewegende Gefechtslärm ließ sie das Bevorstehende ahnen. Noch aber wußten sie nicht, ob der Befehl sie an den Nordflügel der Division bei Merckem-Luyghem oder an den Südflügel bei Bixschote rufen würde. Um 2 Uhr mittags wußten sie es. Bixschote!

Das Reserve-Regiment 212 unter dem Obersten von Basedow focht seit morgens in Richtung auf das feuerstarrende Dorf einen aussichtslosen Kampf. Die Kräfte reichten nicht. So oft der Versuch gemacht wurde, von Norden gegen das in einer gelinden Senkung liegende Dorf vorzudringen, schlug aus der Front der Häuser und jenseits von den verschanzten Erdwellen ein irrsinniger Feuerhagel herüber und riß die Stürmer zu Boden. Als die Sonne am höchsten stand und für wenige Minuten aus den Oktoberwolken hervortrat, hatte Oberst von Basedow seine letzten Reserven eingesetzt, ohne damit mehr zu erreichen als eine kräftige Fortführung des stillstehenden Feuergefechts.

Da endlich kamen die 209er.

Das III. Bataillon griff ohne weiteres in den Kampf ein. Ein Gefühl der Erlösung ging durch die spärlichen Reihen der 212er. Das II. Bataillon folgte kurz hinter dem I., um je nach Erfordernis der Lage auf dem rechten oder dem linken Flügel der 212er einzugreifen. Das I. Bataillon verblieb einstweilen als letzte Reserve bei der Division.

Und nun vorwärts gegen Bixschote!

Es half den Engländern nichts, daß sie ihr Feuer verdoppelten und von rechts und links an Geschützen zu Hilfe nahmen, was sie erreichen konnten. Sprungweise eilten die Stürmer an den Ostrand des Dorfes. Das III. Bataillon der 209er geriet dabei in einen furchtbaren Feuerüberfall englischer Batterien, der die Kompagnien fast die Hälfte ihres Bestandes kostete. Aber die Bewegung stockte auch dann nicht. Das II. Bataillon schob sich nach eigenem Ermessen links neben das III. in die vordere Linie, als es dessen Verluste erkannte. Kein Mann zögerte, ob das Feuer auch wie ein todbringender Orkan aus dem Dorf herausfuhr.

Die 10. Kompagnie war die erste, die mit aufgepflanztem Seitengewehr und Hurragebrüll eindrang. Die andern schlossen sich an. Mittlerweile hatte das Generalkommando seine Reserve, die 211er, auf die Nahtstelle zwischen 45. und 46. Reserve-Division unmittelbar bei Bixschote

geworfen, so daß alles im Gefecht war, was irgendwie zur Verfügung stand. Ein fürchterliches Durcheinander von Truppen etwa sechs verschiedener Regimenter entstand dort. Kompagnieführer hatten Leute von 210, 211, 212, 213, 215 und 216 um sich geschart. Aber es ging weiter!

Um 6 Uhr dreißig war Bixschote genommen!

An der brennenden Mühle begegneten sich die Leute sämtlicher Regimenter. Tatkräftige Führer bemühten sich um Ordnung, ein schier unmöglicher Versuch bei der Dunkelheit, der Vermischung der Verbände, dem feindlichen Feuer. Eine starke Feldwache von etwa 120 Mann aller Regimenter unter ein paar Offizieren drang bis zu einigen Gehöften südwärts vor, wurde nachts um 1 Uhr von den Engländern überfallen und mußte nach schweren Verlusten zurück. Ein heftiges Artilleriefeuer wühlte Stunde auf Stunde in den Häusern und rief Brände hervor. Schauerlich war diese Höllennacht in Bixschote, die vom Krach der Einschläge, vom Blitzen der krepierenden Granaten, vom gellenden Pfeifen der Gewehrkugeln, dem Geschrei der Führer und dem Stöhnen der Getroffenen widerhallte.

Andere Teile des III. Bataillons von 209 sammelten sich bei der Kirche, drangen westlich aus dem Dorf heraus in Richtung auf Steenstraate vor, lagen etwa 50 Meter vom Gegner entfernt in den Straßengräben, hinter sich den brodelnden Hexenkessel von Bixschote.

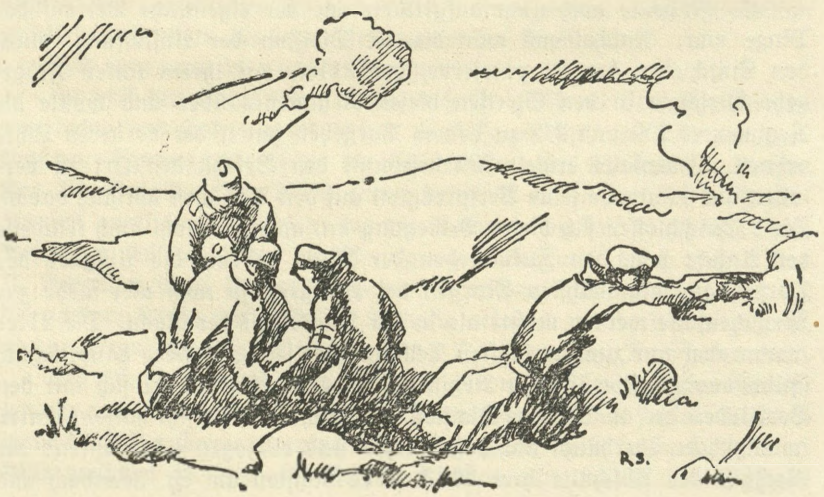
Das fürchterliche Durcheinander der Verbände führte im Laufe der Nacht zu einer verhängnisvollen Wendung.

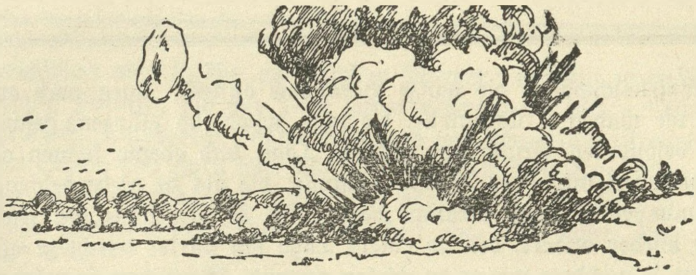
Es ist heute noch nicht aufgeklärt, wie der eigentliche Verlauf der Dinge war. Anscheinend war die 45. Division der Auffassung, durch das Einschieben der Korpsreserve, der 211er, auf ihrem linken Flügel gehe Bixschote in den Streifen dieses Regiments über und wollte die Regimenter 209 und 212 zu neuem Vorgehen hinter der vorderen Linie ordnen. Jedenfalls erhielt 209 bestimmt den Befehl, den Ort zu verlassen und sammelte seine Versprengten auf den Anhöhen nördlich davon. Die 212er schlossen sich dieser Bewegung an, mochten wohl auch teilweise der Ansicht sein, das Zurückgehen der 209er bedeute die Aufgabe des Dorfes, das am nächsten Morgen bei Helligkeit ja noch viel mehr zur Menschenfalle werden mußte als in der Dunkelheit der Nacht. Die 211er waren aber nur zum geringsten Teile im Ort selbst, sondern hauptsächlich östlich davon. Die übrigen Regimenter, deren Angehörige sich mit den Verbänden der 45. Reserve-Division in Bixschote vermischt hatten, hatten in Bixschote überhaupt nichts zu suchen und verzogen sich während der Nacht in den Abschnitt ihrer 46. Reserve-Division am St. Jeanbach und

dem Kortebeek. Wenn man dazu noch bedenkt, daß kaum noch Offiziere vorhanden waren und daß die vorhandenen selbst in gänzlicher Unkenntnis der Entschlüsse der höheren Führer waren, daß die deutsche Feldartillerie ununterbrochen nach Bixschote hineinfeuerte, daß die Dunkelheit und die heftige Erregung des Kampflärms der beste Nährboden für Gerüchte und Unkenrufe sind, so wird man eine gewisse Erklärung dafür finden, daß gegen Morgen das ganze Dorf von deutschen Truppen entblößt war. Nur ein paar Versprengte jenseits des Ortes an der Straße nach Steenstraate waren geblieben. Sie bezahlten ihr Ausharren am nächsten Morgen mit Tod oder Gefangenschaft.

Durch Mißverständnisse, Nervenschwäche, unklare Befehlsführung und Überanstrengung gingen in der Nacht die Früchte des opfervollen Tages verloren. Die Engländer waren aufmerksam genug, noch in der Nacht nachzurücken und Bixschote wieder zu besetzen. Umsonst war alles Blut geflossen. Umsonst waren unerhörte Leistungen vollbracht. Die später allen Truppen geläufige Erfahrung begann ihre bittere Laufbahn, daß es schwerer ist, eine Stellung zu halten als sie zu nehmen.

Unbezwungen, obwohl schon am Boden liegend und unter den Füßen des Angreifers zitternd, reihte sich Bixschote zu seinen brennenden Schwestern Langemarck und Dixmude . . .





Panik.



tets wird es für den, den die tagelange Schlacht nicht selbst in ihren grauenvollen Armen gehalten, ein Rätsel bleiben, wie dieselben Menschen, die am Abend zusammengebrochen unter der furchtbaren Last des Kampfes sprachlos und sterbensmüde in Erdlöchern und Ackerfurchen gekauert, am kommenden Morgen abermals mit aufgepflanztem Bajonett und todesjauchzendem Hinstürmen den Gegner niederwerfen konnten. Was gab diese Wandlung über Nacht? Die einen sagen, es ist die Jugend, die rasch vergißt und die vom Jauchzen bis zum Jammern nur einen Schritt tut. Aber in den Reihen derer vor Langemarck und Dixmude, vor Bixschote und Gheluvelt standen neben den Jungens die alten Landwehrleute, neben den Schülern die Lehrer, neben dem Lehrling der Meister, neben dem ersten Flaum über den Lippen der struppige Bart zahlreicher Semester. Sie alle entzündete das gleiche Feuer, sie alle drückte die gleiche Last zu Boden. Es ist der Moment der Gefahr, der den Menschen über die Niedergeschlagenheit hebt, sagen wieder andere. Nun, oft genug bemächtigte sich mitten im heftigsten Kampfgetümmel ohne einen erkennbaren besonderen Grund das Gefühl der Ohnmacht ganzer Reihen und ließ sie zurückweichen, und ebenso oft traten sie weit von rückwärts aus ungefährdeter Stellung mit jenem unbändigen Willen zum Hindurchgelangen an, der sie den Tod verlachen ließ und keinen Augenblick lang in allen Stunden des Gefechts von ihnen wich. Es ist die Charakterstärke des einzelnen, die sich auf die Gemeinschaft überträgt, und

die Willensschwäche, die ganze Bataillone ansteckt, sagen noch andere. Aber oft wichen Truppenteile, die tags zuvor sich glänzend geschlagen, ohne besonderen Grund am nächsten Tage, und ebenso fochten andere Formationen mit einer Todesverachtung, die als zu niedergeschlagenen Stimmungen neigend bekannt waren. Es ist der Wille des Führers, sagen wieder andere, der an einem Tage sich stärker durchsetzt als am andern, je nachdem wie er zu wirken vermag. Wenn dem so wäre, dann hätten Truppenteile, deren Führer gefallen, sofort in ihrem Verhalten eine Änderung zeigen müssen. Sie taten dies, solange die mangelnde Kriegserfahrung ihrem spontanen Handeln Grenzen setzte, und sie stritten auch ohne Führer und unter neuen Führern, als die ersten Kampftage die Mängel der Ausbildung durch blutige Belehrung ersetzt hatten.

Wie, soll denn alles dies ohne Gesetz sein und nur dem Zufall oder dem psychologischen Chaos gehorchen? Es hieße sich am Geiste jener Freiwilligen versündigen, wollte man das annehmen. Charakter, jugendliche Stimmungsmomente, Führerenergie und die Wirkung der unmittelbaren Gefahr mögen ihren großen Anteil am jeweiligen Verhalten einer Truppe haben. Ausschlaggebend sind sie ebensowenig wie sie die einzelnen Vorgänge zu erklären vermögen. Das, was über allen diesen Momenten steht und erst den Boden für die Auswirkung des einen oder andern dieser Begriffe abgibt, ist die Kameradschaft.

* * *

Es wird nötig sein, den Begriff näher zu bestimmen, denn es scheint zum Beispiel unangebracht, von Kameradschaft zu sprechen, wenn eine Truppe das Schlachtfeld unter Zurücklassung von Verwundeten und Sterbenden geräumt hat, oder wenn eine Handvoll Versprengter weit hinten bei den großen Bagagen aufgegriffen wird und mit allen Mitteln der Disziplin nach vorn geführt werden muß. Aber man versetze sich einmal einen Augenblick lang in die Seele einer solchen Truppe. In den Minuten, in denen sie, nicht achtend des Stöhnens und Bettelns ihrer Verwundeten, zurückwich, hatte jene entsetzliche Macht über sie Gewalt, die Mut und Feigheit auflöst in jenen Zustand, den wir Panik nennen. Über ihn wird später noch zu sprechen sein. Hinter der Front, in den schützenden Gräben und Erdlöchern, weicht die Panik, und das dumpfe Gefühl des Geschehenen, das Gesicht der Verwundeten, das Bewußtsein des Verrats und die entsetzliche Qual des „Zu spät" lassen erst jene finstere Verzweiflung aufkommen, die man in Wahrheit als Todesstarre bezeichnen könnte. Eine solche Truppe würde, wenn sie das Gefühl der

Kameradschaft nicht besäße, am nächsten Morgen nicht mit einer Todesverachtung stürmen, die am Tage zuvor niemand in diesen Männern gesucht hätte. Und woher stammt denn das verlegene Umherstreifen und das vor Scham und Zorn über sich selbst In-die-Erde-sinken-wollen jener Trupps von Versprengten? Allein aus dem Gefühl der Schande? Ist nicht das Im-Stich-lassen der Kameraden eine viel heißer brennende Wunde?

Man wird also die Stärke des Kameradschaftsgefühls nicht allein in den Augenblicken messen dürfen, wo unmittelbar der Kamerad dem Kameraden ein Opfer bringt. Vielmehr wird man auch bei solchen Handlungen und Stimmungen den Einfluß der Kameradschaft erkennen können, die nach außen hin das gerade Gegenteil zu kennzeichnen scheinen.

Wenn man nun erst erkannt hat, daß der Begriff der Kameradschaft nicht ohne weiteres mit dem einer großen und schönen Tat verknüpft zu sein braucht, sondern daß er etwas gänzlich von äußeren Geschehnissen Abstrahiertes ist, so wird man sich auch davon überzeugen, daß die Kameradschaft unter Umständen für irgendeine Wendung des Gefechts nachteilig wirken kann. Am besten wird dies ein Beispiel zeigen. Eine Kompagnie liegt im schwersten Feuerkampf. Die Verluste steigen von Minute zu Minute. Schon ist mit Sicherheit der Augenblick zu errechnen, an dem die Führer die Gewalt über die zusammenschmelzende Truppe verlieren werden. Plötzlich schreit einer: „Wir müssen zurück!" Die Augen der am Boden Liegenden richten sich auf den Rufer, der sich anschickt, aufzuspringen und in den Schutz einer etwa fünfzig Meter rückwärts liegenden Straße zu laufen. Wäre es irgendein Unbekannter gewesen, die wenigsten hätten sich darum bekümmert, man hätte ihn laufen lassen. Aber es ist einer ihrer besten Bekannten, mit dem sie tagaus tagein zusammengewesen. Eine Sekunde lang ist ein innerer Zwiespalt, ob das Gefühl der Kameradschaft den einzelnen zum Ausharren bei den andern bewegt oder ob dasselbe Gefühl die andern dem einzelnen blindlings nach rückwärts folgen heißt. Das psychologische Moment wirkt zugunsten des einzelnen, die ganze Gruppe eilt zurück, andere folgen, die Führer sind gefallen. Und nun im Lauf bemächtigt sich ihrer das Gefühl der Panik. Sie achten des gleichen Kameraden, dem sie eben gefolgt, nicht, wenn eine Kugel ihn hinstreckt. Vielleicht wenn sie eine Sekunde länger ihm widerstanden hätten, hätte das gleiche Gefühl der Kameradschaft ihn umkehren geheißen und das Gefecht hätte eine neue Wendung genommen.

* * *

Wenn man sich das eben Gesagte vergegenwärtigt, so sieht man, daß unter einer Truppe, die durch das feste Band der Kameradschaft zusammengehalten ist, eine panische Stimmung zwar seltener entsteht, daß sie aber, wenn sie einmal entstanden ist, zu viel weitergehenden Folgen führen wird, besonders in ihrer unmittelbaren Nachwirkung. Man braucht aber nur den Einfluß der Kameradschaft auf die entstehende und vorübergegangene Panik zu ermessen, um den wesentlichsten Teil der Panik selbst zu erklären. Jeder, der im Kriege gewesen, kennt sie. Sie ist eine der furchtbarsten Erscheinungen des menschlichen Lebens und insbesondere des Krieges, in dem sie am ehesten ihre Voraussetzungen findet. Schon beim einzelnen Menschen ist die Schreckhaftigkeit etwas Unschönes, Abstoßendes, Beängstigendes. Wenn aber plötzlich aus einem meist gar nicht erkennbaren Anlaß eine ganze Truppe von diesem furchtbaren Gespenst befallen wird, das alle Grenzen der Freundestreue, der Disziplin, des Mutes und der Scham überspringt und den Menschen wie die Masse zu einem von häßlichen Instinkten beherrschten willenlosen Gefäß macht, das ist der Gipfel des Grauenhaften. Da hilft kein Zureden, kein Befehl, kein Bitten, kein Drohen. Das gleiche Gemeinschaftsgefühl, das den Menschen Minuten früher noch über das Menschliche hinaus zum Heldenhaften getragen hat, verwandelt sich in jäher Laune in sein Gegenteil und zerrt den Menschen von seinem Menschsein hinunter in die tiefsten Tiefen des Tierischen. Wer das Gesicht des Menschen in diesen Stunden mit Überlegung betrachtet, der ist erschrocken vor der plötzlich hereinbrechenden Erkenntnis, alles Bisherige könne nur das Ergebnis von Erziehung und Bildung, ein Firniß, sein und das Jetzige sei das Wahrhaftige und Natürliche. So erbärmlich kann keines Tieres Auge den Ausdruck der Todesangst wiedergeben wie das des Menschen, wenn ihn die Panik erreicht hat. Der Verstand entflieht, der Trieb der Selbsterhaltung allein herrscht fesselos und überwindet mit seiner plötzlich erwachten Urkraft jeden Nebeninstinkt. Das fliehende Tier sucht im Lauf die Möglichkeiten der Rettung zu prüfen — der in Panik fliehende Mensch stürzt sinnlos davon, prallt vor jedem neuen Schrecken zurück in anderer Richtung, stößt mit seinesgleichen zusammen, ohne den Vorgang zu begreifen und fällt irgendwo zu Boden. Seine verzerrten Lippen finden nichts anderes als das Stammeln irgendeines Gebetspruchs. Aber das ist dann nicht Beten und keine Sammlung, sondern eine tierische Reaktion auf die äußeren Vorgänge. Niemand vermöchte in solchen Augenblicken zu sagen, wo dasjenige geblieben ist, was wir die menschliche Seele nennen.

Soll man die Panik als Fortsetzung eines Normalzustandes bezeichnen, oder muß man den von ihr befallenen Menschen einen Kranken nennen? Wenn das erstere der Fall ist, warum kann man ihr Nahen dann nicht rechtzeitig erkennen und verhindern? Wenn sie eine Krankheit ist, wie kann man ihr dann entgegenwirken? Man mag ihre Erscheinung noch so genau untersuchen, niemals wird man sie so erkennen, daß man sagen könnte, aus diesem und jenem Grunde mußte sie gerade in diesem Augenblick eintreten, und durch diese und jene Maßnahme hätte man ihren Eintritt verhindern können. Sie ist weder eine Eigenschaft noch ein Zustand, sondern eine vorübergehende Erscheinung, die von bestimmten Faktoren in ihrem Anfang, ihrem Ausmaß und ihrer Beendigung abhängig ist. Wenn man auch diese Faktoren vielleicht ungefähr bestimmen kann, so wird man die Erscheinung selbst mit dem gewohnten Handwerkszeug der Psychologie kaum begreiflich machen können. Ihre Wirkungen schildern, heißt noch nicht ihr Wesen begreifen.

* * *

Am leichtesten ist man geneigt, sich das Entstehen der Panik (sofern man überhaupt in normalen Zeiten darüber nachzudenken gesonnen ist) so vorzustellen, daß nach einer bestimmten Überbelastung der Seele durch materielle Eindrücke, durch irgend einen äußeren Anlaß eine plötzliche Explosion eintritt, die sich im Nu nach allen Seiten ausdehnt. Diese allgemeine Vorstellung scheint nicht richtig zu sein. Einmal braucht die Panik gar nicht sofort von irgendeiner bestimmten Stelle ausgehend um sich zu greifen, sondern kann schon lange, ehe ihre Folgeerscheinungen nach außen in schrecklicher Weise sich offenbaren, an vielen Stellen die Kämpfenden zur Fortsetzung des Kampfes unfähig machen, ohne daß darum gleich eine Flucht zu entstehen braucht. Von der panischen Lähmung bis zur panischen Flucht ist noch ein bedeutender Schritt, und das zweite braucht gar nicht unbedingt die Folge des ersten zu sein. Panische Erscheinungen können sehr wohl in der Schlacht selbst an Ort und Stelle überwunden werden und bleiben unter Umständen vom Gegner ganz unbemerkt. Zweitens aber hieße es, die Erscheinung allzu sehr schematisieren und vereinfachen, wenn man gewissermaßen die „Norm des seelischen Druckes" bemessen wollte, deren Überschreiten beim Vorhandensein gewisser Nebenumstände unbedingt eine Panik zur Folge haben müßte. Gerade das bedingt ja den furchtbaren Charakter dieser Massenerscheinung und ihre Gefährlichkeit für jede Führung, daß ihr Ursprung ein vollkommen chaotischer ist, daß sie keinen Gesetzen bei ihrer

Entstehung gehorcht, ja, daß es oft sogar unmöglich ist, einen äußeren Anlaß zu erkennen. Wenn also das Maß des durch äußere Vorgänge ausgeübten seelischen Drucks auf eine Truppe nicht entscheidend für das Entstehen einer Panikstimmung ist, so sind doch ohne Zweifel seelische Voraussetzungen zu erfüllen, ehe die Panik ihr furchtbares Haupt erheben kann.

Die Panik entstammt dem ins Unnormale gesteigerten Trieb zur Selbsterhaltung, der eine Versammlung von Menschen wie ein Lauffeuer überfällt und jeglichen andern Trieb ebenso wie die Regungen des Verstandes einfach ausschaltet. Bewußt oder unbewußt geht ihr also die Todesfurcht voraus. Darum werden auch Situationen, die zur Todesfurcht besondere Veranlassung geben, ein günstiger Nährboden für die Panik sein. Dem scheint entgegenzustehen, daß oft im Kriege eine Panik ausgebrochen ist, wenn absolut keine Veranlassung zur Befürchtung irgendeiner besonderen Gefahr vorlag, so daß der Übergang vom Normalzustand zur Panik ganz ohne die Brücke der Todesfurcht vollzogen schien. Und doch wird in allen diesen Fällen der Keim zur Panik schon vorher vorhanden gewesen sein, sei es, daß sich eine bestimmte schreckliche Tatsache mit der Örtlichkeit verband, sei es, daß die Umstände des Geschehens unwillkürlich an ähnliche Ereignisse aus dem früheren Schicksal der gleichen Truppe erinnerten, sei es, daß eben eine besondere Gefahr in kürzerer oder längerer Zeit zu erwarten war. Die seelischen Voraussetzungen müssen unbedingt auf irgendeine Art erfüllt sein.

In erster Linie gehört aber die Erkenntnis der Panik in das Gebiet der Massenpsychologie. Die Unberechenbarkeit der Masse ist ein Faktor, mit dem jeder Staatsmann zu rechnen gewohnt ist. Der Heerführer glaubt sich dieser Notwendigkeit oft enthoben durch die militärische Schulung, deren wesentlichstes Ziel ist, eben jenes Unberechenbare in der Masse durch die Wirkung des Befehls zu überwinden. Aber eine mit den Erkenntnissen der Psychologie vertiefte Truppenführung wird ihre eingehende Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand richten müssen. Keine Truppe kann so durch den Zwang und die Gewohnheit des Befehls geschult sein, daß sie zum ziffernmäßig abzuschätzenden Gefechtswert wird. Allenfalls wäre ein annähernder Zustand dieser Art noch bei einer stumpfsinnigen Söldnertruppe zu erreichen, aber eine Armee, die von Idealen und dem Gefühl ihrer hohen vaterländischen Pflicht erfüllt ist, unterliegt in demselben Maße Stimmungsmomenten, wie das Gefühl der Zweckbestimmung anderen Einwirkungen erliegt. Die Abschätzung des Gefechtswertes einer Truppe darf sich nicht auf die Zusammenzählung der inneren

Widerstandskraft ihrer einzelnen Angehörigen beschränken, sondern muß ihre Empfänglichkeit für Eindrücke berücksichtigen, die in der Masse begründet sind. Und darum wird eine Truppe um so eher zur Panik geneigt sein, je schwankender die Stimmungsmomente in ihr sind, je krasser der Wechsel zwischen Handlungen der größten Tapferkeit und Lebensverleugnung und solchen der Zaghaftigkeit und der Selbstsucht ist. Eine Truppe, deren Mehrzahl aus Angehörigen gebildeter und innerlich kultivierter Kreise stammt, wird leichter einer Panikstimmung unterliegen als eine solche aus primitiven und urwüchsigen Schichten, weil bei den letzteren die Grenzen der Einwirkung durch Disziplin und Zwang viel weiter gesteckt sind.

Daß schließlich die Tageszeit eine Rolle spielt ist so selbstverständlich, daß es kaum besonders erwähnt zu werden braucht. Der gleiche Vorgang, der am Tage nicht die geringste Verwirrung anrichten würde, weil die menschlichen Sinne ohne Schwierigkeit seine Bedeutung erkennen können, vermag in der Nacht unerhörte Wirkungen hervorzurufen, weil die Sinne bei Dunkelheit geneigt sind, alles zu vergrößern und zu verzerren.

* * *

Vielleicht vermag man die Veranlagung einer Truppe zur Panik auch daran zu ermessen, wie die Einstellung der Mehrzahl ihrer Angehörigen zum Tode ist. Es kann sich da freilich nicht um die Einstellung handeln, die wie eine gewaltige Idee eine ganze Armee erfaßt, sondern darum, was jeder einzelne über den Tod als Ergebnis seines ganzen Werdegangs denkt. Niemals wird die Geschichte vergessen, welche heilige Begeisterung jene Jünglinge und Männer von 1914 erfüllte, wie unsäglich die Verachtung der Todesgefahr war und wie der Tod selbst als ein gern gegebenes Opfer für die Allgemeinheit aufgefaßt wurde. Es hieße sich am Geiste derer versündigen, die in den Feldern von Flandern ihre siebzehn lebensfrohen Jahre, ihre Zukunft und ihre Liebe zur Heimat opferten, wenn man ihr Sterben als einen Massenrausch bezeichnen wollte. Was jeder tat, das tat er aus sich heraus, und daß alle diese Einzelanschauungen in der Gemeinsamkeit des Blutens für die Heimat mündeten, ist die hehrste Offenbarung des Begriffes vom Vaterland. Aber dennoch war das, was sie über den Übergang vom Leben zum Tod dachten, nicht allein die Fortsetzung ihrer individuellen Lebensanschauung, sondern auch durch den übermächtigen Eindruck der besonderen Verhältnisse bedingt.

Nun ist es aber eine andere Sache, ob einer fortstürmend über das Feld im jauchzenden Vorgefühl des Sieges jäh hingestreckt wird, oder ob einer immer wieder vorübergehen muß an dem furchtbaren Tod seiner Kameraden. Wer den Tod von jeher als einen gottgewollten Abschluß des Lebens und den Beginn eines unsichtbaren, unbekannten, aber mit Zuversicht zu erwartenden neuen Seins zu betrachten gewohnt ist, den wird er auch in der schrecklichsten Form nicht seiner Sinne berauben. Wohl wird auch er aus dem inneren Gleichgewicht gebracht werden, aber immer wird noch ein Anker in seiner Seele sein, der es verhindert, daß er abgleitet vom Menschlichen bis in das allein Triebhafte des Tierischen. Ein wirklich frommer Mensch kann kein feiger Mensch sein, auch nicht für Augenblicke. Je mehr aber einer durch seine Lebensanschauung (oder auch durch den Mangel an einer Lebensanschauung) an das „Leben unter allen Umständen" gefesselt ist, um so eher wird es möglich sein, daß alle Nebenanschauungen, die nur das Ergebnis einer zeitlichen Einstellung sind, zurückweichen und das Triebhafte im Menschen bloßlegen. Ein Mensch, der ehrlich genug ist zu sagen: „Lieber in Schmach und Schande und behaftet mit allen körperlichen Gebrechen leben als tot sein," wird keiner Panik standhalten können.

* * *

Die Truppenführer aller Zeiten sind sich einig darüber, daß Nervöse und Phantasten die schlechtesten Soldaten sind. Was sie in jäher Aufwallung irgendeines todesverachtenden Gefühls, was sie im Banne irgendeiner in ihnen festgenisteten Idee erreichen mögen, das verderben sie mehr als dreifach durch ihren schlechten Eindruck auf die andern und durch die latente Gefahr, die ihre Unbeständigkeit bei jeder Krise des Gefechts darstellt. Die mangelnde Beherrschung ihrer Sinne ist die Hauptquelle jeder Panik. Ihr Unkengemurmel und ihr schreckhaftes Zusammenfahren noch lange vor der Gefahr hilft den Boden des Unheils auch bei den andern vorbereiten, denn niemals ist der Mensch empfänglicher für das Beispiel, das andere ihm in gutem oder in schlechtem Sinne geben, als wenn eine Gefahr bevorsteht. Es gab keinen Kompagnieführer im Felde, der nicht tagaus tagein gejammert hätte: „Wenn ich nur diesen und diesen und diesen nach Hause schicken könnte — wieviel besser ginge das Kriegführen mit den übrigen!"

Es wäre ungerecht, diese Leute als feige zu bezeichnen. Es gab Gelegenheiten genug, bei denen sich ihr Mut in einer Weise zeigte, der den andren Hochachtung abverlangte. Und wer bei einer Gelegenheit Mut

zeigt, den können zwei andere Gelegenheiten des Versagens nicht zum Feigling stempeln. Tapferkeit und Feigheit sind keine Eigenschaften, die man allein nach ihren äußeren Wirkungen beurteilen darf. In meiner Kompagnie befand sich ein Sachse, der, wenn er sie erhielt, vier gefüllte Kochgeschirre mit Graupensuppe aß und mit der gleichgültigsten Miene von der Welt im hageldichten Granatfeuer Zünder und Führungsringe sammeln ging, für die es damals ein paar Pfennige Finderlohn gab. Wenn ich ihn aber wegen irgendeiner Dummheit zur Rede stellte, zitterte er vor Angst und über seine dicken Wangen kullerten ein paar Krokodilstränen. Er war eben ein ausgesprochener Gemütsmensch. Ein anderer junger Kerl aus meiner Kompagnie versuchte sich immer vom Gang in die Stellung zu drücken. Wenn er aber erst auf dem Marsch nach vorn war und der erste Sperrfeuergürtel uns lärmend umfing, dann sah ich bei einem prüfenden Blick über die Truppe stets seine fest auf mich gerichteten Augen, die zusammengebissenen Zähne und ein krampfhaftes Lächeln, mit dem er mir versicherte: „Ich bin noch da, und ich bleibe auch!" Es kann kein Zweifel sein, wer der tapferere war, obwohl der Dicke mit Vergnügen in den feindlichen Graben gekrochen wäre, um sich dort ein Streichholz für seine ausgelöschte Pfeife zu suchen, während der andere schon zu zittern begann, wenn der Befehl zum Verladen an einen brenzlichen Frontabschnitt eintraf.

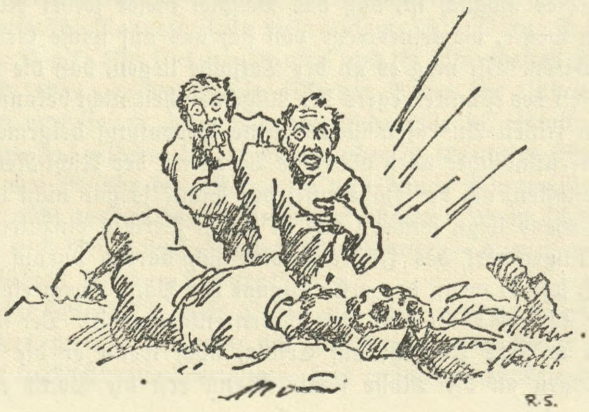
Aber ob tapfer oder feige: die Phantasie und die Nervosität sind zwei ausgesprochene Förderer der Panik. Soweit es möglich war, hat man auch stets noch festgestellt, daß die Veranlassung zu einer Panik von einem Phantasten oder einem Nervösen ausging und sofort von andern Leuten mit ähnlichen Eigenschaften aufgegriffen wurde. Freilich ist damit nicht erklärt, wie es möglich ist, daß das Beispiel dieser sofort Nachahmung bei andern weckte, die keineswegs von sich aus auf solche Gedanken gekommen wären. Oft mag es an der Tatsache liegen, daß die besonderen Eigenschaften des Panikerregers der Allgemeinheit nicht bekannt sind, und daß darum seinen Ausrufen übertriebene Bedeutung beigemessen wird. Um so unverständlicher wird aber das Verhalten der Nicht-Nervösen und Nicht-Phantasten, als der Höhepunkt der Panik ja gar nicht im Anfang ihres Entstehens liegt, sondern erst in ihrem Verlauf einzutreten pflegt.

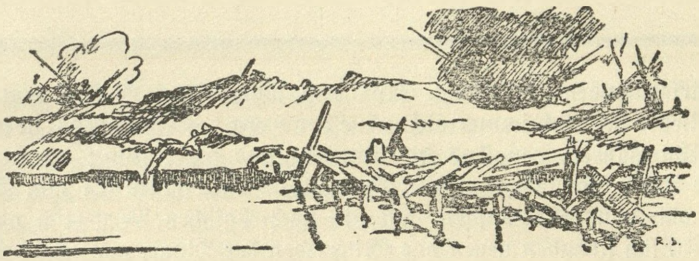
Das Augenmerk des Führers wird sich darum darauf zu richten haben, daß sofort, wenn das erste Signal der Panik durch einen Ausruf ertönt, der stärkere Wille dem schwächeren entgegentritt. Der stärkere hat immer die größere Aussicht auf Erfolg, auch wenn er die schwereren Anforderungen an die Masse stellt. Wenn erst die Panik einmal zur

Flucht ausgeartet ist, so gelingt kaum ein Einhalten vor dem Ende der Gefahrenzone.

* * *

Wer sich die Auswirkungen und die Voraussetzungen der Panik vergegenwärtigt, wird, soweit dies menschenmöglich ist, auch Vorkehrungen gegen ihre Erscheinung treffen können. Falsch wäre, solche Vorkehrungen dem Augenblick der Gefahr vorbehalten zu wollen. Eine Truppe, die gut exerziert, die gut schießt und sich geschickt im Gelände bewegt, die von einem frohen soldatischen Geiste beseelt ist und überhaupt jeder Anforderung des Krieges gewachsen zu sein scheint, mag dennoch nach den ersten harten Gefechten auseinanderbersten. Ein furchtbares Erlebnis kann genügen, den moralischen Halt zu zerbrechen, zehn Leute können unter tausenden sein, die im Frieden die besten und zuverlässigsten Soldaten schienen und im Kriege die geheimen Träger des Panikbazillus werden. Ein Führer, der nicht die psychologische Widerstandsfähigkeit seiner Truppe, den Grad ihrer Bildung, die Art ihrer Lebensanschauung, ihre Auffassung vom Tode und ihre Abhängigkeit von fremden Beispielen kennt, kann seine Truppe nicht in der Hand haben. Der Verlaß auf die starren Formen der Disziplin, das Vertrauen in die Begeisterung und die Kraft der Ideale, die Überschätzung des eigenen Willens im Augenblick der Gefahr haben in mancher Schlacht viel Unheil gebracht und manches junge Leben geopfert, das sonst uns erhalten geblieben wäre. Der heiligen Größe des Opfers geschieht kein Abbruch, wenn das gesagt wird. Es muß aber gesagt werden, damit für die Zukunft gewonnen wird, was in der Vergangenheit verloren wurde, und damit die Wahrheit in Ehren bleibt.





Yser.

Ein neues Blatt wird aufgeschlagen.

Von soviel unerhörtem Heldenmut muß hier geschrieben werden, daß die Feder kaum neue Worte zu bilden vermag, um das Sterben und Siegen der Regimenter aufzuzeichnen. Unmöglich scheint es, zehn Jahre nach diesem fürchterlichen Zusammenprall von starrem Siegwillen erfüllter Regimenter die lebendigen Farben des Blutes und des Feuers zu finden, um abermals die Not und die Größe jener Tage und Stunden nachzubilden, die im Geiste erlebt werden müssen, um das Geschehene ganz zu begreifen. Was hilft das Abwägen von Zahlen und Ziffern, das Vergleichen von Ortsnamen und Zeitangaben, das Bemessen des gewonnenen Bodens und die Nachprüfung der Entschlüsse der Führer, wenn in den Herzen sich nicht das grauenvoll majestätische Bild des lebendigen Geschehens entrollt? Wer nicht aus dem Herzen heraus dies alles zu begreifen vermag, dem wird es auf ewig verschlossen bleiben.

Oft sinkt die Feder ermattet nieder und sträubt sich gegen die ewige Wiederholung von Angreifen, Bluten und Sterben. Gleichwie jene zu Hunderten und Tausenden niedersanken auf den flandrischen Feldern und mit ihrem Herzblut das Wasser der Kanäle färbten, so wehrt sich der Geist gegen die anstürmenden Bilder und will im Gefühl der Ohnmacht dem Lärm und dem Grauen sich entziehen. Aber dann leuchtet aus Dunkel und Schicksalsbefangenheit die gleißende Flamme der Tat und durchbricht die kalten Nebel der dumpfen Ermattung mit ihrem hellen,

vorwärtsrufenden Lichtstrahl. Aus dem gigantischen Wechsel von Auf und Nieder hebt sich immer aufs neue der Berg des Geschehens, über den vor zehn Jahren, den Tod im Angesicht und die Zukunft im Herzen, unsere besten Söhne gewandelt. Wer will da nicht folgen bis zum Ende? Wer will, von der dumpfen Last des nachträglichen Vergeblich niedergedrückt, sich sträuben gegen das Miterleben der Dinge, wie es sich jenen dargeboten, als sie vom Gipfel des Lebensempfindens jäh hinabstürzten in den Tod?

* * *

Von den Kämpfen des III. Reservekorps im Küstenabschnitt nördlich Dixmude wird im folgenden zu reden sein. Von jenen Kämpfen, die zwölf Tage lang in unerhörter Wildheit über die wasserreichen flandrischen Felder sich wälzten und den verträumten Lauf der Yser zu einem menschenfresserischen Flußbett verwandelten. Von jenen Kämpfen, in deren lärmendem Verlauf die Wagschale des Sieges mählich sich zu neigen begann nach der Seite der Angreifer. Bis ein verzweiflungsvoll heroischer Entschluß dem König der Belgier eingab, lieber sein Land dem Meere zu vermachen als den unwiderstehlichen Stürmern. Bis die Elemente sich erhoben, aufgeschreckt aus träger Ruhe durch das Toben der Menschen. Bis das Meer aufstand, erzürnt über den neuen Geist der Unrast und des krachenden Lärms, und sich geräuschlos zwischen die Kämpfer schob. Bis an einem Tage, den sicheren Sieg vor Augen, die Deutschen zähneknirschend vom Feind lassen und bis zu den Knien und den Hüften im Wasser zurückwaten mußten durch die endlos gedehnte Fläche.

Damals nahm die Göttin, unbekümmert um die Ströme vergossenen Blutes, schweigend den Regimentern den Siegeszweig aus der Hand, den sie bereits mit den Fingern berührt. Damals wurde entschieden, daß die Schlacht zu keinem Durchstoß der feindlichen Front führen würde. Damals ertrank in den Wassern von Flandern die Hoffnung, den Krieg binnen kurzem zu beenden.

Von diesen Kämpfen und ihrem Ende wird hier zu reden sein.

* * *

Bis zum 19. Oktober hatte das von Antwerpen her in breiter Front den Belgiern folgende III. Reservekorps unter General von Beseler seine Aufgabe, die in der Verschleierung des Aufmarsches der neuen 4. Armee bestand, erfolgreich beendet und schob sich dann, der 4. Armee

unterstellt, in den Küstenabschnitt, um dort an dem allgemeinen Angriff der Armee gegen Ypern und die Yserfront teilzunehmen.

Die Bewegung wurde rasch und den kampfgewohnten Grundsätzen der vorzüglichen Regimenter entsprechend vollzogen. Am 20. Oktober war alles in den neuen Gefechtsräumen. Schon am 21. wurde der Angriffsbefehl erlassen. Es war der Tag, an dem das XXII. Reservekorps links vom III. Reservekorps gegen Dixmude anrannte, an dem das XXIII. Reservekorps zwischen Merckem und Bixschote, das XXVI. beiderseits Langemarck und das XXVII. westlich Becelaere mit dem verschanzten und ständig verstärkten Gegner rang. In kurzen entschlossenen Vorstößen, die von den Brigaden des III. Reservekorps den ganzen 21. Oktober über unternommen wurden, gelang es, an zahlreichen Stellen den Kanal zu erreichen, an anderen etwa ein Kilometer östlich davon Fuß zu fassen. Der Übergang glückte an diesem Tage nirgends. Die 4. Ersatz-Division stand auf dem rechten Flügel unmittelbar vor Westende. Ihre 13. Ersatz-Brigade, in den Dünen am Strande verteilt, hatte schwer unter dem Feuer englischer Schiffsgeschütze zu leiden und mußte jede Vorwärtsbewegung einstellen. Die Flachgranaten großer Kaliber faßten von der offenen Flanke in die Bataillone und störten jeden Nachschub mit Streufeuer. Lombartzyde und Nieuport lagen unmittelbar vor der Front, stark besetzt und einen harten Kampf verheißend. Die 5. Reserve-Division hatte mit ihren Spitzen auf der Straße von St. Pierre-Cappelle her den Raum westlich Schoore erreicht und konnte bereits das Wasser des Kanals erblicken. Aber hinter dem Kanal drohten die Maschinengewehre, und einzelne Granatsalven verrieten das Kommende mit dröhnendem Aufschlag auf den Wiesen von Mannekensvere. Die 6. Reserve-Division lag mit ihrem rechten Flügel wohl 5—600 Meter vom Kanal entfernt und berührte mit dem linken die große nach Osten ausholende Kanalschleife zwischen Schoorbakke und Tervaete. Dort hatten sich die Bataillone der 12. Reserve-Brigade verschanzt. Von Tervaete nach Süden bis an den Nordrand von Dixmude schlossen sich dann die Regimenter der 44., dem XXII. Reservekorps zugehörigen Reserve-Division an. Die Aufgabenverbindung zwischen dem III. Reservekorps und der 44. Reserve-Division war eine so enge, daß mit Absicht bei der Schilderung der Angriffe auf Dixmude die 44. Reserve-Division nicht einbegriffen wurde, um ihre Taten hier mit aufzuzählen.

Die Absicht des Generals von Beseler war, am 22. Oktober in aller Frühe die Kanalfront bei der großen Yserschleife einzudrücken, den Einbruchserfolg nach rechts und links zu erweitern und im Laufe des

Tages die feindlichen Linien ins Wanken zu bringen. Auch die 44. Reserve-Division ließ im Lauf der Nacht dem Generalkommando des III. Reservekorps mitteilen, daß sie am Morgen den Kanal in ihrem Abschnitt überschreiten werde.

Die Nacht verlief mit Geplänkel und Postenstehen.

* * *

Am frühen Morgen des 22. Oktober schickte sich der Gegner zu einer heftigen Abwehr an. Vom Meere her unterstützt, begann auf der ganzen Front eine wilde Kanonade, die bis tief ins Hintergelände schlug. Die Belgier verfügten offenbar über zahlreiche schwere Artillerie. Auf den Wiesen vollführten im Morgengrau die dunklen Schleier der Einschläge einen unheimlichen Tanz und machten eine gewaltige Musik dazu. St. Pierre Cappelle und Schoore zerbarsten unter dem wilden Anhieb der Granaten. Mit krachendem Lärm und Gepraſſel stürzte der Kirchturm von St. Pierre Cappelle zusammen.

Im Norden, dicht an der Küste, nahm das Tacken der Maschinengewehre und das helle Peitschen der Gewehrschüsse seinen Anfang. Bald brodelte es vor Lombartzyde und in der Richtung der viereckigen Türme von Nieuport. Mit träger Beharrlichkeit wälzte die Schlacht sich immer weiter nach Süden, so daß schließlich das heulende und prasselnde Konzert wie eine undurchdringliche Wolke aus Schall und Rauch sich über den ganzen Abschnitt legte. Mit unbekümmerter Zähigkeit machte sich die englische Artillerie daran, jedes ihren Rohren erreichbare Dach zusammenzuschießen. Und sie tat gründliche Arbeit. Auf den Dämmen und Deichen lagen die erhitzten Gewehrläufe und spieen Kugel auf Kugel über die Wiesen und Kanäle. Die deutsche Artillerie blieb keine Antwort schuldig . . .

Der Angriff begann überall zur befohlenen Stunde.

Südlich Schoore, im Nordteil der großen Yserschleife, lag das Reserve-Infanterie-Regiment 26 unter seinem Kommandeur Oberst von Westernhagen unmittelbar am Wasser. In der Nacht war, so gut es ging, aus dem Hintergelände Schnellbrückenmaterial zusammengetragen worden. Mehr als Bretter, ein paar Fässer und Türen war nicht aufzutreiben. Aber es genügte schon. Kurz vor acht Uhr, die Schläfrigkeit des gegenüberliegenden Gegners ausnutzend, ging es den Damm hinauf, zum Wasser hinunter, hinein, hinüber. Im Handumdrehen waren ein paar Kompagnien drüben und breiteten sich rechts und links zu einer Brückenkopfstellung aus. Das erste Loch!



Westende Bad Phot. Heinr. Lichte & Co. Berlin



Ostende



Yserkanal



Schleusen von Nieuport

Oberstleutnant von Kummer, Kommandeur des anschließenden Reserve-Regiments 24, bat die Division sofort um Genehmigung, seinerseits anzugreifen. Eine Stunde später waren auch Teile von 24 über das Wasser. Das zweite Loch!

Da aber erwachte der Gegner und fuhr jäh in die Höhe.

Ein wütendes Gewehrfeuer spie von allen Seiten auf die Übergegangenen. Da aber das Wasser beiderseits von einem Treideldamm eingesäumt war, gelangten immer neue Gruppen hinüber. Sie hockten diesseits der Böschung, und sobald sie den Versuch machten, über den westlichen Damm hinüber zu klettern, kämmten die feindlichen Maschinengewehre über die Angreifer, daß ihnen Hören und Sehen verging.

Unterdessen bemühten sich die Hinübergelangten, weiter vorzudringen. Unmittelbar am Kanalufer war die erste feindliche Stellung, wenige hundert Meter dahinter die zweite, dazwischen ein Gewirr von Gräben, Hindernissen, Wasserläufen und Hecken. In zäher Langsamkeit, jeden Schrittbreit Boden nur mit Blut verkaufend, gingen die Belgier von fünfzig zu fünfzig Metern kämpfend zurück. Aber bis zum Bahndamm, der zweiten feindlichen Hauptstellung, mochten es wohl vier bis fünf Kilometer sein, und noch waren erst in weiter Ferne die Pappeln der Straße von Schoorbakke nach Pervyse zu sehen. Dort, wo am Horizont die roten Dächer der Häusergruppen durch das Grün blickten, das mußte Pervyse sein, wo Bahndamm und Straße sich kreuzten. Jeder Reservist konnte sich an den Fingern abzählen, daß, wenn das Gefecht im bisherigen Tempo und mit den bisherigen Verlusten weiterging, nicht ein Gewehrlauf und nicht eine Bajonettspitze das Nest erreichen würden. Zudem war weder rechts noch links irgend etwas von einem Übergang benachbarter Truppenteile zu erkennen.

Und dann mischte sich die feindliche Feldartillerie ein! Belgier und Engländer erkannten, daß sie mit ihren Maschinengewehren die Übergangsstellen wegen der Dämme nicht richtig fassen konnten. Den Haubitzen gelang das besser. Haushohe Fontänen sprangen aus dem Wasser auf, und zwischen den Böschungen lärmte der zerreißende Krach der Granaten. Die kümmerlichen Stege zersplitterten wie Kinderspielzeug. Da schwammen die Reservisten durch das Wasser und suchten sich die Stellen aus, wo die feindliche Artillerie eine Lücke in ihrem Feuervorhang ließ.

So verging unter andauernden schweren Kämpfen der Vormittag des 22. Oktober bei trübem Herbstwetter.

Generalleutnant von Schickfus und Neudorff, der Kommandeur der hervorragenden 6. Reserve-Division, versuchte, den Erfolg der beiden Reserve-Regimenter 26 und 24 kräftig auszunutzen und schob alle irgendwie verfügbaren Teile der Division hinter die Übergangsstelle. Aber das feindliche Artilleriefeuer nahm immer mehr zu und verhinderte das Übersetzen größerer Verbände.

Bei anbrechender Dunkelheit waren im ganzen etwa zweieinhalb Bataillone drüben. Erst ein einziges Maschinengewehr hatte mit unsäglicher Mühe nach jenseits getragen werden können. Diese kleine Truppe wehrte sich verzweifelt gegen die konzentrische Feuerwirkung des Gegners, der alles daransetzte, die lästigen Eindringlinge zu beseitigen. Das Feuer wurde unerträglich. Eine Zeitlang erwogen die Regimenter die Zurückziehung ihrer übergegangenen Teile. Aber die Division bestand auf unbedingtem Festhalten am jenseitigen Ufer, weil die 5. Reserve-Division, die tagsüber überall dicht an den Kanal herangekommen war, für die kommende Nacht den Übergang an drei Stellen plante. Das Unternehmen wäre von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt worden, wenn die 6. Reserve-Division ihren Tagesgewinn wieder preisgegeben hätte.

So blieben die Bataillone drüben, und die Division bereitete durch Verstärkung und Heranführen der Artillerie den Übergang neuer Verbände vor . . .

Die Nacht zum 23. Oktober verging stürmisch. Das tastende Suchen flackernder Leuchtkugeln erhellte die Kanalböschungen und das westliche Vorgelände mit gespensterhaften Reflexen. Ab und zu brüllte plötzlich der Gefechtslärm in wilder Heftigkeit los. In das Klatschen der einschlagenden Kugeln vermischte sich der jähe Donnerschlag vom Nachthimmel herabfallender schwerer Granaten. Blutrot leuchteten ihre Feuergarben. Bleich floß die Yser zwischen ihren zerwühlten Ufern hin. Manch ein Körper trieb auf ihrem Grunde langsam zum Meere. Im Ostteil des Yserbogens, im Zentrum der 6. Reserve-Division, war nach mehrfachen vergeblichen Versuchen die Herstellung eines Laufbrückenstegs gelungen. Bei Nacht vermochte die feindliche Artillerie ihn nicht zu entdecken. Schattengleich glitten die Gestalten hinüber, eine hinter der anderen. Munition wurde nach vorn gebracht und etwas zu essen für die wehrlos dem feindlichen Feuer ausgesetzten Truppen in der ersten Linie. Das Streufeuer der Artillerie auf dem schmalen jenseitigen Streifen machte das Vorbringen der Munition zum verzweifelten Wettlauf mit dem Tode. Aber es gelang. Sobald wieder das bleichgrelle Licht der Leuchtkugeln aufflammte, warf sich alles zu Boden. Atemlos verstrichen die Sekunden

in unerträglicher Langsamkeit. Wenn der Flackerschein verglommen, ging es weiter durch das Gewirr der Gräben und Wasserläufe bis nach vorn, wo das Gekläff der Gewehre die Anwesenheit der vordersten Truppen verriet.

Immer wieder setzte der Feind zu nächtlichen Infanterieangriffen an. Der rasselnde Schleier der Granaten kündigte ihn jedesmal an. Im Schein der tanzenden Leuchtkugeln erkannten die eingeschanzten Reservisten undeutlich die heranquellenden feindlichen Reihen. Heraus aus den Läufen, was an Patronen noch da ist! Die Dunkelheit verschlang alles. Neu aufglühende Leuchtkugeln verrieten im Vorfeld hier und da einen reglosen dunklen Punkt. Die Gefallenen. Der Rest war geflohen. Wenn nur dies entsetzliche Artilleriefeuer nicht wäre, gegen das es kein Wehren gab! Eingraben war unmöglich wegen des Grundwassers. Ein paar kümmerliche Löcher, das war alles. Eine furchtbare Nacht . . .

Gleichwohl brachte die 6. Reserve-Division noch in der Nacht weitere zwei Bataillone über das Wasser und zog ihre Feldartillerie bis dicht an den Ostrand des Kanals.

Vor der 4. Ersatz-Division an der Küste und bei der 5. Reserve-Division zwischen Mannekensvere und Schoore hatte der Tag trotz schwerster Kämpfe keine Veränderungen gebracht. Auch die 44. Reserve-Division links von der 6. hatte keinen Erfolg. Die famose 6. Reserve-Division blieb an diesem Tage die erste und einzige, die den Kanal bezwungen . . .

* * *

In der Nacht kam General von Beseler zu der Überzeugung, daß der Versuch, mit der 4. Ersatz-Division im Küstenabschnitt die Yser zu erreichen und zu überschreiten, ein aussichtsloses Beginnen sei. Die feindlichen Seestreitkräfte verstärkten sich von Tag zu Tag und machten fast schon den Aufenthalt in den flachen Dünen zur Unmöglichkeit. Aus Brügge schleunigst angeforderte 15-cm-Kanonenbatterien zur Bekämpfung der Schiffe trafen erst im Laufe des 23. Oktober in Ostende ein und konnten am 24. den ersten Schuß abfeuern. Ihre Wirkung war gut, aber im Vergleich zu den vom Gegner herangezogenen Kräften viel zu gering. Es gab momentane Erleichterungen, aber nicht so viel Entlastung, daß der geplante Angriff auf Westende und Bad Nieuport erfolgversprechend hätte begonnen werden können.

Beselers Plan war, die 4. Ersatz-Division noch in der Nacht hinter die 5. Reserve-Division zu ziehen und an der Küste nur schwache Siche-

rungen zur Beschäftigung und Beobachtung des Gegners zu belassen. Die 5. Reserve-Division sollte dann den Übergang in Richtung auf Ramscappelle erzwingen und die 4. Ersatz-Division hinter sich herziehen, so daß die feindliche Küstenfront von Nieuport bis nach Bad Nieuport hinterrücks aufgerollt werden konnte. Der Plan war kühn, denn der Gegner, der von See her und von den Türmen Nieuports aus eine ausgezeichnete Beobachtung hatte, konnte die Entblößung des deutschen Küstenflügels sehr bald erkennen und durch einen kräftigen Angriffsstoß längs der Küste Beselers Absicht in einer Weise zu seiner eigenen machen, die für das III. Reservekorps verhängnisvoll werden mußte. Aber Beseler war kein Mann zögernder Entschlüsse. Die Befehle ergingen, die Linksschiebung der 4. Ersatz-Division begann mit der 9. Ersatz-Brigade unverzüglich im Schutze der Nacht.

Während das III. Reservekorps auf diese Weise den neuen Angriff vorbereitete, verlangte das Armeeoberkommando noch in der Nacht von Beseler die Hergabe der 4. Ersatz-Division, um sie hinter dem bei Becelaere schwer gefährdeten XXVII. Reservekorps als Armeereserve einzusetzen. Der Gedanke war ein ziemlich verzweifelter, denn bis die Division längs der ganzen Front der Armee von der Küste bis nach Becelaere marschiert, konnten im Süden längst folgenschwere Ereignisse eingetreten sein, während sich im Norden das Fehlen jedes einzelnen Gewehrlaufes bemerkbar machen mußte. Zudem trafen beim III. Reservekorps gerade in diesem Augenblick zuverlässige Nachrichten ein, daß die Belgier aus dem Raume von St. Georges gegenüber Mannekensvere im Abmarsch nach Nieuport begriffen seien. Diese Meldungen bestärkten beim III. Reservekorps die Auffassung, daß die Entscheidung auf seinem Frontteil nahe bevorstünde und durch festes Zupacken herbeigeführt werden müsse. Die 9. Ersatz-Brigade war schon im Raume von Mannekensvere und Schoore im Abschnitt der 5. Reserve-Division angelangt. Ein nochmaliges Abändern der Befehle in dieser Nacht mußte die stark angestrengte Truppe über Gebühr in Anspruch nehmen. Das Armeeoberkommando versagte sich den Gründen Beselers nicht und ließ ihm die 4. Ersatz-Division, allerdings unter der betonten Voraussetzung, daß baldigst im Norden ein durchschlagender Erfolg erzielt werden müsse, der auch das Zentrum und den Südflügel der Armee entlasten würde. Einige Landwehrformationen wurden an Stelle der 4. Ersatz-Division hinter das XXVII. Reservekorps im Süden geschoben. Beseler änderte seine Vorbereitungen in dem Punkte, daß er die an der Küste verbliebenen Teile der 4. Ersatz-Division, die 13. und 33. Ersatz-Brigade,

dort beließ, um mit ihnen bei dem zu erwartenden Durchstoß zwischen Nieuport und Pervyse kräftig von Nordosten gegen Nieuport nachdrücken zu können. In dieser Nacht wurde beim Generalkommando des III. Reservekorps kein Auge zugetan. Aber am Morgen des 23. Oktober waren alle Vorbereitungen getroffen, die Truppen über ihre Aufgaben im Klaren, die Munitionsvorräte ergänzt.

Der Kampf konnte beginnen.

* * *

Die 5. Reserve-Division hatte ihre Leistungsfähigkeit über- und die Stärke des Gegners unterschätzt. Nirgends gelang in der Nacht zum 23. der Übergang.

Am frühen Morgen wurden schwere Minenwerfer gegen das Kanalufer und die feindlichen Linien jenseits eingesetzt. Mit gemächlicher Fahrt trudelten die dicken Kaliber in hohem Bogen durch die Luft und fielen mit donnerndem Aufschlag auf den Kanalböschungen nieder, tiefe Löcher reißend und gewaltige Mengen von Erde und Rasen in die Höhe wirbelnd. Dichter Qualm legte sich über die ganze Stellung. Es schien, daß alles lautlos den verheerenden Hammerschlägen dieser Biester lauschte und an den Fingern sich die Minuten abzählte, die zwischen Leben und Sterben noch freigegeben. So oft aber die Minen ihr grausiges Spiel einstellten und einzelne Patrouillen über die östliche Kanalböschung kletterten, empfing sie ein verheerendes Schnellfeuer von allen Seiten, dem sie sich nur durch schleunigste Flucht hinter den Damm entziehen konnten. An manchen Stellen lagen die Gewehrläufe der Gegner, nur durch das Wasser getrennt, auf den Treideldämmen sich gegenüber. Mit Kopfschuß erledigten sich die Schützen von hüben und drüben auf kürzeste Entfernung, bei der ein Fehlschuß fast ausgeschlossen war. Blitzende und knatternde Reihen von Läufen säumten auf ganze Strecken die Böschungen hüben und drüben. Sobald einer getroffen, ließ er sich auf der dem Feind abgekehrten Seite hinübergleiten, und Sanitäter schafften ihn quer über das Feld zurück zu den Verbandplätzen in Schoore und Mannekensvere. Auch dieser Weg war abermals ein Gang mit dem Gevatter Tod. Ringsum spritzten die grauen Einschläge der belgischen Feldartillerie auf, und die Wölkchen der Schrapnells sprangen wie weiße Wattefetzen dicht über der Erde. Bald glichen ihre Scharen ganzen Herden weißer Lämmer. Manch einer, der am Kanal mit einem leichten Schuß davongekommen, mußte hier auf dem Rückweg daran glauben, umfangen schon von der Wiedersehenshoffnung mit denen daheim. Manch einer, der seinen

Kameraden in einer Zeltbahn durch das Gras schleppte, bezahlte die Treue mit dem Leben . . .

Um 10 Uhr morgens drang die 9. Reservebrigade am linken Flügel der 5. Reserve-Division bis zum Kanaldamm vor. Damit war das Wasser überall erreicht. Aber noch nirgends überwunden. An vielen Stellen zimmerte die Truppe sich aus allem möglichen Behelfsmaterial Schnellbrücken zusammen. Die meiste Aussicht für den Übergang schien bei der 9. Reservebrigade zwischen Schoore und Schoorbakke zu bestehen, weil hier schon die Front der bereits über die Yser gedrungenen Teile der 6. Reserve-Division begann. Einige Male wurde der Versuch von den tapferen Regimentern unternommen. Aber jedesmal prasselte aus den Häusern von Schoorbakke in ihre rechte Flanke ein so verheerender Feuerhagel, daß jede Bewegung hinter den Kanaldämmen erstickte. Das sofort angeforderte Feuer der schweren Mörser schaffte gegen Abend etwas Luft. Aber der Übergang gelang auch dann nicht . . .

Unterdessen hatte die 6. Reserve-Division in der nach Westen offenen Yserschleife den ganzen 23. Oktober über entsetzlich zu leiden. Verzweifelt wartete sie darauf, daß ihre rechten und linken Nachbarn, die 5. und die 44. Reserve-Division, ihrem Beispiel vom Vortage folgen würden. Nichts geschah. An eine Verpflegung der vorn liegenden Schützenlinien war überhaupt nicht zu denken. Sie lagen gänzlich abgeschnitten in ihren Löchern, wehrlos dem Feuerorkan ausgesetzt, den der wütende Gegner vom Morgen bis zum Abend über sie ausgoß. Mit der Anspannung der äußersten Kräfte bäumten sich Belgier und Engländer gegen den in ihr Fleisch gebohrten Pfahl. Niemand konnte die Verwundeten zurückbringen. Sie blieben in ihrem Blut liegen. Niemand konnte die Toten beiseite schaffen. Bald lag zwischen je zwei Lebenden ein Toter in der Schützenlinie. Niemand konnte mit dem Nachbar Verbindung aufnehmen. Auf gut Glück focht jeder Trupp für sich allein, Stunde auf Stunde, den ganzen Tag über, den Hunger in den Gedärmen, Dreck im Gesicht und an den Händen, Granateinschläge und hüpfende Schrapnells vor, neben und über sich, ohrenbetäubenden Lärm ringsum, den Tod vor Angesicht, das Leben gleich einer weit, weit entfernten Insel hinter sich. Aber das schlimmste war, daß die Munition ausging. Das andauernde Gefecht verschlang riesige Mengen von Patronen, deren Ergänzung ganz ausgeschlossen war. Das Heranschaffen war ein Spiel mit dem Tode, dessen Ausgang kaum zweifelhaft. Die paar Stellen, an denen der Übergang mit Stegen und Laufbrücken hergestellt und über Nacht verstärkt war, lagen unter einem derartigen Artilleriefeuer, daß kein Mensch hinüber oder herüber konnte.

Neue Stellen waren nicht erkundet, das wenige vorhandene Brückenmaterial ging zum Teufel. Die größten Teile der Reserveregimenter 26, 35, 20 und 24 waren wohl drüben, aber die Schlacht fraß sie langsam auf, immer eine ganze Handvoll mit einem Bissen. In der Nacht hatten das Generalkommando und die Division den Rückzug untersagt mit Rücksicht auf die Angriffsabsichten der Nachbardivisionen. Nun war es Tag, ein Rückzug im Angesicht des Gegners war sicherer Tod, kaum einer würde das Ufer erreichen, und wenn doch einer bis zu der Böschung gelangte, so riß ihn dort die Kugel ins Wasser hinunter. Der versprochene Übergang der Nachbartruppen aber blieb aus. Entsetzlich langsam kroch dieser blutige Tag über das Feld . . .

Mittags um ein Uhr erreichte das am linken Flügel der 6. Reserve-Division stehende Reserveregiment 35 den Westrand von Tervaete. Das Dörflein liegt am südlichen Fuß der großen Yserschleife teilweise noch auf dem östlichen Ufer. Seine letzten Häuser stoßen schon an den Kanal. Unmittelbar hinter ihnen setzt die Straße von Keyem über Tervaete nach Stuyvekenskerke und Pervyse mit einer Drehbrücke über das Wasser. Sie war zerstört, aber ihre Wiederherstellung schien nicht allzu schwierig. Pioniere von der 1. Reserve-Kompagnie des 2. Pionier-Bataillons 24 und von der 1. Kompagnie des Pionier-Bataillons 3 standen hinter dem wütend beschossenen Ort bereit, um sofort mit der Ausbesserung der Brücke beginnen zu können, wenn die Infanterie die Brückenstelle einigermaßen fest im Besitz haben würde. Aber der Gegner wich nicht vom jenseitigen Uferrand und zwang die 35er, sich in den letzten Häusern von Tervaete festzusetzen und von dort aus den Feuerkampf zu führen.

Wie einen Übergang für die Feldartillerie schaffen, ohne deren unmittelbare Mitwirkung den in der Yserschleife festgebannten Bataillonen kein Vor und kein Zurück möglich war?

Der Divisionsbrückentrain wurde bis nach Keyem vorgezogen und wartete mit angeschirrten Pferden auf Befehl zum Heranfahren an die Yser. Noch war man sich über die geeignetste Stelle nicht schlüssig. Pioniere erkundeten mit zahlreichen Patrouillen längs des Wasserlaufes. Die kanalisierte Yser hatte fast überall die ansehnliche Breite von 20 bis 30 Metern, das Pontonieren war also an sich schon keine Kleinigkeit, aufs äußerste aber erschwert durch das anhaltende feindliche Artilleriefeuer. Wie würde das erst werden, wenn der Gegner die deutsche Absicht erkannte und ein konzentrisches Scheibenschießen auf die Brückenstelle eröffnete? Die rechts und links der Yser sich hinziehenden Treideldämme mußten durchstoßen oder durch Anfahrten für Fahrzeuge passierbar ge-

macht werden. Das erforderte Zeit und Opfer und mußte dem Gegner frühzeitig die Brückenstelle verraten. Schließlich war doch klar, daß er nur darauf wartete, wo die Deutschen den Versuch zur Herstellung einer Brücke machen würden, um sich mit voller Wut auf die Vermessenen zu stürzen. Der Wechsel zwischen Ebbe und Flut, der selbst hier, etwa 15 Kilometer von der Küste entfernt, immer noch Schwankungen im Wasserstand von etwa einem halben Meter verursachte, war eine weitere Erschwerung für das Pontonieren.

Endlich entschied man sich für eine Stelle etwa 800 Meter nordöstlich von Tervaete, wo die von Keyem herankommende Straße zum erstenmal das Wasser berührt, um dann längs des Kanals nach Tervaete hineinzulaufen. Man hatte hier den Vorteil der befestigten Anfahrt für die Artillerie und die Fahrzeuge und war dabei noch an einem Punkte, der dem Gegner soweit wie möglich abgekehrt lag. Die 1. Kompagnie des Pionier-Batls. 3 und die 1. Res.Komp. des 2. Pionier-Batls. 24 unter Oberleutnant Corvers wurden mit dem Bau der Pontonbrücke beauftragt, sobald das feindliche Feuer ein Heranziehen des Brückentrains aus Keyem gestatten würde. Bis dahin war aber noch gute Weile. Einstweilen konnte sich kaum ein einzelner Mann, geschweige denn die unförmige, an den Verlauf der Straße gebundene Masse eines Brückentrains, diesseits Keyem zeigen. Die Pontons wären im Handumdrehen in Siebe verwandelt worden. Und damit ist schlecht Brücken bauen . . .

So brachte der 23. Oktober nirgends eine wesentliche Veränderung der zum äußersten gespannten Lage beim III. Reservekorps. Beselers Hoffnung, an diesem Tage die Entscheidung zu erzwingen, wurde getrogen. Die Verlustziffern schwollen zu schreckenerregender Höhe an. Die Armee verlangte eine rasche Entscheidung. Die Truppen litten unsäglich bei schlechtem Wetter, Mangel an Munition, Mangel an Verpflegung und unter dem Druck eines wahnsinnigen Feuers. Wenn nicht in kürzester Zeit die 6. Reserve-Division durch ihre Nachbarn aus ihrer verzweifelten Stellung befreit wurde, so mußte auch dieser unter furchtbaren Opfern erkaufte Gewinn wieder verloren gehen . . .

Abermals begann eine Nacht mit dem schemenhaft grünlichen Flattern der Leuchtkugeln, dem glühenden Purpur der Brände und dem gelben Aufflammen der Granateinschläge, umsäumt von zuckenden Blitzen der Gewehrläufe. Ein sternklarer Himmel stand schweigend und kalt darüber . . .

* * *

In dieser Nacht vollzog sich das Werk.

Auf der Straße von Keyem rasselten die schattenhaften Gestalten der Pontonwagen heran. Ab und zu bäumten die Pferde in den Strängen, wenn rechts oder links mit dumpfer Erschütterung und rotem Aufflammen eine Granate einschlug oder wenn geradeaus auf der Straße der klirrende Lärm aufbrüllte. Im Trab wurde die Brückenstelle erreicht.

Eine seltsame Erregung vibrierte in der Nacht. Und doch war keine ängstliche Hast. Alles vollzog sich wie auf dem Exerzierplatz. Jedesmal, wenn die dicht am Kanal stehenden Geschütze mit grellen Flammen und in die Nacht hinauffahrendem Donnerschlag ihre Geschosse absandten, tauchte im Blitzlicht des Mündungsfeuers die emsige Schar der schwarzen Gestalten auf. Die Wagen wurden entladen und rasselten zurück. Balken schichteten sich zu Stapeln. Gleich unförmigen Leibern von Ungeheuern blähten sich die Pontons im Grase, eines neben dem andern. Und die Trupps begannen die Arbeit. Still rauschten die Pontons durch das Ufergras ins Wasser, Gestalten sprangen hinein, ein paar gedämpfte Kommandos, mit kräftigem Stoß glitt der schwerfällige Keil zum andern Ufer. Spaten und Kreuzhacke bauten die Anfahrt. Aus vierzig keuchenden Lungen drang der Atem der Anstrengung. Dann schob sich das erste Ungetüm vor die Brückenstelle. Emsige Hände legten Balken darüber. Gedämpft stieß Holz auf hohl klingendes Metall. Und dann die Bretter. Alles wie am Schnürchen, alles mit planmäßiger Eile, ohne jede Überhastung. Als wachse die Brücke in stetem Tempo hinüber zum andern Ufer, fuhr Ponton auf Ponton in die Brückenlinie, schoben die Balken, fünf immer in einer Reihe, sich darüber, klapperten die Bretter. Alles Glieder in einer fließenden Bewegung, alles durchdacht, alles erprobt, alles bewährt, alles wie daheim auf dem Wasserübungsplatz . . .

Plötzlich drei-, vier-, fünf-, sechsmal dies scheußliche Gekläff in der Luft, sechs grelle Blitze, die die Augen für eine halbe Minute blenden. Wie aus einem ungeheuren Behälter goß sich ein Regen von Bleistücken prasselnd aus dreißig Meter Höhe und durchlöcherte mit lautem Knall den Bretterbelag.

Einen Augenblick Stockung. Es hat Verwundete gegeben. Stöhnend wurden ein paar über die Brückenbahn zurückgeschleppt. Kein Ponton war durchlöchert, die Brücke hielt. Aber eine verfluchte Sache, im Exerzierschritt zu pontonieren, wenn jeden Augenblick . . .

Ganz fern rumpelte das, als ob ein Riesenweib eine Anzahl gewaltiger blecherner Milchkannen mit einem Fußtritt umwerfe. Drei Sekunden lang ein mit ungeheurer Geschwindigkeit heranfahrendes, vom feinen

Zirpen zum heiseren Gebrüll anschwellendes Zischen. Urplötzlich ein Aufhören und gleichzeitig vierfaches Blitzlicht . . . Blenden . . . Verglimmen . . . Blaffen . . . Niederprasseln . . . Klatschen . . . Ruhe . . . wer hat da gelärmt? Vorbei. Alles auf der Brücke macht eine tiefe, tiefe Verbeugung, und vom Balkentrupp, der gerade das erste Brückenglied betreten . . . Hand vor Hirn, links zwei drei vier . . . läßt einer den Balken fallen, daß der Nebenmann mit einem Fluch zur Seite springt. Einen Balken von acht Meter Länge und 8 × 12 cm Stirnmaß verträgt schmerzlos keine Zehe . . .

Ob nun der Gegner die Brückenstelle erkannt hat? Aber wie denn, mitten in der Dunkelheit? Das ist doch unmöglich! Ob er vielleicht Geräusche gehört? Ob er am Tage die Pionierpatrouillen beobachtet? Ob er in seinem eigenen Hirn kombiniert hat, daß die Deutschen es wohl am ehesten hier an dieser Stelle versuchen würden?

Müßige Fragen. Links zwei drei vier . . . der Balkentrupp . . . der Rödeltrupp . . . der Brettertrupp . . . die Belageindecker . . . hoch aufgerichtet steht der Offizier auf der Brückenspitze. Bald vermag er mit einem großen Sprung das andere Ufer zu erreichen. Aber er wird es nicht eher betreten, bis seine Brücke hinübergewachsen.

Irrlichter schillern in der Nacht, als sei dort vorn ein brodelnder Sumpf. Mit langgezogenem hellen Singen fahren verirrte Kugeln hoch über den Kanal. In der Dunkelheit der Felder springen mit sonorem Gebrüll und schrillem Krach die Granaten umher. Ruhig und zielbewußt hämmern die Abschüsse der Feldartillerie längs des Kanalufers. Als lägen dort im Dunkel der Hecken bissige Hunde, die ab und zu in die Nacht hinaufbellten aus traumwirrem Schlaf, indes ihr Giftatem eine feurige Lohe hervorstieß . . .

Ein Offizier von der Feldartillerie fragt an, ob seine Batterie über die Brücke fahren kann. Bei der Anfahrt der Geschütze setzt ein so heftiger Überfall mit Schrapnellfeuer ein, daß die Batterie schleunigst von der Straße hinweg wieder ins Feld muß. Ein paar Gäule bleiben in ihrem Blut liegen und werden ausgeschirrt. Einer zweiten Batterie geht es ähnlich. Unbedingt ahnt der Gegner den Brückenschlag an dieser Stelle. Oder ob er nur auf die Straße zwischen Keyem und Tervaete hält? Auch möglich — aber Feuer ist Feuer, jede Granate krepiert zu ihrer Zeit und jedes Schrapnell hat einen Zeitzünder. Sie fragen nicht viel, was darunter ist . . .

Gegen Morgen — den Pionieren verging die schillernde Nacht wie im Fluge — immer noch bei völliger Dunkelheit, schreiten lange Infan-

teriekolonnen zu einem über die Brücke. Aus dem Dunkel tauchen sie, ziehen wortlos vorüber, klappern über den Holzbelag, tief vornüber gebeugt, treten ans andere Ufer, das Dunkel verschlingt sie. Ob es Menschen sind, ob Schatten . . . die Brücke fragt nicht danach. Kaum daß die Überfälle mit Schrapnells eine Unterbrechung hervorrufen.

Die Artillerie überzusetzen gelingt nicht, das starke Feuer macht die Pferde verrückt, die Gefahr, daß ein Unglück die ganze Brücke ruiniert, ist zu groß. Vielleicht gegen Morgen. Endlich muß ja die blöde Schießerei einmal aufhören . . .

Die Pioniere stehen unterstrom im Ponton, den Staken in der Hand. Und während die Augen den geisterhaften Marsch über die Brücke zu begreifen suchen, während die Ohren halb unbewußt auf die seltsam verworrenen hundertfältigen Geräusche dieser Nacht hinlauschen, rechnen die Gedanken mit sorgfältiger Überlegung aus, wer morgen am Tage die Brückenwache haben wird.

Das wird, bei Gott, kein Kinderspiel werden . . .

* * *

Am frühen Morgen des 24. Oktober hatte die 6. Reserve-Division ihre gesamte Angriffsinfanterie über den Kanal gesetzt, ohne daß nach vorn Gelände gewonnen war. Auf dem engen Raum im Innern der Yserschleife drängten sich die Bataillone. Nun hieß es angreifen oder sterben.

Endlich, endlich war auch dem rechten Nachbar, der 5. Reserve-Division, im ersten Morgengrauen der Übergang an drei Stellen geglückt. Der überraschte Gegner erkannte die Veränderung zu spät und büßte es, daß er sich am Vortage unter dem heftigen Gewehrfeuer der Angreifer vom Kanaldamm in die Gräben nördlich Schoorbakke und südöstlich St. Georges zurückgezogen hatte. Wider Erwarten hatten die übergehenden Teil der 5. Reserve-Division im Anfang keine allzu großen Verluste. Ob die Kraft des Gegners schon nachließ?

In den ersten Morgenstunden war die Schlacht auf der ganzen Front wieder im vollen Gange. Im Zentrum, bei der 6. Reserve-Division, schritt der Angriff langsam von fünfzig zu fünfzig Metern vorwärts. Die Mitte der Division hatte als Richtungspunkt die Häuser von Pervyse mit ihren roten Dächern. Auf der von der 6. Reserve-Division nachts gebauten Pontonbrücke gingen am Vormittag starke Teile der 9. Ersatz-Brigade über und verbreiterten nach rechts die Einbruchstelle der 5. Reserve-Division. Nach kurzem erbittertem Kampfe fiel mittags Schoorbakke

in deutsche Hand. Das beseitigte eine unangenehme feindliche Flankenstellung und verschaffte der 5. Reserve-Division spürbare Entlastung. Am Mittag kam auch vom linken Nachbar, der 44. Reserve-Division, die erfreuliche Nachricht, daß sie seit acht Uhr morgens einige Bataillone über den Kanal gebracht habe, die im erbitterten Kampf um die Häuser von Stuyvekenskerke stehen. Nun war die Yser schon auf einer Breite von etwa acht Kilometern von Mannekensvere bis westlich Kasteelhoek überwunden, und alles deutete darauf hin, daß die Kraft des Gegners zu erlahmen begann.

Im Abschnitt der 5. Reserve-Division wurden morgens einige Leute gefangen genommen, nach deren Aussagen die 42. französische Infanterie-Division seit dem 20. Oktober aus der Gegend von Reims im Anrollen war und mit ihren Spitzen am heutigen Morgen bereits vor Nieuport stand. Soviel die Gefangenen wußten, sollte die Franzosendivision noch im Laufe des Vormittags im Küstenabschnitt angreifen.

Mit einem Schlage wurde durch diese Nachricht die gefährliche Lage des III. Reserve-Korps offenbar. An der Küste standen nur noch die 13. und 33. Ersatzbrigade der 4. Ersatz-Division, während die Schwesterbrigade, die 9., im Abschnitt der 5. Reserve-Division bei Schoorbakke focht. Die Schützenlinien an der Küste waren zudem durch das heftige Feuer der englischen Seestreitkräfte so behindert, daß sie sich kaum bewegen konnten. Die Entblößung des Nordflügels hatte Beseler nur unter der Voraussetzung vorgenommen, daß die Entscheidung vor der Front der 5. und 6. Reserve-Division binnen ganz kurzer Frist zum Reifen kam. Sie war am 23. nicht erfolgt und schien sich heute, am 24., langsam zu entwickeln. Aber niemand konnte sagen, ob sie schon unmittelbar bevorstand. Vielleicht hatte der Gegner durch Gefangene oder durch Einheimische die Umgruppierung der 4. Ersatz-Division erfahren. Vielleicht ermattete sein Widerstand im Zentrum nur in der sicheren Voraussicht, längs der Küste durch einen mit überlegenen Kräften ausgeführten Angriffsstoß die Front des III. Reservekorps umzubiegen.

Das III. Reservekorps hatte nur die beiden Möglichkeiten, entweder aus dem Zentrum Kräfte fortzunehmen und nach Norden zu werfen, oder den Ersatzbrigaden zu vertrauen und die Schnelligkeit der Entscheidung in der Mitte zu fördern. Beseler entschied sich für die letztere, zumal, wenn der französische Angriff tatsächlich noch am Vormittag erfolgte, die Auswirkung der eingeleiteten Gegenmaßnahmen zu viel Zeit in Anspruch genommen hätte. Die gesamte verfügbare schwere Artillerie

erhielt Befehl, ein kräftiges Zerstörungsfeuer auf den Raum östlich Nieuport zu legen.

Es waren böse Stunden für das III. Reservekorps. Jeden Augenblick wurde der Angriff aus Nieuport erwartet, indes in der Mitte und auf dem linken Flügel die deutschen Linien unter schweren Verlusten schrittweise sich in der Richtung nach dem Bahndamm vorarbeiteten. Die Wage der Schlacht stand auf der Kippe. Stunden mußten entscheiden.

Aber ob die Franzosen durch das Feuer der schweren deutschen Artillerie niedergehalten wurden oder ob sich die feindliche Führung gezwungen sah, Reserven zum Ausgleich der bedrohlichen Lage zwischen St. Georges und Stuyvekenskerke zurückbehalten: der Angriff gegen den Nordflügel erfolgte nicht, und die Besorgnisse des III. Reservekorps wichen allmählich einer zuversichtlicheren Auffassung.

* * *

Den ganzen Tag über lag die Brücke an der Straße von Keyem nach Tervaete unter schwerem Artilleriefeuer. Noch immer konnte die Artillerie nicht hinübergebracht werden, obwohl die Infanterie ein über das andere Mal ihre Unterstützung verlangte. Immer wieder wurden Protzen und Geschütze bespannt. Kurz vor der Anfahrt zur Brücke krachten die Granaten in die Gespanne und warfen Gäule und Fahrer mit zerrissenen Leibern durcheinander. Es ging nicht.

Unermüdlich klapperten die Infanteriekolonnen über die Bretter. Die Pioniere standen steil aufgerichtet in den Pontons, die Staken in der Hand. Alle zwei Stunden wurde abgelöst. Mit exakter Programmgebundenheit folgte Feuerüberfall auf Feuerüberfall. Bretter wurden ausgewechselt, Verwundete zurückgetragen. Neue Kolonnen gingen über.

Mittags, just bei einer Übergangspause, brach es in heiß aufheulendem Schwung von oben herab mitten auf die Brücke. Eine jähe Rauchwolke wirbelte empor, splitternder Krach zerriß die Luft. Balken und Bretter fuhren in wirren Fetzen davon. Das Menschengeschrei vernahm keiner.

Als der Qualm sich verzog, wurde das Unheil offenbar. Zwei gähnende Löcher starrten auf der Brückenbahn. Zwei Pontons versanken schwerfällig wie ertrinkende Ungeheuer im Wasser und rissen die Brückenbahn mit in die Tiefe. Ein paar Körper trieben langsam stromab und färbten mit ihrem Blut die Yser. . . .

* * *

Nach Wiederherstellung der Brücke gelang in später Abendstunde das Übersetzen von drei Feldartilleriebatterien. Auch die 5. Reserve-Division baute eine Pontonbrücke. Das Schrapnellfeuer verhinderte dort aber das Hinüberziehen der Geschütze.

Das Armeeoberkommando, das sich unterdessen überzeugt hatte, daß vor der Front des XXII., XXIII., XXVI. und XXVII. Reservekorps eine entscheidende Wendung nicht zu erwarten war, setzte seine ganze Hoffnungen auf die Fortführung des Angriffs des III. Reservekorps. Beseler erhielt den Befehl, im Morgengrauen des 25. Oktober unter allen Umständen aufs neue anzugreifen und im Laufe des Tages auf breiter Front die große Straße von Nieuport über Ramscappelle und Pervyse nach Dixmude zu erreichen. Die Straße verlief ungefähr im Zuge der Bahnlinie. So rückte der Frontabschnitt vor der 5. und der 6. Reserve-Division, dessen feste Eckpfeiler im Westen Ramscappelle und im Süden Pervyse bildeten, in den Brennpunkt der Schlacht. Ein verzweifeltes Anrennen der Regimenter gegen Bahndamm und Straße und gegen die Häuserreihen der beiden jenseits hervorschauenden flandrischen Dörfer begann, das in der Geschichte des ganzen Krieges seinesgleichen nicht findet.

Entsetzliche Schwierigkeiten bot das durch anhaltenden Regen aufgeweichte Gelände. Die Geschütze blieben im Schlamm stecken und vermochten sich weder vorwärts noch rückwärts zu bewegen. Ein Eingraben war unmöglich. Sofort sammelte sich das Grundwasser in den Löchern und durchnäßte die Reservisten vollkommen. Eingekeilt zwischen Bahndamm und Kanal lagen die Bataillone einem verheerendem Feuer ausgesetzt, das keine Minute lang aufhörte. Die Verluste nahmen in erschreckendem Umfang zu. Wasser und Kälte taten das übrige. Das waren schon keine Menschen mehr, die nun seit sechs Tagen ohne Unterbrechung auf diesem engen Raum von Angriff zu Angriff schritten. Vom Kirchturm von Pervyse aus hatte der Gegner eine vorzügliche Beobachtung über den ganzen Abschnitt und nutzte diese Gelegenheit gründlich aus.

Und dennoch schritt der Angriff über das blutgetränkte Feld weiter! Und dennoch reifte die Schlacht langsam zur Entscheidung!

Der Gegner mußte die am 23. bei Nieuport zum Angriff auf den deutschen Küstenflügel bereitgestellte 42. französische Infanteriedivision schleunigst gegenüber der 5. und 6. Reserve-Division einsetzen. Dadurch wurde wenigstens die Gefahr der nördlichen Umflügelung beseitigt. Ein französisches Infanterieregiment und ein Jägerbataillon rückten nach Per-

vyse mit dem Auftrag, die stark geschwächte 6. Reserve-Division über den Kanal zurückzuwerfen und dann die 5. von der Flanke zu fassen. Eine falsche Rechnung!

Im Laufe des Vormittags zogen 5. und 6. Reserve-Division unter unsäglichen Schwierigkeiten ihre ganze Feldartillerie über den Wasserlauf und setzten sie zu direkter Schußwirkung ein. Nun endlich fiel auch der Kirchturm von Pervyse. Unter dem Anhieb der Granatensalven zerlöcherte er wie ein Sieb und stürzte ein. Eine breite Rauchwolke blähte sich an seiner Stelle und verzog sich schwerfällig nach Süden.

Sehr zu schaffen machte den Bataillonen das Feuer der schweren feindlichen Artillerie, die im Südwesten hinter der Bahn links von Dixmude nach Furnes aufgestellt war. Haushoch bäumten sich die Einschläge und schleuderten zersplitternde Eisenmassen hunderte von Metern weit über das Feld. Der fürchterliche Krach betäubte die Ohren. Wenige Minuten später begannen schon die frisch aufgeworfenen Trichter sich langsam mit Grundwasser zu füllen.

Am Mittag schritt die 6. Reserve-Division (zum wievielten Male!) zum Angriff. Aus einer verzweifelten Stimmung heraus gingen die Mannschaften mit einer Erbitterung und Rücksichtslosigkeit vor, die durch nichts zu erschüttern war. Schlimmeres als der Aufenthalt auf diesem Hexentanzplatz konnte ja nicht mehr kommen.

Wenige Stunden später drang auch die 5. Reserve-Division nach Artillerievorbereitung vor. Der heftige Gefechtslärm zur Linken verriet, daß auch die 44. Reserve-Division, die sich mit ihren übergegangenen Infanteriekräften eng an den Kanal klammerte, sich den nördlichen Divisionen anschloß.

Da entbrannte die Schlacht zu infernalischem Getöse.

Blutend aus hundert Wunden, eingedeckt von einem irrsinnigen Geschoßhagel, taumelnd zwischen Tod und Leben, schritten die zusammenschmelzenden Bataillone Schritt für Schritt gegen Westen vor. Verzweifelt wehrte sich der Gegner und scheute keinen Bajonettkampf. Aber die Wut der Deutschen und der unzähmbare Drang, aus dem Dreck herauszukommen, behielten die Oberhand.

Um 6 Uhr abends war von der 6. Reserve-Division alles, was noch ein Gewehr halten konnte, im guten Fortschreiten auf Pervyse. Auch die 5. gewann Boden gegen Ramscappelle. Mit ingrimmiger Freude stellten die Reservisten fest, daß die schwere feindliche Artillerie hinter dem Bahndamm von Dixmude nach Furnes ihr Feuer einzustellen begann. Sie rüstete zum Rückzug!

Da trat auf dem linken Flügel der 6. Reserve-Division eine schwere Krisis ein, die einen Augenblick lang das ganze Ergebnis zu gefährden drohte. Die Verbindung mit der 44. Reserve-Division war in der Hitze des Gefechts verloren gegangen. Befehlsüberbringer konnten sich kaum durch den Dreck und das Feuer hindurcharbeiten. Das Wetter war unsichtig. Zudem dunkelte es schon stark. Ein jäher Schreck erfaßte die gegen Pervyse gewendete 6. Reserve-Division, als aus ihrer linken Flanke, ja, beinahe aus dem Rücken, ein prasselndes Infanteriefeuer in ihre gelichteten Reihen schlug. Die 44. Reserve-Division war am Mittag bis zur Kloosterhoek Fe. vorgedrungen und hatte sich dort festgesetzt. Aus nicht erkennbarem Grunde, offenbar aber unter dem Eindruck des heftigen Artilleriefeuers, gingen die Bataillone zum Kanal in die alten Stellungen zurück. Der Feind erkannte sofort die vorzügliche Gelegenheit, besetzte die Kloosterhoek Fe. aufs neue und richtete mit größter Schnelligkeit eine Front gegen die 6. Reserve-Division ein. Die Verwirrung bei dieser dauerte nicht sehr lange. Zähneknirschend mußte sie die Aussicht auf Eindringen in Pervyse fahren und ihre linke Hälfte die Front scharf nach Süden herumwerfen lassen. Die Bewegung vollzog sich unter stärkstem Feuer in musterhafter Ordnung. Eine Stunde später war die Krise für diesen Tag überwunden. Aber das Vordringen gegen Pervyse stand still, der Gegner fand Zeit, aufs neue zur Verteidigung des Ortes zu rüsten und weitere Truppenverbände heranzuziehen. Die Gewißheit einer neuen Nacht in diesem Hexenkessel tat sich auf. Die furchtbare Überanstrengung der Bataillone zeigte die ersten Folgen.

Auch das Generalkommando war sehr besorgt durch diese Wendung. Beseler war sich klar darüber, daß im Ringen um die Stellung zwischen Nieuport und Dixmude die Entscheidung bei Pervyse fallen mußte. Die 5. Reserve-Division war durch die drohende Flankierung des stark befestigten und besetzten Nieuport gebunden. Die 44. Reserve-Division führte den Stoß nicht mit der Heftigkeit, die zum entscheidenden Erfolg geführt hätte. So bildete Pervyse den Schlüsselpunkt. Mit der Einstellung des Angriffs auf Pervyse versank auch die Hoffnung auf die Gesamtentscheidung an diesem Tage. Der Zustand der Truppen gab Anlaß zu den ernstesten Befürchtungen.

Das Armeeoberkommando fragte am Spätabend an, was im Abschnitt los sei. Der Angriff werde bei Tagesgrauen fortgesetzt, antwortete das Generalkommando . . .

Und so geschah es.

Der 26. Oktober war der siebente Tag der Schlacht. Eine ganze Woche fast ununterbrochener Kämpfe, und die Bataillone hatten noch nicht einmal ausgewechselt werden können! Aber sämtliche Truppen rangen immer noch im Gefühle der unmittelbaren Entscheidung des ganzen Krieges. Das verlieh ihnen eine unerhörte Ausdauer.

Das Generalkommando befahl für den 26. Oktober: die 6. Reserve-Division bricht so früh wie möglich überraschend in Pervyse ein, breitet sich nach rechts und links am Bahndamm aus und zwingt dadurch den vor der 44. Reserve-Division stehenden Gegner zum Rückzug. Die 5. Reserve-Division, verstärkt durch die 9. Ersatzbrigade, führt den Angriff im engsten Anschluß an die 6., den Schwerpunkt auf ihren linken, an die 6. lehnenden Flügel legend und nach Norden gegen Nieuport sich staffelnd. Die 4. Ersatz-Division mit den ihr noch verbliebenen Ersatzbrigaden fesselt den Gegner durch örtliche Angriffe gegen die Front vor Nieuport und bis zur Küste hin. Die ganze schwere Artillerie konzentriert ihr Feuer auf die Einbruchsstelle der 6. Reserve-Division. 10 Uhr Angriffsbeginn.

Überall ging es vorwärts. Die 5. Reserve-Division geriet in ein heftiges Flankenfeuer aus der Richtung von Nieuport. Da zu befürchten war, daß der Feind von dort her einen Gegenangriff unternehmen würde, da aber das Generalkommando die Division nicht zum Schaden des gegen Ramscappelle gerichteten Angriffs schwächen wollte, erhielt die 4. Ersatz-Division Befehl, ihre abwartende Stellung aufzugeben und ihrerseits frontal gegen Nieuport anzugreifen. Um 1 Uhr begann dieser Angriff. In diesem Augenblick dampfte von der hohen See ein starkes englisches Schiffsgeschwader heran und richtete ein kräftiges Artilleriefeuer auf die in den Dünen vorgehenden Schützen. Sofort nahmen die bei Middelkerke eingebauten deutschen Kanonenbatterien die Abwehr auf. Einige Treffer ließen dicke Rauchwolken auf den Schiffen aufquirlen, ein Zerstörer trieb kampfunfähig im Wasser. Das wurde den Engländern zu bunt. Die ganze Flotte machte kehrt und nahm den unschädlich gemachten Zerstörer im Schlepptau mit. Inzwischen hatte aber die 4. Ersatz-Division den Angriff auf Befehl des Generalkommandos eingestellt und beschränkte sich darauf, den Gegner durch lebhaftes Feuer zu fesseln.

Um 3 Uhr erreichte das Reserveregiment 48 von der 5. Reserve-Division mit seinen Spitzen den Bahndamm von Ramscappelle. Im Bajonettangriff wurden die Belgier zurückgetrieben. Auf ihrem Rückzug in den Schutz der ersten Häuser streckte das Feuer der 48er manch einen in das von Wasserläufen durchzogene Gras. Das II. Bataillon stieß ganz am rechten Flügel der Division bis zum Kanal du Nord, einem Wasserlauf

kurz vor dem Bahndamm. Unmittelbar gegenüber standen die Belgier. Noch zögerten sie, ob sie den Rückzug über das freie Feld bis zum Bahndamm antreten oder ob sie mit ihrem Feuer die Deutschen zusammenschießen sollten. Aber es war schon zu spät. Die 7. Kompagnie der 48er war schneller. Auf dem Bauche liegend, jagte sie ihre Kugeln unter die unschlüssigen Belgier, die sich wie eine Hammelherde zusammenknallen ließen. Das dauerte nur ein paar Minuten. Dann hoben die Überlebenden die Hände hoch. Die Deutschen winkten ihnen zu: „Herüberkommen." Bis an die Brust wateten etwa 100 Belgier durch den Kanal und ließen sich gefangennehmen. Dann gingen die Deutschen ihrerseits auf Brettern, Balken und allen möglichen Gegenständen oder auch quer durch den Wasserlauf hinüber. Auch hier drangen einzelne Streifen bis zum Bahndamm vor und setzten sich dort fest. Das II. und III. Bataillon überschritten den Kanal, das I. blieb als Reserve kurz dahinter liegen. Die Feldartillerie rückte so nahe wie möglich auf. Ein brodelndes Gewehrfeuer von hüben und drüben, untermischt von krachenden Granateinschlägen folgte dem kühnen Angriff. Der Gegner saß fest in den Häusern von Ramscappelle eingenistet. Ein weiteres Vorgehen mit den fast aufgeriebenen Bataillonen war ausgeschlossen. Die Bataillone konnten Gott danken, daß der Gegner nicht seinerseits angriff.

Westlich St. Georges, rechts vor sich das feuerspeiende Nieuport, links vor sich den prasselnden Bahndamm von Ramscappelle, lag das Reserveregiment 8 gestaffelt hinter 48.

Auf dem linken Flügel der 6. Reserve-Division blieb die Lage immer noch kritisch. Die 44. Reserve-Division kam auch heute noch nicht vorwärts. Ein furchtbares Schauspiel bot sich den am linken Flügel kämpfenden Reserveregimentern 35 und 26 dar. Teile der 44. Reserve-Division prallten um die Mittagsstunde in einem todesmutigen Angriffsstoß in dichten Kolonnen vor, gerieten auf drei Seiten in ein verheerendes Feuer aus Geschützen, Gewehren und Maschinengewehren und wurden regelrecht zusammengeschossen. Reste dieser Bataillone retteten sich in den Abschnitt der 6. Reserve-Division. Die Lücke zwischen dieser und der 44. Reserve-Division wurde dadurch nur größer.

Aber das Generalkommando erneuerte am Nachmittag den Befehl zum Angriff auf Pervyse.

Die Lage war jetzt so, daß ein Angriff der 5. Reserve-Division über den Bahndamm hinweg wegen der Flankenstellung von Nieuport ganz ausgeschlossen schien. Beseler wollte sich darum darauf beschränken, die Stadt von Norden und Süden so einzuklammern, daß der Feind sie

räumen mußte. Im Süden war die Umklammerung durch den rechten Flügel der 5. Reserve-Division bereits ausgeführt. Im Norden erhielt die 4. Ersatz-Division Befehl, den Rückzug der englischen Seestreitkräfte ausnutzend, sofort längs der Küste gegen Nieuport-Bad anzugreifen. Die Truppen gingen sogleich an ihre Aufgabe, schoben sich durch ein Gewirr von Gräben, Wasserläufen und Hecken, erreichten den Zusammenfluß von Yserkanal und Yser und sprengten den dort stehenden Leuchtturm. Unmittelbar vor ihrer Front lagen die großen Schleusen, die Meer und Kanal voneinander trennen. Sie zu erreichen war nicht möglich. Jeder Versuch wurde mit einem krachenden Schnellfeuer beantwortet.

Immer noch trotzte Nieuport der Umklammerung. Bei toten belgischen Offizieren vorgefundene Befehle verrieten, daß der Gegner jede Absicht eines Angriffs längs der Küste aufgegeben und alle Kräfte an die Verteidigung gesetzt hatte. Es ging auf Tod und Leben.

Pervyse! Niemals in dieser zwölftägigen Schlacht hing die Entscheidung mehr von diesem waffenstarrenden Dörflein mit seinen roten Ziegeldächern ab als an diesem Tage. Unbedingt sollte die 6. Reserve-Division ohne Rücksicht auf die Lage ihres linken Flügels Pervyse noch am Spätnachmittag nehmen. Der linke Flügel der 5. Reserve-Division sollte sie unterstützen.

Und es wurde angegriffen. Die Bataillone vergaßen die achttägige Schlacht und rangen wie am ersten Tage. Meter auf Meter wurde genommen und mit Blut bezahlt. Der Bahndamm wurde nicht erreicht. Unter rasselndem Gewehrfeuer und dem zuckenden Einschlag Hunderter von Granaten nahte heimlich die Nacht . . . abermals eine Nacht . . .

Oktoberwind hauchte über die nassen Felder, angefüllt mit den Leichen der Erschlagenen. Die Haubitzen brüllten mit lang emporschlagenden Feuerschweifen durch die Dunkelheit. Regenschauer wehten über die fröstelnden Schützenlinien. Das ohnmächtige Gespenst der Ermattung hielt heimlich Einkehr . . .

* * *

Um 10 Uhr abends meldete die 4. Ersatz-Division eine feindliche Sprengung vor ihrer Front. Offenbar, meinte sie, zerstöre der Gegner die Übergänge über den Yserkanal unmittelbar bei den großen Schleusen an der Küste. Die Division schloß daraus, daß der Gegner den Angriffsgedanken endgültig begraben habe und sich auf weiteren Rückzug vorbereite.

Kein Mensch machte sich sonderlich Gedanken über diese Sprengung.

* * *

Wie die 4. Ersatz-Division erwartet hatte, räumte der Gegner am 27. Oktober das Zentrum der vor ihr liegenden Front und ging bis nach Lombartzyde hinein zurück. Dort und rechts und links des Ortes setzte er sich in stark verschanzten Stellungen fest.

Aus einem besonderen Grunde vermochte die Division nicht, dem weichenden Gegner nachzudrängen. Ein furchtbares Unheil kam über die tapferen Bataillone.

Am Vormittag erschien von hoher See her ein feindliches Geschwader von 16 Kriegsschiffen, um Rache zu nehmen für den Rückzug am 26. Oktober. Ein großer Teil der Schiffe hatte Turmgeschütze mit einer Reichweite bis zu 23 Kilometern. Die deutschen 15-cm-Kanonen vor Middelkerke waren infolge der übermäßigen Beanspruchung am Vortage gefechtsunfähig. 10- und 13-cm-Kanonen stellten alles dar, was an Gegenwehr gegen die englische Armada aufgeboten werden konnte. Ihre Granaten erreichten die schwimmenden Gegner überhaupt nicht.

Nach einem stundenlangen Feuerorkan aus der Seeflanke her, den die Bataillone völlig wehrlos und abgestumpft durch die furchtbaren Anstrengungen der neuntägigen Schlacht über sich ergehen ließen, waren am Nachmittag den Reservisten die Seelen aus den Leibern gehämmert. Die Bataillone brachen auseinander. Aber sie hatten die Kraft nicht mehr zu einer Flucht. Sie schlichen zurück. Das Armeeoberkommando stellte der 4. Ersatz-Division sofort in und um Ostende liegende Marine-Infanterie und das I. Seebataillon zur Verfügung, die eigentlich zur Abwehr landender englischer Truppen bestimmt waren. Aber die Not schrie zum Himmel. Acht Bataillone der 4. Ersatz-Division wurden zurückgezogen und in der Gegend von Middelkerke gesammelt. Ein Bataillon harrte aus. Es wurde verstärkt durch das I. Seebataillon und ein Bataillon Marine-Infanterie.

Wenn der Gegner noch einen Funken Angriffskraft besessen hätte, so hätte er jetzt angegriffen. Aber er lag selbst blutend am Boden . . .

Unterdessen dauerte das Ringen der 5. und 6. Reserve-Division den ganzen Tag über an. Kaum ein Schrittbreit Boden wurde gewonnen. Es ging nicht mehr. Entsetzlich war der Zustand der Truppen. Im allgemeinen war man auf 200—500 Meter an den Bahndamm heran, der von der 42. französischen Division besetzt worden war . . .

Auf Einzelstellen der Front machten sich beängstigende Rückschläge bemerkbar. Noch verhinderte die deutsche Artillerie, daß sich solche Rückschläge zu schlimmen Folgen auswuchsen . . .

So zog abermals eine Nacht über das niedergehämmerte Land. Stumpfsinnig lagen die Schützen in den nassen Löchern. Das Aufspringen der Einschläge, das pfeifende Hin- und Herheulen, das zitternde Verflackern der Leuchtkugeln und das pausenlose Gerassel der Gewehrschüsse rührte sie nicht mehr. Kaum war noch ein Unterschied zwischen Lebenden und Toten. Wer dachte noch daran, wann es angefangen und wann es aufhören würde? Es mußte wohl so sein, wie es war . . .

Das war nun die neunte Nacht. Wieviele noch?

* * *

Am Morgen des 28. Oktober traf beim Generalkommando des III. Reservekorps der dringende Befehl des Armeeoberkommandos ein, daß die im Küstenabschnitt zur Verstärkung eingesetzten Teile der Marine-Infanterie sofort aus der Front zu lösen und nach Ostende in Marsch zu setzen seien. Das Armeeoberkommando hatte durch Agentennachrichten erfahren, daß die Engländer die Absicht hätten, am 30. Oktober früh bei Ostende etwa 12 000 bis 15 000 Mann zu landen, die die deutsche Front von rückwärts einstoßen sollten. Die nach Middelkerke zurückgezogenen Teile der 4. Ersatz-Division mußten den alten Abschnitt wieder übernehmen, die Marine-Infanterie rückte in Eilmärschen nach Ostende.

Um 8 Uhr morgens erschienen abermals feindliche Kriegsschiffe und lenkten ihr Feuer auf die ganze Front der 4. Ersatz-Division und den rechten Flügel der 5. Reserve-Division südöstlich Nieuport. Das dauerte bis etwa 10.30. Ein Volltreffer der Abwehrbatterien von Middelkerke machte ein Schiff kampfunfähig. Es wurde abgeschleppt. Die übrigen zogen es vor, sich außer Schußweite zu begeben und streuten von dort aus den Küstenstreifen ab.

Um 2 Uhr mittags beobachteten die vorn liegenden Truppen, daß starke feindliche Infanteriekolonnen aus Nieuport heraus nach Pervyse marschierten. Patrouillen und Flieger meldeten übereinstimmend, der Feind sei im Begriff, im Raume von Nieuport seine Linien westlich des Kanals zurückzunehmen, offenbar um genügend Reserven zur Verteidigung zwischen Ramscappelle und Pervyse frei zu haben. Mit den bloßen Augen war auch zu erkennen, daß die am Südrand von Nieuport stehenden feindlichen Batterien im Laufe des Mittags zurückgezogen wurden und hinter der Bahnlinie verschwanden. Noch weiter südlich an der Straße nach Furnes waren starke feindliche Kräfte mit Einschanzen beschäftigt und wurden unter ein heftiges Artilleriefeuer genommen.

Immerhin blieb Nieuport selbst noch besetzt. Aber das stets nach vorwärts drängende Generalkommando glaubte, durch scharfes Nachdrücken die rückläufige Bewegung des Gegners zur Aufgabe der Stadt gestalten zu können und gab der 4. Ersatz-Division und dem rechten Flügel der 5. Reserve-Division entsprechende Befehle.

Just als die 4. Ersatz-Division den Angriff vorbereitete, erschienen abermals die feindlichen Schiffe auf See und eröffneten ein fürchterliches Dauerfeuer, das jede Bewegung niederhielt. Nicht viel fehlte, daß sich die schlimmen Ereignisse des Vortages wiederholt hätten. Aber die Front hielt stand. Das Generalkommando kam zu der Überzeugung, daß die 4. Ersatz-Division im Süden viel besser zu verwenden sei, und daß im Küstenabschnitt Postierungen genügten, da der Gegner seinerseits nicht mehr an einen Angriff dachte. Es wurde also beschlossen, alle Kräfte mit Ausnahme der 33. Ersatz-Brigade vom Meere fortzuziehen. Aber es war unmöglich, bei Helligkeit die Bewegung durchzuführen. Man mußte bis zum Anbruch der Nacht warten. In der Nacht sollte dann die 13. Ersatzbrigade über St. Pierre Cappelle in die Mitte hinter die 5. und 6. Reserve-Division rücken und sich dort mit der schon vorher dort eingeschobenen 9. Ersatzbrigade unter dem Kommando des Stabes der 4. Ersatz-Division vereinigen . . .

Den ganzen Tag über rangen die Regimenter auf dem linken Flügel der 5. Reserve-Division, bei der 6. und bei der 44. Reserve-Division schrittweise gegen einen stets sich verstärkenden Gegner. Nach ausgiebiger Artillerievorbereitung erfolgte Angriff auf Angriff. Aber die Bataillone waren schon derart ausgesogen, daß das Erreichte in keinem Verhältnis zu den Opfern stand. Hier und da kamen die befohlenen Angriffe schon gar nicht mehr zur Ausführung. Von einem einheitlichen Vorgehen war keine Rede mehr. Alles verzettelte sich. Das Generalkommando sah am Nachmittag ein, daß auf diese Art eine Entscheidung nicht herbeizuführen war. Den Truppen wurde unbedingtes Festhalten des erkämpften Bodens befohlen. Im übrigen wollte man die Verstärkung des Zentrums mit der 4. Ersatz-Division, die Ergänzung der Artilleriemunition und eine durchgreifende Ordnung der Verbände abwarten. Einstweilen setzte das Generalkommando fest, daß der Durchstoß bei Pervyse am nächsten Tage mittags um ein Uhr nach kräftiger Artillerievorbereitung durchzuführen sei. General Beseler machte mit allem Nachdruck die Regimenter darauf aufmerksam, daß unbedingt bis zum 30. Oktober die Entscheidung erkämpft sein müsse. Darüber, was den General zu dieser kategorischen

Friſtfeſtſetzung nach nunmehr zehntägiger Schlacht veranlaßte, machte ſich niemand ſonderlich Gedanken . . .

So ging es in die zehnte Nacht . . .

Der Kampf mit dem Grundwaſſer war entſetzlich. Die Regimenter hatten den Eindruck, daß die ſtarken Regenfälle der letzten Tage bei längerer Andauer überhaupt das Beſchreiten des Bodens unmöglich machen würden. Die Geſchütze ſteckten vielfach bis an die Achſen im Schlamm. Die Wieſen wurden zum Sumpf. An zahlreichen Stellen ſchwoll das Naß ſogar ſo hoch, daß es ganze Felder ſchon mit einem Spiegel bedeckte. Kein Menſch konnte mehr erkennen, wo die hüftetiefen Kanäle waren. Manch einer verſank, durch den Schlamm watend, plötzlich vor den Augen ſeiner Kameraden und ertrank. Schier unerträglich war die Not der Verwundeten, in deren Wunden das kalte Schmutzwaſſer floß. Meldegänger und Krankenträger fanden ſich nicht mehr durch das Gelände. Die großen Waſſerlachen gaben der Gegend ein ganz anderes Geſicht. Nichts Trockenes war mehr an den Reſerviſten, die, auf dem freien Feld liegend, von Trichterrand zu Trichterrand vorwärts krochen, unfähig ſich zu erheben . . .

In der Nacht ſtieg der Nebel in dichten Schleiern aus den Waſſerſpiegeln und ſchlug alles in ſeinen Mantel. Bald wandelte er ſich zum Rieſeln. Dabei herrſchte eine empfindliche Kälte. Nun war überhaupt jede Orientierung ausgeſchloſſen.

Und der Angriffsbefehl für morgen mittag war ſchon da! Daraus würde wohl nicht viel werden. Wer ſollte denn noch angreifen? Dies ausgezehrte, dreckbeſpritzte, durch zehn Tage Schlacht niedergehämmerte Häuflein? Ja, wenn man wenigſtens wüßte, daß ein Angriff dieſe entſetzliche Lage beſſern würde! Aber es blieb ja alles beim Alten. Eine feindliche Stellung hinter der anderen, jeder Sturm ein Tauſchhandel, ein paar Meter Erde für eine Handvoll Menſchen. Und dahinter dasſelbe. Immer ſo fort. Die da hinten, die hatten gut befehlen!

Wie die Zähne klapperten in der Kälte . . .

* * *

Vormittags traf beim Generalkommando des III. Reſervekorps eine Meldung der 6. Reſerve-Diviſion ein, worin mit Rückſicht auf den Zuſtand der Truppen, die zunehmende Durchnäſſung des Geländes und die nicht ausreichende artilleriſtiſche Angriffsvorbereitung gebeten wurde, den für mittags gegebenen Angriffsbefehl zurückzuziehen. Wenn ſchon die tapfere 6. Reſerve-Diviſion eine ſolche Bitte ausſprach, dann mußte es

vorn furchtbar sein. Beseler zögerte einen Augenblick. Dann lehnte er das Gesuch der Division ab . . .

Und es wurde zur befohlenen Stunde angegriffen.

Seit 10 Uhr wirkte die schwere Artillerie auf die feindlichen Stellungen. Inzwischen hatte der Gegner Nieuport geräumt. Aber das Feuer der Schiffe war so stark, daß die deutschen Verbände nicht zu folgen vermochten. Ein paar Patrouillen hielten die Berührung mit dem hinter den Kanal gewichenen Gegner aufrecht.

Endlich stieg gegen Mittag auch der Nebel.

Nach elf Uhr meldete das XXII. Reservekorps, daß seine 44. Reserve-Division langsam vorwärtsdringe. Eine Stunde später glaubte man, vor der 6. Reserve-Division eine rückwärtige Bewegung des Gegners gegen Pervyse zu erkennen.

Und dann war die Angriffsstunde gekommen.

Was noch lebte, sprang auf und drang vor. Aber das war schon kein Angreifen mehr, das war ein Taumeln. Einige Kompagnien gerieten in ein Gewirr von Drahthindernissen, das im Nebel nicht erkannt worden war. Grauenhaft war ihr Schicksal. Wie auf dem Scheibenstand wurden sie abgeschossen. So würgte sich der Angriff über das nasse Feld vom Mittag bis zum Abend. Bei beginnender Dunkelheit war nichts erreicht.

Und Beseler befahl zum nächsten Male für sieben Uhr abends den Angriff.

Er kam nicht zur Ausführung.

Da erging im Laufe der Nacht der Befehl an die Divisionen, daß bis zum Morgen des 30. Oktober das Angriffsziel zu erreichen sei, koste es, was es wolle . . .

Dies war die elfte Nacht . . .

* * *

Nach Mitternacht vollzog sich in tiefster Dunkelheit ein fürchterliches Ringen auf dem linken Flügel der 6. Reserve-Division, wo einige Kompagnien im Zustande rasender Verzweiflung aus dem knietiefen Wasser heraus bis auf den Bahndamm vor Pervyse wollten. Sie rangen zwischen Wasser- und Feuertod mit ihrer letzten, zu plötzlicher Wildheit emporschlagenden Lebensenergie. Es war, als seien wilde Bestien in finsterer Nacht ineinanderverbissen, als sprühten Funken und Feuerblitze aus ihrem geifernden Rachen und als durchwühle die Nacht das knirschende Krachen ihrer Zähne und das dumpfe Gebrüll ihrer Lungen . . .

Rechts und links horchte aus Stumpfheit und Erstarrung jeder auf. Aber die Schwärze ertränkte alles. Keiner vernahm das Klatschen der Körper ins Wasser. Keiner beobachtete auch, wie sich die bleiche Fläche immer weiter dehnte, wie Wasserfleck mit Wasserfleck sich verband, wie langsam und leise und in tückischer Heimlichkeit das gurgelnde Meer über die Wiesen leckte. Alle hielten es noch für Grundwasser . . .

Eine Stunde nach Mitternacht erstarb das jähe Gebrüll der Schlacht. Die Schatten der Angreifer tauchten vom Bahndamm zurück in die Nacht. Und in das Wasser.

Es stieg ihnen langsam bis über die Knie. Und es war rechts und links und rückwärts, soweit die matte Fläche in der Nacht schimmerte . . .

Nur geradeaus dehnte sich breit von der einen Seite zur anderen der dunkle Strich des Bahndamms . . .

* * *

Um 5 Uhr morgens, es war der 30. Oktober, meldete die 44. Reserve-Division, daß sie mit ihren Spitzen im Laufe der Nacht den Bahndamm erreicht habe. Zwar störe das ansteigende Grundwasser bis nach Dixmude hin außerordentlich. Aber die Truppen seien im Gefühl, endlich den Bahndamm erreicht zu haben, ziemlich guten Mutes und erwarteten das Vorgehen der 6. und 5. Reserve-Division in ihrer rechten Flanke. Bis zum Mittag gedenke die Division den Erfolg so auszubauen, daß der Gegner, wenn er nicht abgeschnitten werden wolle, aus Dixmude heraus müsse. Allgemein habe man den Eindruck, daß die feindliche Widerstandskraft überraschend schnell abnehme . . .

* * *

Eine Stunde später traf eine Meldung der 4. Ersatz-Division aus dem Raume zwischen der 5. und 6. Reserve-Division ein, daß die Truppen teilweise bis zu den Hüften im Grundwasser stünden und überall auf trockene Stellen zurückgingen, um nicht zu ertrinken . . .

* * *

Um 6 Uhr 30 griff die 6. Reserve-Division zum letztenmal an.

Generalmajor von Jakobi, Führer der 11. Reservebrigade, setzte eine aus allen greifbaren Truppen zusammengeballte Stoßabteilung von etwa neun schwachen Kompagnien zum Stoß längs der Straße von Schoorbakke nach Pervyse an.

Und es vollzog sich den ganzen Tag über ein schauriger Kampf. Die Kompagnien glaubten immer noch, um die Entscheidung zu kämpfen, indessen in ihrem Rücken längst das Meer den Befehl übernommen hatte.

Nach einer Stunde ist der Bahndamm überschritten.

Nur weiter!

Die Häuser von Pervyse liegen fünfzig Meter vor den Stürmern. Vorwärts! Schon schießen sich die ersten mit dem Gegner inmitten der Häuser herum . . .

Bajonette und Kolben arbeiten. Geschrei ringsum. Der Bahndamm im Rücken verschließt den Blick auf den Wasserspiegel. Pervyse muß fallen! Nach zwölf Tagen die Rache! Armes Pervyse! Ein wirres Dröhnen und Stampfen ist in den Straßen. Hinüber und herüber pfeifen die Kugeln und suchen sich durch Fensterspalte und Kellerlöcher ihr Opfer. Gestalten springen von Haus zu Haus. Maschinengewehre schleudern Hände voll Kugeln in die Ausgänge. Kolben krachen. Jäh verschlingt der Hieb den Todesschrei . . .

Das nimmt und nimmt kein Ende . . .

Und das Meer, das Meer steigt . . .

Und der Tag, der Tag will sich zum Abend neigen . . .

* * *

Auf dem äußersten linken Flügel das Reserveregiment 35. Bis zu den Knieen im Wasser stapfen die Leute gegen den feuerspeienden Bahndamm. Auf hundert Meter sind sie heran. Das Feuer ist irrsinnig, der Sturm ausgeschlossen.

Das Wasser, das Wasser steigt . . .

Unschlüssigkeit breitet sich aus. Es ist unmöglich, sich hinzulegen. Es ist aber auch unmöglich, zurückzugehen. Sobald die Leute mit dem Schießen nachlassen, verdoppelt der Gegner sein Feuer.

Aber das Wasser . . . das Wasser . . .

Wird das feindliche Feuer jetzt nicht schwächer?

Ganz deutlich ist es zu spüren. Nun noch einige kräftige Salven . . . und dann vorwärts, das Bajonett aufgepflanzt . . .

Noch fünfzig Meter . . . noch vierzig . . . der Gegner schießt nicht mehr . . .

Da ein jäh aufwirbelnder Krach aus hundert Gewehren . . . ein irrlichterndes Zucken . . . ein rauschendes Pfeifen, Aufschreien, Umsinken, Stöhnen, Durcheinanderwälzen. Entsetzlich ist der Anblick. Auf vierzig

Meter. Freihändig stehen die Gegner auf dem Damm und feuern . . . feuern . . . feuern. Jeder Schuß trifft.

Das Wasser . . . das Wasser!

Die zehnte und die zwölfte Kompagnie sind aufgerieben. Aus dem Wasser, das sich ganz rot färbt, ragt hier und da ein Körper, ein Gewehrlauf, ein Arm. Wo ein Verwundeter mit den Wellen ringt, bäumt sich der Spiegel. Viel Geschrei ist nicht zu hören. Gottlob geht alles sehr schnell . . .

Die am weitesten vorn gewesen, werfen sich verzweifelt mit aufgepflanztem Bajonett gegen den Bahndamm. Von oben herab trifft sie der tödliche Stich und Hieb. Mit dumpfem Stöhnen sinken die Körper zurück ins Wasser. Ein paar werden gefangen genommen . . .

Bald ist nichts mehr zu sehen.

Überall das Wasser . . . das Wasser . . .

* * *

Oberleutnant Buchholtz schießt sich mit einer Handvoll Leuten den ganzen Tag über in den Häusern von Pervyse mit den Franzosen herum. Er denkt nicht an Zurückgehen.

Am Mittag werfen die Franzosen an einer Häuserecke einen Zettel herüber: „Wenn sie Sich nicht sofort untergeben, werden wir sie von Artillerie beschießen mit 15 Kanonen. Untergeben sie Sich, das ist besser für ganze Menschheit. Der französische Oberst."

Buchholtz dankt für das schlechte Deutsch und bleibt bis in die Nacht . . .

* * *

Im Küstenabschnitt feuert seit früh morgens die feindliche Schiffsartillerie. Eine Kompagnie, die Nieuport besetzen soll, stößt am Rande auf schweres Maschinengewehrfeuer. Der Gegner ist also zurückgekehrt . . .

* * *

Um 9 Uhr morgens stürmt Reserveregiment 48 von der 5. Reserve-Division in einem wütenden Anprall den Westrand von Ramscappelle, unmittelbar hinter dem Bahndamm. Unter schweren Verlusten weicht der Gegner auch weiter südlich über den Damm zurück. Die Reserveregimenter 12 und 52 erklimmen die Gleise. Verzweifelt wehrt sich der Gegner. Er hatte gerechnet, das Meer werde die Deutschen in der Nacht zurückrufen. Und nun kämpften sie diesseits des Wassers!

Um 11 Uhr melden Flieger, daß starke feindliche Kolonnen von Pervyse auf Furnes zurückgehen.

Die Schlacht neigt sich zum Ende. Noch einmal erwacht beim Generalkommando, das seit einem Tage die Bedeutung des steigenden Wassers kennt, der Gedanke, jenseits des Wassers die Entscheidung ausnutzen zu können. Der Gedanke ist ein ungeheures Wagnis. Aber warum, warum soll man dem Meere nicht einen Streich spielen?

Die Truppen vorn glauben immer noch, daß die Flut in ihrem Rücken nur von dem anhaltenden Regen herrühre. Sie wähnen sich im Begriffe, zu siegen. Mitten im fürchterlichen Kampfe tritt jene aufatmende Entspannung aus tagelanger Erstarrung ein, die der langsam sich neigende Sieg einflößt . . .

* * *

Um 2 Uhr nachmittags greifen die Franzosen, etwa zwei Bataillone stark, zwischen Ramscappelle und Pervyse den jetzt von den Deutschen besetzten Bahndamm an.

Mit ingrimmiger Genugtuung über die Vertauschung der Rollen werden sie von den Deutschen unter furchtbaren Verlusten abgewiesen. Nicht viel von ihnen bleibt übrig . . .

* * *

Die zwölfte Nacht. Die Zeit ist erfüllt . . .

* * *

In ihrem Beginn entschloß sich das Generalkommando zur Fortsetzung des Kampfes und traf schon alle Vorbereitungen für die Verfolgung. Es kam darauf an, alle nachfolgenden Kolonnen soweit nach Süden ausholen zu lassen, damit sie unter Umgehung des Wassers die vorn kämpfende Truppe möglichst schnell wieder erreichen konnten. Ein Wagnis sondergleichen . . .

Eine halbe Stunde vor Mitternacht plötzlich eine Meldung, die allem ein Ende setzte . . .

Der Generalstabsoffizier der 6. Reserve-Division teilte mit, daß der Wasserstand im Abschnitt der Division die Fortsetzung des Kampfes unmöglich mache . . .

Mit unsäglichen Schwierigkeiten versuchte das Generalkommando, sich ein Bild von der Lage des ganzen Korps zu machen. Die meisten Regimenter waren ja durch das Wasser schon abgeschnitten. Es stellte

sich heraus, daß im Küstenabschnitt schon alles zurückgegangen war. Es bestand keinerlei Verbindung mehr mit dem Gegner. Sofort wurde angeordnet, daß die dort stehenden Verbände auf den Südflügel des III. Reservekorps rücken sollten, weil im Norden ihre Aufgabe hinfällig geworden. Von Nieuport bis nach Ramscappelle zogen sich die Truppen im Schutz der Dunkelheit auf wenige vorhandene trockene Stellen zurück. Auch hier keine Fühlung mehr mit dem Gegner. Die 5. Reserve-Division war die einzige, die noch einigermaßen trockenen Boden unter den Füßen hatte. Aber auch in ihrem Rücken schloß das Meer langsam die Zange. Die 4. Ersatz-Division war schon am Nachmittag auf trockene Geländestreifen gewichen. Die 6. Reserve-Division lag noch mit einzelnen Trupps in Pervyse und am Bahndamm, aber der Divisionsstab sah sich außerstande, diese schwachen Postierungen ohne Verbindung mit ihren Reserven jenseits der Wasserfläche zu belassen.

* * *

Eine Stunde nach Mitternacht erging vom Generalkommando aus an sämtliche Divisionen der Befehl, soweit zurückzuweichen, wie es der Stand des Wassers erfordere. Der Befehl teilte den Truppen mit, daß es sich nicht um Grundwasser handele, sondern daß der König der Belgier auf Drängen des englischen Oberkommandierenden sich entschlossen habe, durch Sprengung der großen Yserschleuse bei Nieuport weite Strecken seines Landes unter Wasser zu setzen . . .

* * *

Noch in der Nacht vollzog sich der Rückzug, unbemerkt vom Feinde, unter Mitnahme aller Verwundeten und Geschütze . . .

Die Kompagnien waren zu sehr überanstrengt, als daß ihnen die ganze Schwere dieses Schlages zum Bewußtsein gekommen wäre. Sie wateten durch das Wasser, ohne einen Blick zurückzuwerfen auf dies unter der Sintflut versinkende Feld des Grauens. Die barmherzige Nacht erfüllte alles mit ihrem dunklen Schleier und verbarg auch die Arme der Toten, die aus dem Wasser starrten. Der Gegner feuerte kaum. Die erste ruhige Nacht . . .

* * *

Am trüben Morgen des 31. Oktober sammelte sich die 5. Reserve-Division nördlich der Straße Mannekensvere—St. Pierre Cappelle. Hier hatte sie auch am 19. Oktober gestanden. Aber wer erinnerte sich dessen noch?

Die 4. Ersatz-Division stand bei Schoore, die 6. Reserve-Division im Raum zwischen Schoore und Keyem. Nachtruppen der Divisionen besetzten die Linie von St. Georges bis nach Stuyvekenskerke dicht am Ufer der Yser.

Aber die Yser war jetzt zu einem Meer geworden, dessen trübe Fläche sich bis jenseits zum Bahndamm zwischen Ramscappelle und Pervyse dehnte, alles verhüllend, hier und da eine dunkle Insel umgehend.

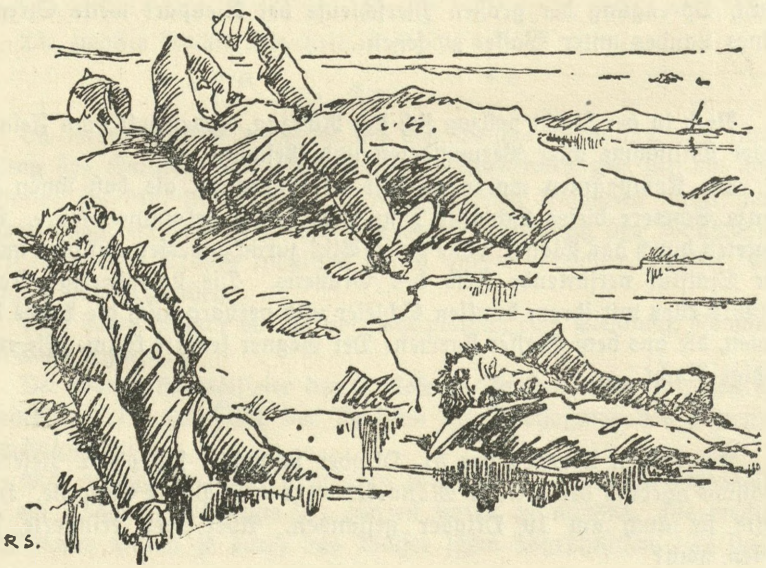
Diese Inseln breiteten sich schweigend gleich Flecken auf einem ungeheueren Leichentuche . . .

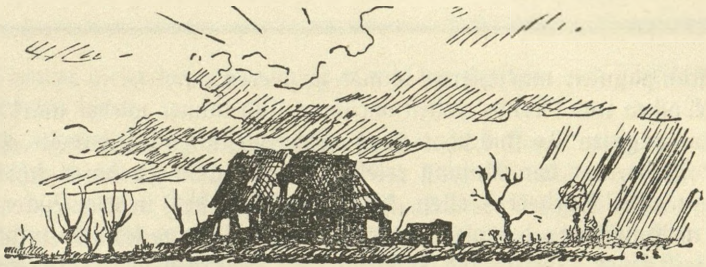
* * *

Noch am gleichen Tage erhielt das III. Reservekorps von dem Armeeoberkommando den Befehl, in kleinen Marschgruppen südwärts zu rücken und sich hinter der Front des XXIII. und XXVI. Reservekorps bei Langemarck und Bixschote eingreifbereit aufzustellen.

Der Angriff im Raume zwischen Dixmude und dem Meere wurde aufgegeben.

Am 1. November begannen die Marschbewegungen . . .





Gefecht.

Kompagnien marschieren immer zu vieren.

Dann, wenn es wieder in die Schlacht geht, rückt eine Gruppe neben die andere, die Gruppen ziehen sich auseinander, indem der Hintermann in die zwischen den Vorderen entstehenden Lücken eintritt. Und dann hält der Tod seine Ernte. Nimmt diesen, nimmt jenen. Bettet ihn langsam hingleitend weich in das Gras oder schlägt ihn mit schmerzhaftem Schlag, daß er sich aufbäumt und die gespreizten Hände zur Höhe wirft. Hält ihm mit stillem Druck die Hand über den Mund oder läßt ihn noch einmal in einem wilden Schrei alle Lebenslust, alles Vergangene, alle Erwartung des Kommenden zusammenfassen. Löscht ihn aus wie der Schlaf plötzlich ohne Empfinden das Wachsein ablöst (wer hat diesen Augenblick jemals erlebt?) oder reißt vor ihm mit einem krampfigen Griff die Hülle beiseite, daß er eine Sekunde lang fassungslos in den gähnenden, grauenvollen Abgrund des Nichts starrt . . .

Nachher aber sammeln sich die Kompagnien wieder und marschieren zu vieren . . .

Und wo der Tod einen hat mitgehen heißen, da rückt ein anderer in die Lücke auf. Und wo eine ganze Gruppe ins Gras gesunken, da tritt die folgende an ihre Stelle. Und wo ein ganzer Zug im mörderischen Gebell der Maschinengewehre vom Leben hat scheiden müssen, da schließt sich ein neuer Zug an. Ein neuer Tag, ein neuer Marsch, eine neue Schlacht, eine neue Kompagnie . . .

Kompagnien marschieren immer zu vieren . . .

Wochen und Monde ziehen vorüber. Und immer wieder marschieren die Kompagnien. Es sind schon ganz andere Gestalten wie damals. Keiner mehr ist da, der den Anfang erlebt. Immer neue Soldaten schickt die Heimat. Die Vorderen fallen, die Neuen schließen in die Lücken auf. Wer weiß noch von damals? Aber neben der Kolonne schreitet unsichtbar der Geist jener andern. Die Toten und die Lebenden halten Zwiesprache miteinander. Jede Marschnacht ist das so, seit dem ersten Tage. Und es wird immer so bleiben, solange die Kompagnien zu vieren marschieren werden . . . immer, bis eines Tages einer sagen wird: „Stillgestanden. Es hat ein Krieg stattgefunden. Der Krieg ist aus. Weggetreten . . ."

Was, was wird man wohl denken an diesem Tage? Ob man zusammenbricht wie ein Schlafwandler, den plötzlich eine rauhe Stimme geweckt hat? Ob alle die, deren Geister neben der Marschkolonne nächtlich durch die Kronen der Bäume und von Chausseestein zu Chausseestein in lautloser Wanderschaft geschwebt, plötzlich herabspringen und einen umringen: „Kamerad, Kamerad, laßt uns nicht, laßt uns nicht, bleibt bei uns . . . wir müssen wandern, ja wandern . . ."

Wer weiß . . . vielleicht gibt es diesen Tag gar nicht. Vielleicht auch ist es gut, daß man gar nicht mehr aufwacht. Wie soll es denn je aufhören, dies Marschieren in der Nacht . . .

Schritte stampfen im monotonen Gleichtakt. Schanzzeug klappert. Fern am Horizont tanzen irre Lichter einen wunderbaren Tanz. Heute, morgen und übermorgen . . .

Kompagnien marschieren immer zu vieren . . .

* * *

Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod . . .

Hat denn einer jemals im Frieden das Morgenrot richtig erlebt?

Es gibt da ein Bild, irgendwo in meiner Jugend hat es gehangen. Da sind drei Reiter im fahlen Lichtschimmer der ersten Strahlen. Einer sitzt auf dem Gaul und beugt sich tief vornüber, die Hände gefaltet. Einer ist abgesessen, lehnt an der Kruppe des Pferdes, hält die Hand über die Stirn und starrt in den Schimmer. Und einer steht weit abseits auf einer kleinen Höhe, den Karabiner im Arm, und schaut über das Land. Der erste, so dachte ich immer, bereitet sich auf das Sterben vor, der zweite denkt an die Tage seiner Jugend, der dritte denkt nicht an gestern und morgen, beißt die Zähne aufeinander, daß ihm der bleiche Strahl nichts anhaben kann, und schaut voll Trotz nach dem Feind. Und ich wollte

wohl immer dieser dritte sein, weil er mir der mutigste und stärkste unter den Dreien schien . . .

Im Frieden ging man abends zu Bett und stand morgens wieder auf. Und wenn man den Heraufzug des Tages einmal erlebte, so war es ein rauschendes Freudenfest. Vom Dunkel der Nacht bis zum ersten Strahl der Sonne, der gleich dem Speerwurf eines jungen Kriegers über den Rand der Berge glitzert, war nur eine Erwartung. Im Kriege, da war das Morgenrot keine Erwartung, sondern ein Verharren. Kein Übergang zum Aufbruch der Sonne, sondern ein mahnender Abschluß der Nacht. Kein Anfang, sondern ein Ende. Keine Hoffnung, sondern ein Grabmal . . .

Alle Geheimnisse, die zwischen Nacht und Tag verborgen sind, der erste rötlich verglimmende Lichtstreifen, das kühle Schreiten des heimlich der Nacht folgenden Windes, das erste schwermütige Seufzen der erwachenden Baumkronen, das leise Rauschen der Wellen im Bach, der erste erschrockene Vogelgruß und der flüchtige Schritt eines Wildes über die Straße — alle Geheimnisse zwischen Nacht und Tag enthüllen sich dem, der das Sterben kennt . . .

Dieser Gedanke an das Sterben, den das Morgenrot weckt, ist ein ganz anderer als der des Tages oder der Nacht. Er ist kein Aufbäumen und kein Verzweifeln, kein standhaftes Hinnehmen des Unabwendbaren, kein heroisches Opfern des Lebens und kein verschwenderisches Hinwerfen des Höchsten. Er ist vielmehr eine Feier . . .

Den, der in das Morgenrot schaut, überkommt die Majestät des ewig ungelösten Rätsels des Woher und Wohin. Keine Ohnmacht des Nichterkennen-Könnens, sondern die Stille des Nichtbegreifen-Wollens. Die Anbetung des Unlösbaren, des Ewigen . . .

Da werden die Lautesten still, die Unruhigsten ruhig, die Ungläubigsten gläubig, die Unreinsten rein . . .

Und das alles macht jener bleiche Lichtschimmer, der lautlos von Osten herauf den Himmel bedeckt, die Sterne zur Ruhe bettet und den Mond erblassen läßt. Dem Bächlein entrollt er das erste Glitzern, den Hahn auf dem Kirchturm überzieht er mit herrlichen Farben, den Giebeln verleiht er ein mattes Blinken, und die mürrischen Bäume heißt er hervortreten aus dem Schatten. Selbst die schweigsamen Tannen, die sich mit ihren Köpfen eng zusammengedrängt, können es nicht verhindern, daß ihre Stämme sich mit rötlichen Tupfen schmücken, und daß der Teppich zu ihren Füßen von wunderbaren leuchtenden Streifen überzogen wird.

Und jetzt dieses Licht, das in emsiger Geschäftigkeit an allen Ecken und Enden kleine Feuer entzündet und überall Schleier hinwegzieht, das selbst die Vögel zu einem allzu frühen Konzert verführt . . . dieses Licht, das überall heimlich von der kommenden Schönheit des Tages erzählt und listige Zwiesprache mit den stolz verschlossenen Fensterscheiben hält . . . dieses Licht, das selbst das glotzäugige, pietistische, ewig von Entsagung predigende große Rundfenster an der Kirche mit einem übermütigen Farbenklex bewirft . . . just dieses Licht erfüllt den Soldaten mit dem ganzen herzschnürenden Weh des Sterbens . . .

Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod . . .

* * *

Eine Granate kommt niemals allein . . .

Dies ist der furchtbarste Augenblick des Tages, wenn aus hundert Gräben, aus hundert verhüllten Stellungen mit zuckendem Gebrüll die Schlacht erwacht und die Marschierenden mit brutalem Griff in ihre grauenvoll gebreiteten Arme schließt . . .

Wohl ist das Schillern und Flackern am Horizont allmählich näher gekommen. Wohl beginnen sich schon aus dem Brodeln der rumpelnden Musik Einzelschläge zu lösen. Wohl erkennt das Auge hier und da seitwärts der Straße im Morgengrauen das verwehende Aufwirbeln eines Schleiers. Wohl beginnt dies monotone Geräusch allmählich eine Melodie zu werden, und man vernimmt die anfeuernden Taktschläge einer unsichtbaren Faust . . .

Aber der erste brüllende Donnerschlag, das erste wilde Hereinbrechen jener von fernher aus dem Dunkel eines Waldstücks oder dem Schatten der Häuser in jäher Raserei herbeispringenden schreienden Teufel, jenes gell auflachende Hohngeschrei des Todes . . . das kommt immer plötzlich und unerwartet. Ist auf einmal da. Schlägt sinnlos nieder, wo es just trifft. Läßt diesen und jenen zusammenbrechen und schleudert den andern Dreck und Blut ins Gesicht . . .

Wohin . . . wohin . . . ist der erste Gedanke des mißhandelten Gehirns. Nicht der vergangene Schlag (der ist ja vorbei) hetzt die Vorstellungen, sondern der kommende. Vielleicht, indem gerade das Eisen hier berstet und der Gestank aufwirbelt, vielleicht reißen just in diesem Augenblick die drüben abermals am Abzugshebel. Der Schall ist ja so langsam . . . kaum läßt er sich von dem Geschoß selbst heranschleppen. Nun mag das Geschoß schon halbwegs . . . und noch immer . . . natürlich . . . ist nichts zu hören . . . und ein Ausweichen sinnlos . . . denn

wer sagt denn, ob nicht die Streuung des Geschützrohres nicht just nach dieser Seite . . . wohin, wohin?

Eine Granate kommt niemals allein . . .

Das ist entsetzlich, wehrlos die Sekunden zu zählen, unter einem fallenden Hammer zu liegen, den man nicht sieht . . .

Mag einer die Sterbensnot eines ermessen, den die erste Granate so verwundet, daß er sich nicht fortzubewegen vermag vor der zweiten? Die zweite verschont ihn, schlägt nach rechts, schmeißt einen Haufen Dreck über ihn. Ihre Teufelsschwester, die dritte, beteiligt sich an dem Spiel . . . und endlich die vierte . . . Gefesselt sein und dem Tod in die höhnische Grimmasse starren, noch im Sterben gepeinigt werden von dem grauenhaften Spuk . . . zu Tode sich martern lassen, ohne das Auge des Gegners zu schauen . . .

Die Granate hat einem Unglücklichen ein paar Eisenstücke in den Körper gejagt. Im Straßengraben lehnt er, kreideweiß das Gesicht, weit aufgerissen die Augen, schmal und blau die Lippen. Sprechen kann er nicht. Zwei andere knieen neben ihm, reißen aus ihren Rockschößen die Verbandspäckchen, stillen den Blutquell, der aus der Brust dringt, sprechen zu dem Armen, wie eine Mutter zu ihrem Kind spricht. „Bald wirst du daheim sein, Kamerad ... ein paar Wochen im Lazarett ... warte, gleich werden wir dich zurücktragen . . . wenn wir erst dort hinter den Häusern sind, dann ist alles gut. Willst du eine Zigarette? Nur ruhig . . . wie wird sich Muttern freuen, was?"

Was hilft es? Die Granate fragt nicht nach ihrem Ziel. Sie fällt nieder, wie das Rohr es befiehlt, und das Rohr ist blind. Manchmal versäumt sie es auch zu krepieren, gerade wie es kommt . . . vielleicht hat ein Rekrut den Zünder einzurichten vergessen. Wenn alles in Ordnung ist, dann krepiert sie genau wie ihre vorausgegangene Schwester . . .

Die drei im Straßengraben haben nicht viel davon gemerkt. Sie haben wohl gewußt, daß die zweite bald kommen müsse. Aber sie haben gedacht, vielleicht geht es just diesesmal vorbei . . . warum soll es auch nicht vorbeigehen? Und überdies, wie gleichgültig . . . soll er denn liegen bleiben, der arme Teufel, in seinem Blut, mitten auf der Straße, wo jeder hinüberjagende Eisensplitter ihn treffen mag?

Für den Verwundeten ist es nur eine rasche Erlösung gewesen. Für die beiden anderen eine schlecht bezahlte Treue. Aber wer darf auf Lohn hoffen, wenn er treu ist?

Nun liegen sie alle drei beieinander im Graben. Der eine tief vorübergesunken mit einem breiten Riß in der Stirn. Der zweite beiseite

geschleudert mit zahlreichen Löchern im Leib und zerschmetterten Gliedern. Der dritte mit dem Oberkörper weit zurückgelehnt, immer noch die Augen weit aufgerissen und die Lippen fest zusammengebissen. Aber der Blick ist gläsern und stumpf.

So liegen sie stumm alle drei nebeneinander . . .

Die dritte Granate rührt sie zu keiner Bewegung mehr . . .

Eine Granate kommt niemals allein . . .

* * *

Räder knirschen in der Dämmerung . . .

Tief lassen die Gäule die Köpfe herabhängen. Ab und zu pusten sie durch die geblähten Nüstern, daß ihr warmer Atem wie ein Nebelstreif in die Luft wirbelt. Gestrafft sind die Taue. Auf den Pferden sitzen in Mäntel gehüllt totmüde die Fahrer. Langsam schwanken die Körper in der Bewegung. Ab und zu dringt von irgendeinem Wagen ein Wort. Aber es versinkt gleich im monotonen Geräusch der Kolonne . . .

Gestern ist hier die Kolonne gefahren, vorgestern auch, morgen wird sie wohl wieder fahren . . .

In den Wagenkästen fein säuberlich aufeinandergereiht Granate neben Granate. Lauter kleine runde Eisengefäße, eines wie das andere, keines schwerer, keines leichter. Alle mit einem kupfernen Ring um den Kragen, alle mit einer blinkenden Spitze, alle gefüllt mit feinem Pulver. Brüderlich ruhen sie beieinander, schlafen den trägen Schlaf der Unerlösten. Bald werden Hände nach ihnen greifen, werden sie in ein dunkles Gehäuse schieben. Und dann wird ein kleiner leichter Schlag plötzlich ein rasendes Auseinanderstieben in ihnen wecken. Mit einem infernalischen Gebrüll werden sie den wilden Ritt durch den Himmel antreten, und ein lodernder Feuerstrahl wird hinter ihnen eilen. Eine nach der anderen wird an die Reihe kommen. Und wenn die eine die Bahn vollendet und krachend zerreißt, dann tritt schon die nächste den Ritt hinter der Schwester an.

Und morgen kommt eine neue Kolonne über die Straße . . .

Räder knirschen in der Dämmerung . . .

* * *

Kugeln zwitschern durch die Morgenluft . . .

Ein Singen wie von Schwalben, die pfeilschnell mit langgezogenem Pfiff einherstieben, die Schwingen eng an den schlanken Leib gezogen, der ganze feine Körper das Sinnbild rasender Vorwärtsbewegung . . .

Die Schwalben werfen sich steil in die Höhe, wenn sie ihr sausender Flug vor das Ziel geschleudert, und wirbeln in die Luft, jauchzend vor Freude am Jagen. Die Kugeln gehen immer geradeaus und bohren sich in das Ziel und fragen nicht danach, wohin sie treffen. Einmal ist es ein Stein, der sie zerschellen läßt, einmal ist es ein Eisenblech, das sie zurückschleudert und sie mit einem schreienden Triller davonjagen heißt. Einmal ist es ein Stück Erde, das sie mit stumpfem Schlag einschluckt auf Nimmerwiedersehen, einmal ist es eines Menschen Brust, die von ihnen blutig zerrissen wird . . .

Kugeln zwitschern durch die Morgenluft . . .

Seit Stunden liegt die Schützenkette im rollenden Gewehrfeuer. Gleich kleinen Irrlichtern hupfen winzige Mündungsflämmchen. Läufe werden heiß. Schlösser knacken in monotoner Bewegung. Immer fünf Patronen in einem Rahmen schiebt die harte Hand mit kräftigem Druck in die Kammer. Der Kolben stemmt sich gegen die Schulter. Über Visier und Korn starrt das Auge hinüber, wo kleine Wölkchen den verschanzten Gegner verraten. Ganz langsam biegt sich der Zeigefinger. Just wenn Auge, Visier, Korn und dort drüben ein braungelber Uniformfleck eine gerade Linie bilden, gibt es einen leisen Knack. Aber den hört man nicht. Mit jähem Druck preßt der Kolben sich gegen die Schulter. Ein Knall. Irgend etwas zischt pfeilschnell davon. Jetzt ist es schon da drüben. Der braungelbe Uniformfleck verschwindet. Über das ruhende Gewehr hinweg starrt das Auge nach einem neuen Ziel . . .

Köpfe weg! Jäh bricht von dort drüben ein klatschendes Gehämmer los, mit einer rasenden Regelmäßigkeit und so laut, als müsse der gellende Amboß ganz nahe stehen. Das macht, weil das Maschinengewehr kerzengerade nach hier gerichtet ist. Das rauschende Heranpfeifen wie von wehenden riesigen Schleiern spürt man nur als einen vorüberflitzenden Gedanken. Aber dies . . . huiii . . . huiii . . . dies Um-die-Ohren-pfeifen . . . dies Klatschen in die Baumstämme . . . dies Zerfetzen in den Kronen . . . dies schwebende Singen über den Köpfen . . . das will kein Ende nehmen, solange es von dort drüben hämmert. Köpfe weg! Aber was hilft's . . . die Grashalme sind ein schlechter Kugelfang. „O Gott, Kamerad . . . ich glaube, ich bin . . ." huiii . . . huiii . . . armer Kerl, du glaubst noch, und ehe du begriffen, fällt dein Kopf vornüber, und die Glieder strecken sich lang. Soldatentod. Huiii . . . huiii . . . das läßt nicht nach, das läßt nicht nach! Ob man zurückkriecht? Da springt einer steil in die Höhe, stößt einen Schrei aus, wirft die Arme wie ein Ertrinkender in die Luft, dreht sich ein-, zwei-, dreimal um sich selbst, läuft zwei

Schritte und schlägt lang hin wie ein gefällter Baum. Huiii . . . huiii . . . das kennt kein Erbarmen und wühlt sich immer dichter in die Schützenkette. Ach, nun sind schon die Baumstämme von frischen Narben bedeckt, und aus der Erde spritzen ganze Hände voll Sand. Wenn man den Körper doch nur in die Erde hineindrücken könnte! Entsetzlich quälend ist dies sinnlose Einschlagen rings herum. Einer nach dem andern dreht sich schwerfällig zur Seite. Verwundete kriechen bleich zurück, die Gesichter verzerrt vor Schmerz, Blutspuren im Gras hinterlassend. Huiii . . . huiii . . . manchmal setzt das gellende Hämmern ein paar Schläge aus. Ladehemmung bei denen dort drüben. Ach, Atemholen! Ob sie jetzt eine andere Richtung nehmen? Ob man aufspringen und dort nach rechts hinter die Böschung laufen soll? Es sind fünfzig Meter. Wenn sie drüben einigermaßen aufpassen, kommt keiner bis dorthin, nicht einer. Aber vielleicht haben sie drüben selbst einen Treffer . . . oder die Munition ist alle? Oder das Gewehr wird an anderer Stelle gebraucht?

Nur keine Sorge. Das Gebell erwacht, monoton in seiner Geschwindigkeit, aufreizend in seiner Zielstrebigkeit, blutdurstig in seinem heiseren Zischen. Und nichts und niemand hilft! Keine Batterie zerschmettert mit einer krachenden Salve das teuflische Instrument . . . kein Schützenfeuer faßt das pfeifende Ungeheuer von der Flanke und streckt seine Helfer in das Gras! Nicht mal zu sehen ist es. Breit und unsichtbar gleich einer Wolke von Blei und Rauschen und Hämmern webt das in sausender Fahrt über das Feld heran. Ach, diese Ohnmacht! Dies zähneknirschende Empfangen des unsichtbaren Todes! Dies wütende Hinstarren über das zuckende Feld. Dies Aufbäumenwollen in krampfiger Überreiztheit . . . dieser gräßliche Fluch, den die kleine Bleikugel auf den verzerrten Lippen erstarren läßt! . . .

Liegenbleiben ist sicherer Tod. Zwei Drittel regen sich nicht mehr. Jede Sekunde fast bringt neue Opfer. Nach rückwärts laufen ist zwecklos. Also vorwärts . . . vierzig Meter bis in die kleine Senkung. Sprung auf . . . marsch, marsch . . .

Wettlauf über vierzig Meter mit dem Tode . . . ein ungleicher Kampf, weil der Tod sich an keine Regeln hält. Binnen zwanzig Sekunden ändert er zehnmal seine Laune. Vielleicht, daß es ihm einfällt, just in diesen zwanzig Sekunden die Arme zu verschränken und zu lachen über die unnötige Hast der gehetzten Menschlein. Vielleicht, daß ihn die dreiste Herausforderung wütend macht, daß er mit einem rasenden Schnitt der Sense alles, was gegen ihn läuft, hinstreckt auf die Fläche. Meist

faßt ihn der Zorn, denn er ist ein brutaler Geselle, der Tod, der aus den Läufen der Maschinengewehre über das Feld reitet . . .

Nicht einmal, wenn er alle, die mit ihm den Lauf gewagt, in Reihen und Gruppen zu Boden geworfen, verläßt ihn seine Wut. Noch in die reglosen Leiber der Erschlagenen jagt er die kleinen Bleikugeln. Und erst, wenn er erkannt hat, daß sich auch nicht einer mehr bewegt von all denen, die ihn herausgefordert, winkt er nach dort drüben, und das Gebell verstummt. Nur hier und da noch einmal ein vereinzelter geller Peitschenschlag, oder auch zwei . . .

Kugeln zwitschern durch die Morgenluft . . .

* * *

Handgranaten zerkrachen wie Paukenschläge . . .

Wie eine Erlösung aus unerträglicher Spannung der letzte Befehl zum Einbruch in die Stellung . . .

Da rafft sich mit plötzlich hervorbrechender verhundertfachter Energie die letzte Faser im Leib und im Gehirn auf. Die Augen quellen hervor, die Zähne entblößen sich. Die Grenze zwischen Todesfurcht und Tod ist mit einem Sprung überwunden. Der Tod wirft den grauenvollen Mantel ab und steht nackend da. All seine Schrecken fallen von ihm ab, jetzt, da man ihn an der Kehle greift und ihn zum Kampf Mann gegen Mann preßt. Alles Menschliche liegt hinter einer undurchdringlichen Wand. Das Entsetzlichste tut die Hand, ohne darüber zu zittern. Das Fürchterlichste sehen die Augen, ohne im geringsten zu erstaunen. Und obwohl eine ungeheure Erregung in den Gehirnen wühlt, geschieht alles mit einer Überlegung und einer Regelmäßigkeit, die jedes Gefühl ausgeschaltet und nur den Verstand und den Instinkt angestrengt zu haben scheint.

Das Schlimmste ist ja nicht das Erleben dieser Szenen selbst. Viel schlimmer ist die Erinnerung. Losgelöst von der Erregung des Augenblicks, von dem Lärm, von der nervenzerrüttenden Wechselwirkung zwischen Lebenwollen und Sterbenmüssen tritt eines Nachts vor das Auge des schlaflos Wachenden irgendein kleiner Ausschnitt aus jenem Vorgang. Vielleicht ein Gesicht. Vielleicht das plötzliche Wiedererkennen eines Schreies. Vielleicht eine Bewegung, die er damals überhaupt nicht beachtet, die ihm ganz aus dem Sinne gekommen, die im Zusammenhang des Ganzen überhaupt nichts bedeutet. Jetzt aber wird sie zu einer zusammenschnürenden Qual sondergleichen. Zu einem Aufschrei, der sich durch die gepreßte Kehle keinen Weg zu bahnen vermag und sich ins Innere hineinfrißt. Ein ganz anderes Erleben ist dies zweite als das

erste. Die Seele ist viel aufnahmefähiger, der Geist reger, die Phantasie arbeitet rascher und mit viel stärkeren Farben. Und der Zwang, der das zweite Erleben mit unsäglich brutaler Gewalt in die feststehenden Formen des ersten hineinpreßt, will die gespannten Saiten der Seele fast zum Zerreißen bringen. Da gibt's keine Hilfe. Alles Wehren versinkt in Ohnmacht . . .

Handgranaten zerkrachen wie Paukenschläge . . .

In deiner Hand, zusammengeballt in einem Metallgefäß, so groß wie eine Büchse, ruht der Tod. Wartet lauernd auf den Befehl zum Hervorbrechen. O, er weiß, daß er das nicht sofort darf, wenn du das Signal gibst. Noch dreieinhalb Sekunden nach dem Befehl muß er zischen und fauchen und glimmen und dann mit einem jähen Auseinanderzerren darf er in tausend Fetzen nach allen Seiten stieben und sich hineinbohren in alles, was sich ihm entgegenstellt. Ein eigentümliches Gefühl, den Tod in der Hand zu halten, ihn zu bändigen, ihn zu lenken, dem Chaotischen einen bestimmten Zweck einzugeben. Ist er denn einer, dem man trauen kann, selbst wenn er, in alle Regeln der Mathematik und Physik eingezwängt, sich sanft und sittsam gebärdet wie ein Holz oder ein Stein? Wie, wenn er plötzlich alle mühsam ihm beigebrachten Regeln vergißt, ohne böse Absicht, nur im Übereifer oder im Rausch des Kommenden . . . wenn er vergißt, daß er nach dem Befehl noch genau dreieinhalb Sekunden warten muß bis zum Losbrechen? Wie, wenn ihn plötzlich eine Laune überkommt (und wieviel Launen hat doch der Schlachtentod?), der fein ausgeklügelten Absicht dessen, der ihn da mit den Schlingen physikalischer Gesetze listig in das kleine Metallgefäß eingesperrt, einen bösen Streich zu spielen?

Kann es ihm denn nicht gleichgültig sein, in welchen Leib er seine Splitter bohrt? Es ist ja doch immer das gleiche Bild, und es ermüdet beinahe schon. Wie oft ist es ihm überhaupt zu beschwerlich, erst seine Kraft an das Zersprengen der Metallwände zu verschwenden, und er bleibt einfach dadrinnen. Warum soll er nicht jetzt einmal, ganz plötzlich, just wenn der erste Befehl kommt und wenn alles den Atem anhält, wenn der Arm ausholt und ihn mitsamt seinem Gefäß dort drüben, dort drüben in den Graben, wo sich alles zusammendrängt, schleudern will . . . warum nicht soll er dann plötzlich wild auflachen in fürchterlichem Hohn und die Hand, die ihn hält, und den Körper, der an der Hand ist, und alles, alles ringsum zerreißen zu einem blutigen Knäuel? Das wäre ein rechter Streich, wie er dem Schlachtentod Ehre machen würde! . . .

Handgranaten zerkrachen wie Paukenschläge . . .

Flammen kniſtern im Gebälk . . .

Ganz heimlich haben ſie ſich aufgemacht. Niemand hat ſie beobachtet. Niemand auch weiß, woher ſie gekommen und ob einer ſie etwa gerufen. Ob wohl die Neugier ſie getrieben? Züngelnde Flammen ſind immer neugierig . . .

Das kam ſo: Quer über die Straße hinüber und herüber wälzt ſich und drängt ſich und preßt ſich der ſchreiende Kampf. Hinter den Ecken der Häuſer hervor, auf kürzeſte Entfernung, gellt der Peitſchenſchlag, jagt die Kugel. Und abermals wirft einer die Arme zur Höhe und bricht in die Knie. Aber das Geſchrei, das Geſchrei! Andere ſind hinter das Haus gedrungen. Ein kurzes gedämpftes Ringen wie von ineinanderverbiſſenen Raubtieren. Zwei, drei dumpfe Schläge . . . ein paar Geſtalten laufen geduckt über die Straße . . . irgendwo ein lautes Kommando . . . Aufblitzen . . . Gellen . . . Pfeifen . . . drei jagen zurück, zwei werden hingeſchleudert auf das Pflaſter. Aber wieder ſteigen andere durch die Gärten hinter den Häuſern. Verworrenes Schreien und Stöhnen und Brüllen iſt drinnen. Rückwärts werden einige auf die Straße gedrängt. Aufblitzen . . . Gellen . . . Pfeifen . . . ein paar Körper wälzen ſich. Wieder geduckte Geſtalten über die Straße. Plötzlich, wie von einem Dachgiebel mit ungeheurem Getöſe herabgeſprungen, eine rieſige ſchwarze Rauchwolke. Alles verſtummt, alles verſchwunden. Alles? Wie ihr fürchterlicher Lärm ſich verloren, wie ihr grauer Schleier ſich langſam gelüftet, ganz langſam, (denn wer wagt es — hu! — ſie zur Eile zu treiben?) da gähnt mitten auf der Straße ein rundes ſchwarzes Loch, das Pflaſter iſt ringsum aufgeriſſen, die Wände der Häuſer ſind über und über mit Löchern bedeckt, alle Scheiben zerſplittert, Geröll und Dreck überall umhergeſtreut . . . und dort, ja, dort an der Häuſerwand hockt ein Körper. Vornübergeſunken das Geſicht, lang ausgeſtreckt die Arme, ſchwarz verbrannt das Haar, an allen Ecken und Enden durchlöchert der Rock. Hundert kleine Splitter töten ebenſo ſchnell wie ein großer. Armer Kerl, du allein biſt zurückgeblieben auf der Straße . . .

Flammen kniſtern im Gebälk . . .

So war es gekommen. Solange der Lärm in der Straße war, dies Hin- und Herlaufen, dies Bellen und Peitſchen und Ziſchen, da wagten ſie es nicht, einen Blick hinaus zu werfen. Und erſt als dieſer rieſige ſchwarze Teufel plötzlich von irgendwoher herabſprang auf die Straße, da verkrochen ſie ſich in alle Ritzen und Spalten, die ſie nur finden

konnten. Dort saßen sie miteinander und zitterten und kauerten sich dicht eine an die andere. Und keine wagte es, sich auch nur zu regen. Fast gestorben wären sie vor Schreck.

Aber diese merkwürdige Stille da draußen? Stille kann aufregender sein als Lärm, und nun just eine Stille, die so plötzlich einem wüsten Lärm folgt? Unheimlich. Wenn man doch nur einmal einen ganz kurzen Blick . . . eben so gerade über das Fenstergesims hinweg . . . oder für eine Sekunde gleich einer Ratte über das Gebälk hinlaufen nach dem First . . . nein, wirklich nur für eine Sekunde, und dann gleich wieder zurück zu den Schwestern . . .

„Stille . . ." sagte die eine, „wenn man uns erst sieht, dann ist es vorbei mit uns. Ihr wißt gar nicht, wie uns die Menschen hassen und fürchten!"

„Haha," kicherte die andere, „das war einmal . . . heute brauchen sie uns, jawohl, sie brauchen uns. Ich weiß das von dem Tod, der hat neulich auch den Kopf geschüttelt. „Merkwürdig sind doch die Menschen," sagte er, „niemals haben sie mir eine vergnügte Stunde gegönnt, stets mich betrogen, wo sie nur konnten. Und jetzt mit einemmal können sie nicht genug von mir haben. Fast bin ich schon außer Atem gekommen. Ich werde mich noch nach Hilfe umsehen müssen . . ." So sprach der Tod, und ich sage, auch mit uns ist das ganz genau so!"

„Ich möchte doch einmal sehen, ob wir uns heute abend gerade so in dem Fenster der Kirche spiegeln, wie unsere Großmütter von anno dazumal von sich erzählten. Ich glaube es kaum. Vielleicht ist die Kirche gar nicht mehr da. Hört nur, wie still es ist!" flüsterte die dritte.

„Heiß ist mir . . ." stöhnte die vierte und dehnte sich weit aus.

Da erhob sich ein allgemeines Zischeln und Tuscheln unter den Schwestern. Die älteren begannen sich zu dehnen, die jüngeren wurden einfach aus dem Versteck hinausgepreßt. Und als sie erst den Schrecken überwunden, begannen sie sich auf dem Holzboden recht behaglich zu fühlen und vollführten einen übermütigen Tanz. Da kamen auch die älteren hervor aus dem Versteck . . .

Aber was war das? Erstaunt hielten sie ein im Ringelreigen und blickten nach oben in das Gebälk und nach dem Giebel. Ho, holla! Wie auf der Galerie im Zirkus hockten dort oben mit langsamen, schaukelnden Bewegungen, mit denen sie den Tanz der dort unten begleiteten, ganze Reihen neuer Flämmchen und knisterten verschmitzt. Kommt doch herauf,

ihr Tänzer. Hier oben kann man lustig über die Balken laufen. Hei, macht das Vergnügen!

Und nun ließen auf einmal alle unten die Hände los. Und die schnellsten unter ihnen kletterten blitzgeschwind an den Balken hinauf und sanken den neuen Schwestern dort oben mit übermütigem Flackern um den Hals. Die Untenbleibenden begannen ein regelloses Hin- und Herlaufen, stürzten sich über alles und jedes, was sie fanden, zankten sich, rissen sich an den Haaren, kletterten eine über die andere, immer höher, immer höher!

Hu, wie sie auf einmal wuchsen und anschwollen und wie aus dem Spiel ein schauerlicher Ernst wurde. Wie an ihrer Größe ihre Wildheit sich steigerte . . . wie sie jede Scheu abwarfen und mit zuckenden Armen alles ergriffen und anzündeten. Nein, das waren die schüchternen kleinen Schwestern nicht mehr . . . das waren Megären, rothaarige, bestienhafte Weiber mit glutübermalten Gesichtern und flackernden, zuckenden roten Händen. Schamlos ihre geile Gefräßigkeit . . . brutal und widerwärtig ihre entfesselte Sinnenlust . . .

Nur einmal hielten die vordersten ein. Das war, als sie den ersten Blick auf die Straße warfen und das runde Loch mitten im Pflaster und die zerbrochenen Scheiben und das Geröll und die zerkratzten Wände der Häuser sahen. Aber das hielt sie nicht einmal auf. Die seltsam vornübergebeugte Gestalt, die da an der Wand lehnte, die Haare verbrannt, den Rock zerrissen, die Arme lang ausgestreckt . . . diese Gestalt machte auf sie einen Eindruck, wie es dem Teufel geschieht, wenn ihm ein schwarzer Pudel über den Weg läuft. Einen Augenblick lang rangen sie die Hände und verdrehten die Augen. Dann überwanden sie den Abscheu und warfen sich wild in die Luft. Niemand sah es auf der menschenleeren Straße. Der da an der Wand lehnte, der regte sich überhaupt nicht, dem war alles gleichgültig . . .

Flammen knistern im Gebälk . . .

* * *

Ich hatt' einen Kameraden . . .

Als du mich verlassen mußtest, da ging alles furchtbar schnell und in einer entsetzlichen Dumpfheit, die trotz aller Erregung in meinem Kopfe lag. Wie sollte mir in diesem Augenblick zum Bewußtsein kommen, was das Leben und die Freundschaft in uns still versenkt hat? Das ist wie

ein wundervoller, gewölbter Bogen, gebaut von den begnadetsten Künstlern und prangend in den herrlichsten Farben, die im Abendsonnenschein gleich geöffneten Toren des Himmels leuchten — und dieser Bogen liegt auf zwei sammetbehangenen Säulen, deren eine in meinem Herzen und deren andere in deinem Herzen ruht. Und jetzt, wo die Sonne untergeht, ist die eine Säule geborsten. Wie soll dann der Bogen weiter sich wölben? Siehe, die Nacht kommt schon herauf aus kühlen Tälern, und die ersten Sterne erglimmen am Firmament . . .

Ich klammere mich an das, wie es geschehen ist. Ich sehe, wie du, neben mir liegend im Gras, auf einmal meinen Arm greifst mit dem krampfigen Griff eines Ertrinkenden. Ich blicke in deine Augen, in denen das ganze fürchterliche Rätsel des Jenseits mit plötzlicher Verzweiflung sich offenbart. Wie die ohnmächtige Erkenntnis des Sterbenmüssens dich überfällt, daß alle Schmerzen in deiner Brust nur wie eine unscheinbare, kaum gespürte Nebenwirkung dir erscheinen neben der einen furchtbaren Tatsache der Trennung. Was sollte ich anders tun, als meine Arme um dich legen und in deine Augen schauen, bis sie allmählich jenen stumpfen Glanz gewannen, der den Tod anzeigt?

Nein, noch kann ich es ja nicht im geringsten ermessen, was uns geschehen ist. Noch ist ja mein Schmerz um dich nur eine angstvolle Ahnung der Wirklichkeit. Noch steht mir ja alles bevor. Das beste wäre schon, ich wäre an deiner Seite geblieben . . .

Ich höre dein munteres Lachen an hundert Sommerabenden . . . und es schnürt mir die Kehle zu. Ich vernehme dein ernstes Gespräch über den Tod, dem du mit klarem Geist schon zu Lebzeiten alle Schreckнisse abgenommen . . . und wenn ich an die Verzweiflung in deinen Augen in jener Stunde denke, dann scheint mir alles ein Betrug. Nein, du hattest den Tod nicht besiegt, er hat dich betrogen . . . betrogen sind wir alle beide! Ich sehe dich einherschreiten in der Kolonne, zwei Glieder vor mir, den Blick geradeaus gerichtet, wie in der Erwartung einer großen Feierstunde und eines heiligen Festes. Wo ist denn das Heilige, wo ist die Feierstunde? Du bist ganz einfach tot . . . und in jener Minute, in der du den Tod erkanntest, erstarrtest du vor seiner Grimasse, und in dir schrie es: „Zurück, zurück!“ Aber der Tod sagte: „Vorwärts!“ und stieß dich hinab in den Abgrund . . .

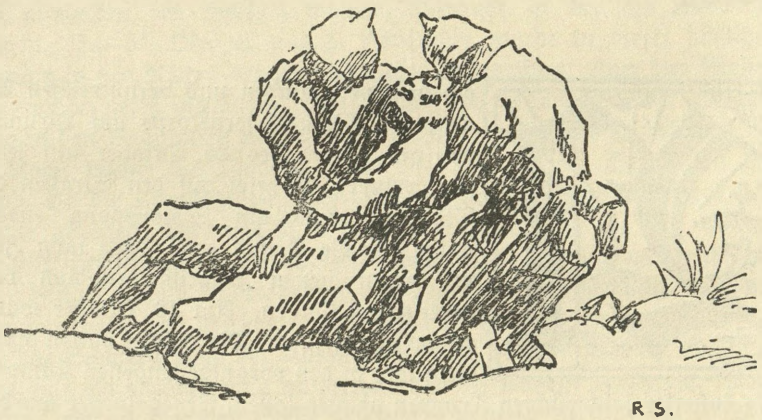
Ich hatt' einen Kameraden . . .

Vielleicht später einmal, viel später, werde ich erkennen, daß dein Tod nur ein Übergang war, ein Übergang in einen wunderbaren Raum,

in dem wir uns dereinst wieder die Hand reichen werden. Dann wollen wir kein Wort sprechen und nur uns anschauen . . .

Heute aber noch, wenn ich daran denke, möchte ich mich hinwerfen auf die Erde und schreien. Gott lästern möchte ich und die Erde verfluchen, die soviel Grausamkeit tragen kann, ohne zu bersten . . .

Ich hatt' einen Kameraden . . .





Choral.

Nach dem vergeblichen und verlustreichen Angriff des XXII. Reservekorps auf Dixmude, der am Abend des 25. Oktober mit jener fürchterlichen Metzelei auf den Straßen des Städtleins und am Südausgang endete, nahm sich die Armee zwei Tage lang Zeit, um einen neuen Angriff gründlich vorbereiten zu können. Am 28. Oktober wurde erneut angegriffen. Die Belgier hatten inzwischen ihre in den voraufgegangenen Kämpfen aufs äußerste geschwächten Truppen ablösen lassen. Senegalneger wurden am Morgen des 26. in aller Eile eingesetzt, da man die unmittelbare Fortsetzung des deutschen Angriffs vom 25. fürchtete. Auch der 28. brachte nicht den erwarteten Erfolg. Die Verluste der deutschen Regimenter waren zu groß gewesen. Südlich der Stadt wurden einige Teilerfolge erkämpft. Im allgemeinen blieben die Stellungen unverändert. Am 29. beschloß die 4. Armee, den verlustreichen Angriff auf Dixmude einzustellen. Es wurde befohlen, die feindlichen Brückenkopfstellungen unter einem kräftigen Störungsfeuer zu halten und den Ostrand der Stadt mit schweren Minenwerfern zu beschießen.

Die Armee glaubte, diesen Entschluß mit Rücksicht auf die Lage bei der 44. Reserve-Division und beim III. Reservekorps (nördlich Dixmude bis zum Meere) fassen zu dürfen. Inzwischen schien nämlich dort die Entscheidung zu reifen. Die 44. Reserve-Division hatte die Hoffnung, durch Angriffsstoß nördlich der Stadt die Belgier zur Aufgabe des ganzen Brückenkopfes zu zwingen. Welches Ende diese Absicht hatte, ist an

früherer Stelle geschildert, wo von dem verzweifelten Ringen des Korps Beseler mit dem Meere gesprochen ist.

So war der ganze Nordflügel der 4. Armee, das III. und das XXII. Reservekorps, am 1. November in den alten Stellungen des 20. Oktober wieder angelangt. Unter unsäglichen Opfern war die Schlacht der Entscheidung entgegengeführt worden. Kurz vor dem Sieg ging alles wieder verloren. Die 44. Reserve-Division wollte auch am 30. Oktober, als das Korps Beseler vom Meere zurückgetrieben wurde, den Angriff nicht aufgeben, da sie einstweilen im Norden von Dixmude noch einigermaßen trockenen Boden unter den Füßen hatte. Sie wußte wohl, daß sie keine Schlachtentscheidung mehr herbeiführen konnte, aber sie wollte zum mindesten den Versuch machen, Dixmude in deutsche Hand zu bringen. Am 31. Oktober und 1. November wurde in direkt südlicher Richtung in den Rücken des Brückenkopfes angegriffen. Aber das Wasser kam immer tiefer ins Land. Am Nachmittag begann sich der Spiegel zwischen den Bahnlinien nach Nieuport und nach Furnes zu dehnen. In der Nacht mußte die Division hinter die Yser zurück. Hell schien der Mond, als die Kompagnien ohne Störung durch den völlig ermatteten Gegner abzogen. Dixmude blieb in Feindeshand.

Unterdessen hatten die übrigen Korps im Zentrum und auf dem linken Flügel ebenfalls harte Kämpfe zu bestehen. Seit jenem furchtbaren Zusammenprall von Bixschote, Langemarck und Becelaere verschob sich aber das Schwergewicht der Entscheidung nach Norden zum III. Reservekorps, das als einziges noch im fortschreitenden Angriff verharrte. Wohl gelang, wie an früherer Stelle geschildert worden ist, am 24. Oktober noch jener wilde Angriff auf das Dörflein Reutel im Norden von Becelaere und den Polygon-Wald. Aber es handelte sich hier um einen örtlichen Erfolg, nicht um eine Schlachtentscheidung. Das Armeeoberkommando befahl am 24. Oktober abends dem XXIII., XXVI. und XXVII. Reservekorps, ihre in den Kämpfen vom 20. bis 24. erreichten Stellungen unter allen Umständen gegen jeden feindlichen Angriff zu halten und dabei jede sich bietende Gelegenheit auszunutzen, um dem Gegner weiteren Boden zu entreißen.

In der Tat erwies die Regsamkeit des Feindes sehr bald die Berechtigung dieses Defensivbefehls. General French hatte nach und nach seine ganzen Reserven in die Schlacht geworfen. Sein ursprünglicher großer Angriffsplan mit dem Ziele des Durchstoßes durch Belgien war ihm gründlich verdorben worden. Aber die außerordentlich starken Verluste der mit Todesverachtung angreifenden jungen deutschen Regimenter

weckten in ihm den Plan, durch andauernde Angriffe den ermüdeten Gegner zu erschüttern und in zäher Arbeit allmählich das zu erreichen, was in einmaliger Schlachtentscheidung nicht erreichbar war. Die französische Heeresleitung billigte French's Absichten vollkommen und speiste ihn, soweit es ihr möglich war, mit französischen Reserven. Man darf nicht vergessen, daß damals die ganze Welt die Entscheidung des Feldzuges noch von dem Ausgang der Schlacht um Ypern erwartete.

Bald merkten die deutschen Reservekorps, daß hinter den täglichen und nächtlichen Angriffen des Gegners ein System lag, daß der Gegner den Versuch machte, allmählich von sich aus bestimmenden Einfluß auf den Gang der Schlacht zu nehmen. Sie hatten diesem Versuche nichts entgegenzustellen als ihre Leiber. Das Armeeoberkommando fürchtete besonders für die Nahtstelle zwischen dem XXVI. und XXVII. Reservekorps und stellte dort die 37. Landwehrbrigade, die 2. Reserve-Ersatzbrigade, Teile der Marinedivision und Teile der 38. Landwehrbrigade auf. Dem Gegner kam sehr zu statten, daß er nach wie vor im Besitze der Höhenstellungen war und darum über eine ausgezeichnete Beobachtungsmöglichkeit verfügte. Besonders heftige Angriffe richteten sich am 26. und 27. Oktober gegen die deutsche Front bei Poelkappelle und Passchendaele. Nach und nach mußten hier die sämtlichen Armeereserven eingeschoben werden. Am 26. Oktober fiel der Führer der Landwehr, Generalleutnant von Meyer. Überall gelang es, die deutschen Linien, die teilweise unter den hartnäckigen Angriffsstößen ins Wanken kamen, wiederherzustellen. Ebenso schlimm war die schwere Krise, die schon am 24. Oktober bei der sächsischen 53. Reserve-Division in der Gegend von Zonnebeke eingetreten war. Nur durch das energische Eingreifen der Divisionsfeldartillerie, die hinter die zurückgehenden Schützenlinien einen dichten Sperrfeuergürtel legte, gelang es, ernste Folgen zu verhindern. Auch die Stellung der 54. Reserve-Division, der Württemberger, wurde von einem fürchterlichen Stoß getroffen. Schon verbreiteten sich Gerüchte, Becelaere sei umzingelt und genommen. Aber die württembergischen Regimenter gingen mit dem Bajonett vor und trieben den Gegner zurück. Am 28. Oktober schien der Feind durch seine verlustreichen Angriffe erschöpft, es kam nur zu unbedeutenden Aktionen. Auch der 29. ging verhältnismäßig ruhig vorüber.

Bei Dadizeele traf als Reserve die 6. bayerische Reserve-Division ein. Das Armeeoberkommando schöpfte neue Hoffnung.

* * *

In der Lücke zwischen dem linken Flügel der 4. Armee und dem rechten Flügel der um Arras, La Bassée und Armentières ringenden 6. Armee standen bis zum 30. Oktober nur Kavalleriekräfte und einige Jägerbataillone unter dem Befehl des Generals der Kavallerie von der Marwitz. Ihre Aufgabe war ursprünglich nicht Teilnahme am Angriff der 4. und 6. Armee, sondern nur Sicherung und Aufrechterhaltung der Verbindung zwischen beiden Armeen. Aber die fortgesetzten, weit über den Südflügel der 4. Armee hinunterreichenden englisch-französischen Angriffe zwangen die Kavalleristen zu Gegenstößen. Unter dem Kommando des Generalleutnants Ritter von Stetten griffen die bayerische, die 3. und 7. preußische Kavalleriedivision, verstärkt durch die Jägerbataillone 4, 9 und 10 am 25. Oktober im engsten Anschluß an das Vorgehen des XXVII. Reservekorps die Linie Kruiseik—Zandvoorde an, stürmten am folgenden Tage im Nahkampf das Dörflein Kruiseik und lagen am 29. Oktober vor Gheluvelt.

Inzwischen waren im Hauptquartier der 4. Armee unter Teilnahme des Chefs des Großen Generalstabes, Generals von Falkenhayn, neue Entschlüsse gereift. Die Oberste Heeresleitung hatte sich davon überzeugt, daß die 4. Armee allein gegenüber einem übermächtigen und täglich sich noch verstärkenden Gegner ihre ursprüngliche Aufgabe, den Durchstoß auf Calais und Dünkirchen, nicht zu lösen vermochte. Auch die 6. Armee des bayerischen Kronprinzen konnte nicht auf eine entscheidende Wendung rechnen. Bei dem allgemeinen Erstarren der Westfront glaubte die Oberste Heeresleitung nach wie vor, an dem Gedanken des Angriffs gegen den feindlichen Nordflügel festhalten zu müssen. Hinzu kam, daß zur gleichen Stunde Beseler längs der Küste guter Hoffnung war, und daß darum alles daran gesetzt werden mußte, den Gegner vom Einschieben neuer Reserven vor der Front des III. Reservekorps abzuhalten. Darüber hinaus erschien es wichtig, den auf dem rechten Flügel der 4. Armee von Beseler in südwestlicher Richtung vorgetragenen Angriff durch einen auf dem linken Flügel in nordwestlicher Richtung anzusetzenden Stoß zu ergänzen. Am 27. Oktober ergingen die entsprechenden Befehle. Man entschloß sich, zwischen 4. und 6. Armee hinter dem Schleier der Marwitz'schen Kavalleriedivisionen eine neue Armeegruppe bereitzustellen, die am 30. Oktober die Südostfront von Ypern anzugreifen hatte. Die Hauptkräfte mußte die 6. Armee stellen, in deren Verband die Armeegruppe auch verbleiben sollte. Das II. bayerische Armeekorps und das XV. Armeekorps bildeten den Grundstock. Zu ihnen traten die bei Dadizeele stehende 6. bayerische Reserve-Division und die

bisher zur 5. Armee gehörende 26. (1. württembergische) Infanterie-Division. Die 6. Armee mußte an schwerer Artillerie abgeben, was irgend verfügbar war. Den Befehl über die Armeegruppe (Gen.Kdo. XIII. [württemb.] A.K.) erhielt General der Infanterie von Fabeck, sein Chef des Gen.Stabes war Oberstleutnant von Loßberg. Der Aufmarsch der neuen Verbände vollzog sich in bester Ordnung, der befohlene Angriffstermin konnte eingehalten werden. Gleichzeitig befahl das Armeeoberkommando der 4. Armee zur Unterstützung der Gruppe Fabeck für den 30. Oktober den allgemeinen Angriff der 4. Armee. Da auch Beseler am Morgen des 30. Oktober die Entscheidung im Norden als unmittelbar bevorstehend ansah, schien die Todesstunde der trotzigen Stadt Ypern und das Ende der Yserfront gekommen.

Auf der Front der aus Bayern, Preußen, Elsaß-Lothringern und Württembergern zusammengesetzten Gruppe Fabeck begann mit dem 30. Oktober ein grauenhaftes Ringen. Verzweifelt wehrten sich Engländer und Franzosen gegen die schnell erkannte ungeheure Gefahr. Im Norden gegenüber Beseler half ihnen das Meer, im Süden gegenüber Fabeck waren sie auf sich selbst angewiesen. Im ganzen dazwischen liegenden Raum von Dixmude bis Gheluvelt bissen sich die Regimenter der 4. Armee mit wilder Wut in immer neuen Vorstößen fest und verhinderten jede Ausscheidung von Reserven. Der neue Angriff galt Ypern unmittelbar. Gelang er, so hatte French keine Möglichkeit mehr, die Linie Ypern—Nieuport zur Ausgangslinie für seinen immer noch geplanten Angriff zu machen, der Gedanke des nördlichen Durchstoßes mußte dann aufgegeben werden. Darum wurde auf feindlicher Seite alles ins Gefecht geworfen, was irgendwie verwendbar war. Die 7. englische Division, die wegen Überanstrengung gerade aus der Front herausgezogen war, wurde sofort wieder in die Schlacht geschoben.

Um 4 Uhr vormittags hatte die 39. Infanterie-Division des Generals der Infanterie von Kathen (XV. Armeekorps) im blutigen Nahkampf die Höhenstellungen von Zandvoorde genommen. Das II. bayerische Armeekorps stürmte Schloß und Dorf Hollebeke. Das württembergische Füsilier-Regiment Kaiser Franz Joseph von Österreich, König von Ungarn (4. württembergisches) Nr. 122 drang auf dem rechten Flügel der 26. Infanterie-Division in Wambeke ein, und die 51. Infanterie-Brigade auf dem linken Flügel der Division gelangte bis kurz vor Messines. Die Einnahme von Gheluvelt auf dem rechten Flügel der Armeegruppe, die im Verein mit dem linken Flügel der 4. Armee (XXVII. Reservekorps) erreicht werden sollte, gelang nicht.

Von Wytschaete bis Messines zieht sich ein Höhenrücken, dessen nach Osten gerichtete Ausläufer den Engländern eine vorzügliche Flankierung des Angriffs gegen die Gruppe Fabeck ermöglichten. Wytschaete und Messines mußten fallen. General von Fabeck erteilte dem II. bayerischen Armeekorps für den 31. Oktober den Befehl zur Einnahme von Wytschaete, schob dort die 6. bayerische Reserve-Division ein und setzte die 26. Infanterie-Division auf Messines an. Das XV. Armeekorps des Generals der Infanterie von Deimling behielt den Streifen Gheluvelt—Hollebeke. French hatte am 30. Oktober erkannt, daß die Gefahr riesengroß war und füllte die dünnen Reihen seiner 7. englischen Division im Raume von Hollebeke mit rasch herbeigeführten indischen und französischen Truppen auf.

Und die Schlacht tobte weiter mit einer Erbitterung, die entsetzlich war. Nach einem beiderseitigen Artillerieduell, das mit rasender Heftigkeit den ganzen Vormittag andauerte, begann der allgemeine Angriff.

Um 12 Uhr rangen die 54. Reserve-Division (linker Flügel des XXVII. Reservekorps, 4. Armee) und die 30. Infanterie-Division (rechter Flügel des XV. Armeekorps, Armeegruppe Fabeck) mit rasch herangezogenen englischen Reserven um den Besitz von Gheluvelt. General von Deimling wurde durch Artilleriefeuer verwundet, Generalmajor Wild von Hohenborn stürmte seiner 30. Infanterie-Division in vorderster Linie voran. Gegenstoß auf Gegenstoß führte der Engländer, stundenlang wogte der Kampf hin und her, immer aufs neue durch rasendes Artilleriefeuer vorbereitet. Zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags war Gheluvelt gefallen. Jenseits versuchte der Engländer, durch einen letzten Massenangriff das Schlachtenschicksal zu wenden. Umsonst. 17 englische Offiziere, 1000 Mann wurden gefangen, 3 Geschütze und zahlreiche Maschinengewehre erbeutet . . .

Unterdessen bluteten das II. bayr. Armeekorps, die 6. bayerische Reserve-Division (ohne das bei Gheluvelt eingeschobene Reserveregiment 16) und die 26. Infanterie-Division im Kampf um den Höhenzug Wytschaete—Messines. Nachts um 2 Uhr (1. November) traten die Bayern zum Nahkampf um Wytschaete an. Das Ringen war furchtbar. Morgens um 5 Uhr war der Ort genommen. Als aber Teile des inzwischen eingetroffenen XVI. französischen Armeekorps eingriffen, gingen Ort und Höhenrand wieder verloren. Seit morgens 10 Uhr 30 (31. Oktober) kämpften die Württemberger um Messines. Um 11 Uhr war das Infanterie-Regiment Kaiser Friedrich (Nr. 125) am Nordostrand angelangt. Schrittweise ging es in den Ort hinein. Um jedes Haus wurde gerungen.

Während ein paar Häuser weiter die Infanterie und die Pioniere sich mit dem Gegner herumschlugen, schoben die Artilleristen ihre Geschütze in das Dorf und feuerten aus nächster Entfernung in die Häuser. Bald war der Marktplatz erreicht. Nachts lief die Stellung von Norden nach Süden mitten durch das Dorf hindurch. Keinen Augenblick ruhte in der Dunkelheit der Kampf.

Am Nachmittag des 1. November drangen die Bayern zum zweiten Male in Wytschaete ein. Abermals warf ein furchtbarer feindlicher Gegenstoß sie zurück. Die Engländer schoben zwei neue Divisionen ein. In Messines dauerten den ganzen Tag über die Nahkämpfe an.

Um 7 Uhr morgens, am 2. November, entspann sich ein Artillerieduell von damals noch nicht dagewesener Wildheit um Wytschaete. Die 6. bayerische Reserve-Division trat zum Sturm an. Noch östlich des Ortes traf sie ein Gegenstoß. Mit den zurückflutenden Engländern drangen die Bayern in das Dorf ein. Abermals trafen sie auf neue feindliche Truppen. Ein Häuserkampf von fürchterlicher Erbitterung begann. Zum dritten Male führte der Engländer neue Kräfte heran. Inzwischen griffen bei den Bayern Teile der neu herangekommenen 3. Infanterie-Division ein. Das Grenadier-Regiment Graf Gneisenau warf sich mit Bajonett und Kolben in den Ort. Um 5 Uhr war das Ringen entschieden. Lichterloh brannte das Dorf. Auf der ganzen Front tobten Einzelkämpfe weiter. Vom Nordwestrand aus tat sich den Stürmern im Abenddämmern der Blick auf das Gelände um Ypern auf . . .

Überall war der Engländer in die Verteidigung gedrängt. Bei Hollebeke und Wytschaete waren die deutschen Linien so nahe an Ypern herangeschoben, daß der Raum um die Stadt unter direkter Beobachtung lag und für die Bewegung größerer Truppenmassen nicht mehr in Frage kam. Gleichwohl hatte der Angriff der Armeegruppe Fabeck nicht den erwarteten entscheidenden Erfolg erzielt. Die feindlichen Reserven waren zu stark. Da sich inzwischen auch das Schicksal des III. Reservekorps im Küstenabschnitt vollzogen hatte und der ursprünglich geplante Flankenangriff auf den Raum zwischen Ypern und Dixmude nicht mehr ausführbar war, sahen sich die 4. Armee und die Armeegruppe Fabeck vor neue Entschlüsse gestellt.

* * *

Inzwischen hatte die 4. Armee die durch die Veränderungen im Norden erforderlich gewordenen Umgruppierungen vorgenommen. Am 3. November war die Armee zu einem neuen Angriff auf ihrer ganzen

Front von Dixmude bis Gheluvelt bereit. Der Abschnitt zwischen dem Meere und Dixmude fiel infolge der Überschwemmung für jedes neue Vorgehen aus, er wurde von der 38. Landwehrbrigade, der 4. Ersatz-Division und von Teilen der 43. Reserve-Division, die alle unter dem Befehl des Generalkommandos des XXII. Reservekorps vereinigt worden waren, gesichert. Der linke Flügel der 43. Reserve-Division, der südlich Dixmude bis in die Gegend von Woumen reichte, hatte Befehl, sich dem Angriff der südlich folgenden Armeeteile anzuschließen. Die Hauptlast des neuen Angriffs sollte auf den Schultern des XXIII. Reservekorps (Noordschoote—Bixschote), des durch die 44. Reserve-Division (früher hart nördlich Dixmude) verstärkten III. Reservekorps (beiderseits Langemarck), des XXVI. und XXVII. Reservekorps (Poelkappelle—Gheluvelt) liegen. Bis zum 10. November waren nirgends größere Erfolge errungen. Bei Bixschote und Langemarck hatten sich die deutschen Linien unmittelbar an den Rand der Dörfer herangeschoben. Das war alles. Schlechtes Wetter, Unmöglichkeit einer geregelten Ablösung, die Verluste der vergangenen Schlachttage und die Überlegenheit des gut eingeschanzten Gegners verhinderten entscheidende Gefechtshandlungen.

Aus dem rechten Flügel der Armeegruppe Fabeck wurde am 8. November die Gruppe Linsingen (Gen.Kdo. II. A.K.) gebildet. Ihr unterstanden das XV. Armeekorps des Generals der Infanterie von Deimling und das neu herangeführte Korps Plettenberg (Generalkommando des Gardekorps mit 4. Infanterie-Division und der Gardedivision des Generalleutnants von Winkler). Dem Rest der Armeegruppe Fabeck wurde der Streifen westlich des von Comines auf Ypern zu führenden Kanals zugewiesen (mit Hollebeke, St. Eloi, Wytschaete und Messines), die neue Gruppe Linsingen hatte zwischen dem Kanal und Gheluvelt in Richtung auf die um Schloß Hooge sich dehnenden großen Wälder anzugreifen. Am 11. November focht die neue Gruppe in erster Linie die Division Winckler (zusammengesetzte Gardedivision), beiderseits der von Gheluvelt nach Ypern führenden Straße einen fürchterlichen Kampf. Das 1. und 3. Garde-Regiment zu Fuß, die Kaiser Franz Garde-Grenadiere und das Königin Augusta Garde-Grenadier-Regiment verstrickten sich mit dem Gegner zu einem unentwirrbaren Knäuel in den dichten Wäldern und bahnten sich schrittweise ihren blutigen Weg. Die Umklammerung Yperns wurde immer dichter. Aber die verzweifelte Gegenwehr des Feindes verhinderte auch diesmal die Entscheidung. Am 17. November erstarrte der Kampf im Wald, Feuer, Morast und Regen, ohne daß einer der beiden Gegner sich unbestrittener Besitzer des

Höhenkranzes im Osten, im Südwesten und Süden der trotzigen flandrischen Stadt nennen konnte. Die Engländer sind seitdem Yperns nicht mehr froh geworden. In den Trümmern der Stadt begruben sie den Traum von der Vernichtung des deutschen Nordflügels und dem Marsch an den Rhein.

Vier Jahre später wurde er in anderer Form Wirklichkeit, als sie jemals angenommen . . .

Der Angriff der Armeegruppe Linsingen war nur als südliche Flankierung des neuen für den 10. November geplanten Stoßes der 4. Armee gedacht. Unter Zusammenballung aller Kraft wollte die seit dem 19. Oktober in einer der männermordendsten Schlachten der Weltgeschichte kämpfende Armee zum letztenmal den Versuch machen, die heiß umstrittene Palme des Sieges zu ergreifen. Jedermann wußte, daß dies der letzte Versuch war. Jedermann war von dem Gefühl der schicksalhaften Bedeutung des Tages erfüllt.

* * *

Aus Blut und Wunden, aus den dunklen Stunden des Todes und der Ohnmacht standen die jungen deutschen Regimenter abermals auf und erklommen jene steile Höhe des Ruhmes, dessen unsterblicher Glanz sich um die beiden Namen Dixmude und Langemarck breitet . . .

Alles bisher Dagewesene schien eine Vorbereitung, jedes gebrachte Opfer nur eine Einsaat für diesen 10. November. Jenen in zweiundzwanzigtägiger Schlacht alt gewordenen jungen Menschen war der Tod ein vertrauter Genosse geworden. Losgelöst von dem vergangenen Leben klebte ihr Herzblut an den Schollen des flandrischen Bodens, schon ehe der 10. November ihre zerschossenen Leiber umherstreute über das Land . . .

* * *

Dixmude, Dixmude . . . im grauen Mantel der Dämmerung birgt sich die Nacht. Denkst du noch an die Wackeren, die du in der Nacht des 25. Oktober verschlungen in unbändiger Gefräßigkeit? Denkst du an die Kompagnien, die das mörderische Feuer aus deinen Häusern im Süden rings um den Kirchhof niedergestreckt? Denkst du noch an die Ohnmacht der Stürmer, die dreimal bis dicht an deine Mauern gelangt und dreimal unter den verheerenden Peitschenschlägen der Maschinengewehre und dem rasenden Tanz der Granaten, blutend aus hundert Wunden, umkehren mußten? Denkst du noch an die dumpfe Verzweiflung jener, denen du den besten Freund geraubt? Denkst du noch an die fressenden Schmerzen

in den zerschmetterten Gliedern, an das Brennen der verdurstenden Kehlen, an das zähneklappernde Frieren des durchnäßten Körpers, an das wahnwitzige Spiel mit Leben und Tod rings um deine tollgewordenen Mauern? Denkst du noch daran?

Siehe, es ist, als ob die verwesenden Leichen der Gefallenen ihre Häupter aus den Furchen höben und den starren Blick gen Osten lenkten, wo im ersten dumpfen Morgengrau die Nacht ihren Mantel abzuwerfen sich anschickt.

Wehe, wenn sie ihn abgeworfen!

Wehe dir, Dixmude . . .

* * *

Es war um Mitternacht, als die Kompagnien des Reserve-Infanterie-Regiments 201 und der 15. Reservejäger im Abschnitt des Nordteils von Dixmude die Sturmstellungen bezogen. Die 43. Reserve-Division hatte befohlen, überall auf kürzeste Entfernung an die feindlichen Linien heranzugehen und nach Möglichkeit feindliche Vorstellungen noch im Laufe der Nacht unauffällig zu nehmen, damit der entscheidende Angriff am Morgen überraschend erfolgen könne. Maschinengewehre und Minenwerfer wurden auf kürzeste Entfernung vom Gegner eingebaut, um rasch und nachdrücklich in das Gefecht eingreifen zu können. Der Feind verhielt sich ziemlich ruhig und schien von dem bevorstehenden Angriff nichts zu ahnen.

Am frühen Morgen stellte sich heraus, daß das Erreichen der befohlenen Sturmausgangsstellungen nur zum geringsten Teile gelungen war. Die Division ordnete an, daß dies unter dem Schutze der Artillerie bis 10 Uhr zu geschehen habe. Kurz vor neun begann die Feldartillerie mit dem Vorbereitungsfeuer. Um zehn waren die Bataillone überall auf Sturmentfernung heran. Der Gegner glaubte immer noch an ein Angriffsunternehmen von eng begrenzter Bedeutung.

Unmittelbar vor dem Regiment 201 lag die Bahnstation von Dixmude. Östlich von ihr macht der Bahndamm eine von Nordosten nach Südwesten verlaufende Schleife. Diese Schleife mußte das Regiment zunächst gewinnen, um von ihr aus in den Ort eindringen zu können . . .

Die deutsche Artillerie beginnt ein Höllenfeuer. Es wird ernst. Blitzartig fährt der Gegner aus seiner Lethargie und alarmiert seine Reserven. Noch ehe der Angriff erfolgt, rattern aus allen Ecken und Enden die Maschinengewehre. Sie proben die Schußfertigkeit. Der Tod wetzt die Sense.

Das III. Bataillon von 201 geht in lichten Wellen beiderseits der Bahn vor, rechts schließen die Jäger an, links Teile von 202. Das I. und II. Bataillon folgen mit Teilen von 203 als Gefechtsreserven. Die Hauptmasse von 203 ist von der Division zurückbehalten.

Die Feldartillerie hat jetzt den Gipfel ihres Schnellfeuers erreicht. Der Feind zieht die Köpfe ein. Rauschend fahren die Granaten über den Bahndamm und wirbeln in der Stadt Staub, Dreck, Steine und Eisen auf. Die schweren Minen wecken fürchterliche Donnerschläge. Aber dennoch prasselt aus der Flanke Gewehrfeuer, und hier und da speit auch ein Maschinengewehr aus der Häuserreihe seine Kugeln. Gleichgültig, der Bahndamm muß erreicht werden.

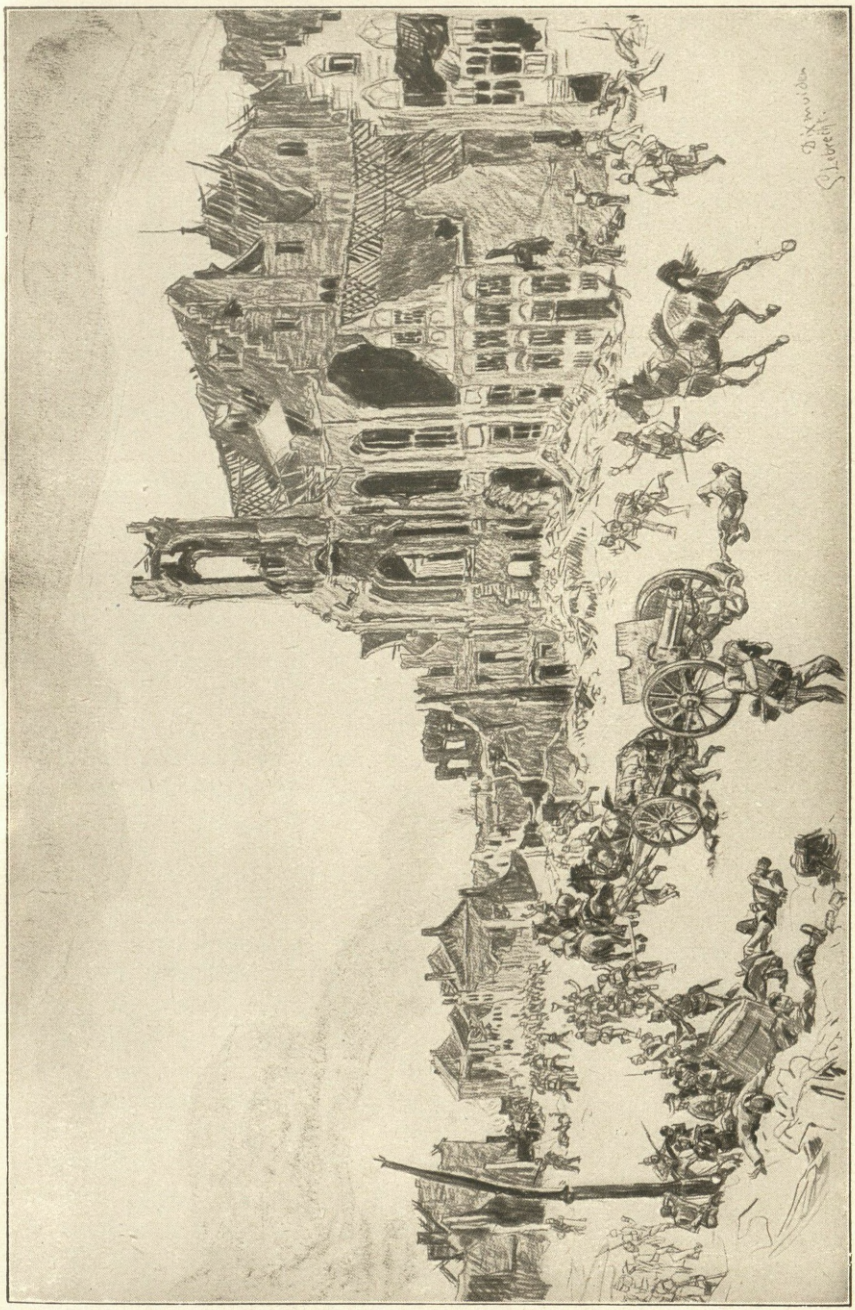
Wenige Minuten nach 1 Uhr hat Major Freiherr von Wedekind mit dem stark gelichteten III. Bataillon den Bahndamm erreicht. Die Reserven schließen auf. Das I. Bataillon verlängert die Linie nach links entlang dem Bahndamm.

Unvermindert brüllen die deutschen Batterien.

Der Befehl für das III. Bataillon hatte gelautet, am Bahndamm zu warten, bis neue Weisungen ergingen. Aber auf einmal gibt es kein Halten mehr. Die Aussicht, den überraschten Gegner zu überrumpeln, ist zu verlockend. Der Geist der ersten Angriffstage erwacht aufs neue. Die Kompagnien reißen nach vorn aus.

Aus allen Ausgängen von Dixmude prasselt den Angreifern ein rasendes Infanteriefeuer entgegen. Der Bahndamm im Süden der Stadt ist stark besetzt und flankiert die am Bahnhof vorüberlaufenden Schützen mit knatternden Maschinengewehren. Die feindliche Artillerie ist erwacht und schleudert ihr Sperrfeuer auf das Gelände hart östlich der Stadt. Ein Höllenlärm, der jede Befehlsführung unmöglich macht. Verluste über Verluste. Aber dennoch kein Einhalten. Lieber in Dixmude sterben als abermals geschlagen zurückkehren. Die Not der vergangenen zweiundzwanzig Schlachttage schreit nach einem Ende . . .

Ein Verhängnis ist, daß die eigene Artillerie nach wie vor die Stadt in einem irrsinnigen Tempo befeuert. Und nun beginnt zu allem Überfluß noch die französische Artillerie, offenbar in dem Glauben, der Ort sei bereits verloren, ihr Sperrfeuer zurückzuverlegen. Dixmude wird ein Hexentanzplatz. Aber gleichgültig . . . die 201er halten die Beute schon in den Zähnen. Rechts und links fallen die Schützen. Die Sterbenden noch feuern die Lebenden an. Die Verwundeten verschmähen Hilfe, damit die Front nicht geschwächt wird, damit die Rache gelingt . . . die Rache an Dixmude . . .



Die 15. Kes. Jäger in Dixmude.

Zeichnung von Georg Lebrecht.

Mit Genehmigung der „Illustrierten Zeitung", Leipzig.

Um 2 Uhr tobt ein entsetzlicher Nahkampf auf dem Marktplatz von Dixmude, demselben Marktplatz, auf dem in der Nacht des 25. Oktober deutsche Helden abgeschlachtet wurden. Die Rache ist da. Deutsche und französische Artillerie überbieten sich in ihrem Feuer. Aber Häuserblock nach Häuserblock wird gesäubert. Ein feindlicher Trupp nach dem anderen wirft die Gewehre fort und hebt die Hände. Zwischen Infanteristen und Jägern arbeiten die Pioniere mit Handgranaten. Blut fließt in Strömen. Das Geschrei der Getroffenen vermischt sich mit dem Stöhnen der Sterbenden. Ein entsetzlicher Tag der Rache . . .

Unterdessen lag das Reserve-Infanterieregiment 202 südöstlich der Stadt in einem unerträglichen Flankenfeuer vom Yserdamm her. Das XXII. Reservekorps entschloß sich, um durch das Zurückbleiben der 202er die Erfolge der 15. Jäger und der 201er nicht wirkungslos zu machen, auf dem linken Flügel des Regiments 202 die Korpsreserve, bestehend aus einigen Bataillonen der 43. Reserve-Division und einigen der 4. Ersatz-Division, unter dem Befehl des Obersten Teetzmann einzusetzen, mit dem Auftrag, gegen den Yserdamm südlich Dixmude vorzugehen und den linken Flügel der 202er gegen den Südausgang der Stadt vorzutragen.

Das Eingreifen der Korpsreserve erfolgte sofort. Jetzt kam auch in die schwer blutenden Bataillone des Regiments 202 neue Bewegung. Das deutsche Artilleriefeuer klappte hier besser. Rechtzeitig wichen die Einschläge seitwärts und rückwärts aus. Am Bahndamm im Süden der Stadt, von dem aus der Gegner den Angriff der 201er im Norden so übel flankiert hatte, entspann sich ein kurzer wilder Kampf Mann gegen Mann. Er war rasch entschieden. Zwischen brennenden und zusammenstürzenden Häusern kämpften die 202er unter schweren Verlusten mit Bajonett und Kolben im Südteil der Stadt . . .

Plötzlich, während 201 und 202 und die Jäger mitten in der Stadt unter dem Feuerhagel beider Artillerien ohne Kenntnis voneinander sich mit den Franzosen herumschlagen, flackert heftiger Gefechtslärm im Nordausgang auf. Einige Augenblicke der Verwirrung. General von Seydewitz, der Kommandeur der 201er, sendet Patrouillen. Gottlob, es sind Teile der 4. Ersatz-Division, die bis zur Stadt vorgedrungen.

Und weiter geht die Schlacht mit Messern, Kolben, Patronen und Handgranaten. Verwundet bricht General von Seydewitz mitten unter seinen Leuten zusammen.

Die Korpsreserve unter Oberst Teetzmann ist bis an die Yser gedrungen, hat den Gegner vom Kanaldamm verjagt und drängt ihn nach Norden in den Rücken der Stadt . . .

Dixmude, Dixmude . . . die Stunde schlägt . . .

Das II. Bataillon von 201 ist dem III. gefolgt und greift, wie gerade jeder ankommt, in den Nahkampf auf dem Marktplatz ein. Das I. hat sich am Bahnhof gesammelt und stößt von dort quer durch die brennende Stadt zu den Westausgängen. Jetzt brodelt der Kampf in allen Ecken und Enden von Dixmude.

Die Bataillonskommandeure versuchen, auf dem Marktplatz die Truppen zum Stoß bis zu den Yserbrücken im Westen der Stadt zu sammeln. Aber der Gegner, der das verzweifelte Spiel immer noch nicht aufgibt, jagt seine Kugeln aus den Häusern auf der Westseite mitten unter die Herbeieilenden. Ein neues Gemetzel hebt an. Aus den Häusern quillt das Geschrei. Die wütenden Schützen dringen bis in die Keller hinter den verbissenen Gegnern her, und noch auf den Speichertreppen kreuzen sich die Bajonette . . .

Endlich, als die Gefahr des Abgeschnittenwerdens drohend ihr Haupt erhebt, räumen die letzten französischen Marinefüsiliere und Infanteristen die Stadt. Das deutsche Feuer schlägt unter sie. Mancher wird bei dem Versuch, die Yserbrücke zu überschreiten, von einer Kugel gefaßt. Das Wasser spritzt auf und verschlingt ihn, ohne zu fragen, ob er tot ist oder noch lebendig.

Die deutsche Artillerie legt ihr Sperrfeuer über den Kanal. Die französischen Batterien führen mit ihren Granaten in dem armen Städtlein einen irren Tanz der Wut und der Ohnmacht auf.

Die Nacht kommt schnell und lautlos herbei.

Dixmude brennt. Krachend stürzen glühende Mauern ein und schütten ihre Steine gleich Lavaströmen auf die zerwühlte Straße . . .

Die Rache ist über Dixmude gekommen . . .

* * *

17 Offiziere und 1400 Engländer und Franzosen wurden am 10. November bei und in Dixmude gefangen. Die Verluste des Gegners an Toten und Verwundeten waren ungeheuer.

Das tapfere III. Bataillon des Reserve-Infanterie-Regiments 201 zählte 29 Tote, 30 Verwundete, 17 Vermißte. Das I. und II. Bataillon nicht viel weniger. Die 15. Reservejäger büßten 32 Tote und 61 Verwundete ein. Unter den Toten waren die beiden Führer der 4. und der 2. Kompagnie, Hauptmann Frhr. von Stenglin und Hauptmann Frhr. von Puttkamer. Ähnlich schwer waren die Verluste des

Reserveregiments 202. Auch die Korpsreserve des Obersten Teetzmann hatte furchtbar geblutet.

Die Rache war teuer zu stehen gekommen.

* * *

Das III. Reservekorps, kaum erholt von den furchtbaren Kämpfen mit dem Feind und dem Meere zwischen Ramscappelle und Pervyse, zog in einigen Tagemärschen quer hinter der Front des XXII. und XXIII. Reservekorps her und stellte sich entsprechend den Befehlen des Armeeoberkommandos hinter dem XXIII. und XXVI. Reservekorps auf, deren Lage das Armeeoberkommando immer noch als sehr gefährdet betrachtete. Obwohl dort bereits die ganzen verfügbaren Armeereserven in den letzten Oktobertagen eingesetzt waren und obwohl der wilde Angriff der Armeegruppe Fabeck einige Entlastung gebracht, ließ der Gegner dennoch nicht von seinen ständigen Versuchen ab, die deutschen Linien einzudrücken. Am 1. November wurde auch die 44. Reserve-Division auf dem rechten Flügel des XXII. Reservekorps nördlich Dixmude frei. Das Oberkommando unterstellte die Division dem III. Reservekorps, das seinerseits die 4. Ersatz-Division zur Sicherung des Küstenabschnitts zurücklassen mußte. Am 3. November hatte die 44. Reserve-Division ihre Vereinigung mit dem bereits nach Süden marschierten III. Reservekorps vollzogen. Beseler verfügte jetzt über die 5., die 6., die 9. und die 44. Reserve-Division, alles Truppen, die sich unter den schwierigsten Verhältnissen glänzend geschlagen und die, wenn auch zahlenmäßig fast auf ein Drittel der ursprünglichen Stärke zusammengeschmolzen, vermöge ihrer rasch erworbenen Kriegserfahrung und ihres ungebrochenen Angriffsgeistes eine starke Gefechtskraft darstellten. Kaum in dem neuen Raume angelangt, wurde das Korps in die Gefechtsfront beiderseits Langemarck eingeschoben, während die Abschnitte des XXIII. und des XXVI. Reservekorps nach Norden und Süden entsprechend verengert wurden. Die Mitte der neuen Front des III. Reservekorps hielt die heroische Stürmerin von Pervyse, die 6. Reserve-Division, unmittelbar vor sich die Trümmer von Langemarck. Ihren linken Flügel berührte die 5. Reserve-Division, die vor Ramscappelle blutige Lorbeeren erworben. Links von dieser stand die 9. Reserve-Division, die später herausgezogen und auf den rechten Flügel der 6. geschoben wurde. Den rechten Flügel des Korps bildete zwischen Bixschote und Langemarck die 44. Reserve-Division, deren junge Regimenter im Norden von Dixmude den Feind angegriffen, bis das Meer ihnen in den Rücken drang.

Es ist weiter oben berichtet, wie der 10. und 11. November mit dem Angriff der Armeegruppe Linsingen bei Gheluvelt und dem der ganzen 4. Armee zum letztenmal das Schlachtenschicksal bezwingen sollte. Die ursprüngliche Absicht des Armeeoberkommandos war, nach Artillerievorbereitung um 6 Uhr 30 morgens auf der ganzen Front vorzudringen und den Gegner zu überraschen. Die meisten Generalkommandos konnten aber den Zeitpunkt nicht einhalten und baten um Verschiebung um eine Stunde. Der Verlauf des Tages vor Dixmude ist schon geschildert. Zwischen Dixmude und Bixschote wurde vom XXIII. Reservekorps an einigen Stellen der Kanal erreicht und überschritten. Das XXVII. Reservekorps bei Zonnebeke und Becelaere gewann nur unbedeutend Gelände. Die Schwerkraft des Angriffs der Armee lag nächst Dixmude zu beiden Seiten von Langemarck.

Beseler verzichtete auf eine Verschiebung des Angriffszeitpunktes, um die einmal getroffenen Anordnungen nicht umzustoßen und um sich auch das in der frühen Dämmerung wirksamste Überraschungsmoment nicht zu verscherzen. Im Einvernehmen mit dem linken Flügel des XXIII. Reservekorps bei Bixschote wurde Sicherheit dafür geschaffen, daß durch den um eine Stunde früher angesetzten Angriff der 44. Reserve-Division nicht eine Lücke in deren rechter Flanke entstehen konnte. Das XXIII. Reservekorps versprach, unter allen Umständen seinen linken Flügel gleichzeitig mit dem rechten des III. Reservekorps antreten zu lassen.

Um die Überraschung möglichst wirksam zu machen, wurde von einer besonderen Artillerievorbereitung Abstand genommen. Mit aufgepflanztem Seitengewehr sollten die Kompagnien, die stellenweise kaum 80 Meter vom Gegner eingegraben waren, lautlos Punkt 6 Uhr 30 vorbrechen.

Im Schutze der Nacht vollzog sich die Aufstellung.

Langsam, unendlich langsam kroch der Morgen heran. Beim Gegner herrschte auffallende Stille.

Ab und zu fuhr eine Granate hinüber und herüber. Oder auch ein Maschinengewehr bellte, aus überreiztem Schlummer erwachend, ein paarmal hastig auf. Vielleicht quälte auch nur ein schwerer Traum das Ungeheuer . . .

Kurz vor Angriffsbeginn, als alles schon bereitstand in den Gräben, gab es noch eine unliebsame Überraschung. Der Gegner versuchte seinerseits einen örtlichen Überfall! Es dauerte nicht sehr lange und hielt nicht allzu schwer, ihn in seine Gräben zurückzujagen.

Und dann rückten die Zeiger der Taschenuhren auf 6 Uhr 30 Minuten . . .

* * *

Aufgellende Signalhörner schreien durch die langsam weichende Nacht und wecken ein unheimliches Erschrecken auf der ganzen Front.

Geräuschlos klettern Schatten über die Brustwehren der Gräben, sammeln sich zu Gruppen und dringen vor, das Bajonett gefällt, die Gewehre entladen.

Die Regimenter 205, 206, 207 und 208 der 44. Reserve-Division unter dem württembergischen Generalleutnant Eugen von Dorrer sind zuerst am Feind. Wie die 206er ungefähr zwanzig Meter vor dem feindlichen Graben angelangt sind, erwachen die Maschinengewehre aus der rechten Flanke und beginnen ein wildes Konzert. Die ersten beiden Reihen der Stürmenden werden niedergemäht, kaum einer kommt davon. Die Nachfolgenden springen vor, über die Toten hinweg. Mit wildem Gebrüll geht's in den Graben, die Bajonette bohren sich von oben herab in die Leiber. Der Kampf ist kurz. Aber unerträglich ist das Flankenfeuer. Hauptmann von Hirsch läßt laden und feuern. Einige Zeit ratterndes Feuergefecht, indes der Morgen langsam die Umrisse des Feldes erkennen läßt. Ein irrsinniger Feuerhagel überfällt von vorn, rechts und links die Angreifer. Sie müssen zurück. In den Ausgangsstellungen sammeln die Offiziere ihre Leute zum zweiten Angriff. Der Gegner besetzt seinen alten Graben wieder . . .

Und schon rollt das Gewehrfeuer über den ganzen Abschnitt . . .

Aber rechts von den 206ern, bei den 205ern, hat es besser geklappt. Das I. Bataillon links, das II. rechts an der Straße von Bixschote nach Steenstraate, bricht das Regiment zur befohlenen Minute vor. Die Maschinengewehre werfen die vordersten zu Boden. Neue stürmen darüber hinweg, gelangen bis an die feindlichen Gräben. Ein wütender Gegenstoß des offenbar auch seinerseits einen Angriff planenden Gegners trifft das I. Bataillon. Aber das II. erkennt die Gefahr, schwenkt nach links ein. Unter schweren Verlusten weicht der Feind. Das II. Bataillon läßt nicht locker und bleibt den Weichenden auf den Fersen. Jetzt sind die ersten im feindlichen Graben. Ein wilder Nahkampf entspinnt sich um jedes Maschinengewehr. Bis auf fünf Meter lassen sie nicht nach mit ihrem Gebell. Die wütenden Brandenburger machen die Bedienungsmannschaft mit Kolben und Messern nieder. Da packt die Franzosen das Grauen. Kopflos fliehen sie aus den Gräben, gejagt von dem Gewehr-

feuer der 205er. I. und II. Bataillon setzen hinter ihnen her. Stehend freihändig wird gefeuert. Tote und Verwundete bedecken das Feld. Ganze Gruppen heben die Hände hoch, fassungslos erschüttert durch die Wildheit des Angriffs.

Um 9 Uhr 30 ist der Ypernkanal bei Steenstraate erreicht. Aber die Bataillone sind so zusammengeschmolzen, daß seine Überschreitung nicht mehr gelingt. Von drüben her schlägt das rasende Schnellfeuer der französischen Reserven unter sie. Der Regimentskommandeur, Oberst Freiherr von Schleinitz, bricht, durch den Hals getroffen, zusammen. Der Adjutant, Leutnant Freiherr von Wachtmeister, trägt ihn auf den Schultern zurück. Der Oberst vermag dem Brigadekommandeur, General von Diringshofen, den Sieg noch zu melden und die herrliche Tat des II. Bataillons unter dem Hauptmann Klos zu loben. Vorn sammeln die Kompagnien die Gefangenen ein. Von Minute zu Minute werden ihrer mehr. Fast sind schon tausend gezählt.

Die ersten Linien müssen vom Kanal zurück. 400 Meter davor graben sie sich ein und halten einem rasenden Artilleriefeuer stand . . .

Die Kunde von dem Erfolg des Schwesterregiments verbreitet sich rasch bei den zurückgeschlagenen 206ern. Nun gibt es kein Halten mehr. Mit notdürftig geordneten Verbänden geht das Regiment, stark untermischt schon mit anderen Regimentern, zum zweitenmal vor. Ein wildes Ringen wogt eine Viertelstunde lang um den französischen Graben. Verzweifelt wehrt sich der Gegner. Das Gewehrfeuer in den Waldstücken südlich Bixschote verrät alles.

Die Flucht beginnt. Die 206er hinterher. Mit langen Sprüngen erreichen sie die Weichenden. Wer nicht sich umwendet und die Hände hebt, bricht im Feuer der stehenden Verfolger zusammen. In einer halben Stunde sind 200 Gefangene gemacht. Sie zittern noch unter dem Eindruck des jähen Schreckens. Quer durch ein Waldstück im Süden von Bixschote dringt die Verfolgung. Jenseits zieht sich schon der Kanal vorüber. Beim Heraustreten der dichten Massen der Verfolger aus den Bäumen bricht von drüben die Hölle los. Entsetzlich sind die Verluste. Hauptmann von Hirsch führt den größten Teil der Überlebenden zurück. Eine Schar von etwa 50 Köpfen bleibt unter dem Befehl des Leutnants Willer südlich des Wäldchens und jagt den noch diesseits des Kanals stehenden Rest des Gegners bis dicht vor die Häuser von Het Sas. Die Brücke von Het Sas liegt unter dem rasenden Schnellfeuer von Freund und Feind, von Gewehren, Maschinengewehren und Geschützen. Es ist

nicht möglich, über das Wasser zu gelangen. Ströme von Blut kostet der Versuch . . .

Erneut dringt der Gegner, der unter schwersten Verlusten über die Brücke zurückgegangen, vor. Die 206er zählen kaum noch ein paar Gewehre. Sie müssen zurück in das Wäldchen, das vom Lärm der Einschläge schauerlich verhüllt ist. Auch von links dringen neue feindliche Massen an. Im Wäldchen liegen acht Mann unter Leutnant Lang und verteidigen sich mit wohlgezielten Schüssen nach drei Seiten. Etwa achtzig Franzosen dringen bis dicht an sie heran und stellen zwei Maschinengewehre auf. Aber das Wäldchen bleibt in den Händen der 206er. Das Regiment verfügt zu dieser Stunde noch über 150 Gewehre . . .

* * *

Von einer geordneten Gefechtsführung ist seit 9 Uhr keine Rede mehr. Die Regimenter 205, 206, 207 und 208 sind zu einzelnen Gruppen vermischt, die überall da, wo sie auf den Gegner treffen, ihn anpacken und werfen. Rechts kämpfen unter Hauptmann Klos mit dem II. Bataillon 205 Vizefeldwebel Schäfer mit etwa 60 Gewehren von den 16. Reservejägern und den 207ern. Zwei Geschütze von dem Reservefeldartillerieregiment 44 stehen am Südausgang von Bixschote und schleudern ihre Granaten mit wohlgezielten Schüssen unter die weichenden Franzosen. Leutnant Richters mit 75 Gewehren von allen vier Regimentern ficht in engster Zusammenwirkung mit den beiden Geschützen. Hauptmann von Hirsch mit Teilen von 206 kämpft links davon in dem Walde südlich Bixschote. Rechts hinter ihm gestaffelt sind die Hauptteile von 205, links die von 207 unter ihrem Obersten von Henk. Im linken Abschnitt der Brigade steht die Kompagnie Tellkampf mit etwa 130 Gewehren, dann folgen Teile von 208, dem linken Abschnitt der 44. Reserve-Division, dann die Kompagnie Lübbert, abermals von 207, mit etwa 80 Gewehren, dann die Kompagnie Francke und die Kompagnie Seyffahrt, beide ebenfalls von 207, mit zusammen etwa 150 Gewehren. An diese schließen sich die ersten Verbände von der 5. Reserve-Division, das III. Bataillon 48, an.

Aber von Viertelstunde zu Viertelstunde fast ändert sich das Bild dieses wilden Kampfes.

Gegen Mittag rückt, aufatmend begrüßt von den zusammengeschmolzenen Verteidigern, ein Bataillon von 204 ein, um die Front bei Het Sas zu verstärken. Sein Führer, Major von Quedenfeld, ist beim Anmarsch gefallen. Die Kompagnien schwärmen aus, wie sie gerade an-

kommen. Die gefährliche Lage bei den 206ern ist überwunden. Der Franzose wagt diesseits des Kanals keine Bewegung mehr. Was sich zeigt, wird niedergeschossen. Über dem Wasser des Kanals kreuzt sich der rasselnde Lärm der Schlacht.

Eine Anzahl feindlicher Geschütze steht herrenlos diesseits des Kanals zwischen den klirrenden Fronten. Vergeblich versuchen die Freiwilligen, sie zu bergen. Mit rasendem Schnellfeuer deckt der Feind vom anderen Ufer sein Eigentum. Die Artilleristen liegen niedergeschossen umher. Stumm starren die Mäuler der Rohre gegen die Angreifer.

Auf dem linken Flügel der Brigade Diringshofen und bei der linken Nachbarbrigade scheitern immer neue Angriffe unter schwersten Verlusten. Schon sind Hauptmann Roedenbeck und Offizierstellvertreter Zabel gefallen. Oberleutnant Tellkampf ist durch Bauchschuß schwer verwundet. Vizefeldwebel Weiß von den 207ern führt den Befehl.

Der rechte Flügel der 5. Reserve-Division hängt stark zurück. Offizierstellvertreter Seyffahrt auf dem äußersten linken Flügel der 44. Reserve-Division kommt darum nicht vorwärts. Aber die führerlose Abteilung Roedenbeck und Vizefeldwebel Weiß mit seinen Leuten greifen abermals an. Durch ein Gewirr von Gräben und Hindernissen mühlen sich die Angreifer etwa 600 Meter vor. Ihre Linie verläuft jetzt senkrecht zur Stellung der 5. Reserve-Division. 70 Gefangene werden gemacht. Aber am Nachmittag zwingt ein rasendes Artilleriefeuer die Reste der Stürmer zum Rückzug auf die alten Stellungen . . .

Unvermindert brüllt auf der ganzen Front die Schlacht . . .

* * *

Wer das Lied zuerst angestimmt? An welcher Stelle, zu welcher Stunde es gesungen wurde? Ob es ein Trupp gesungen, den der Feind von allen Seiten eingekreist, ein Trupp, der durch die Gewalt des Liedes den heranschleichenden Tod bannen wollte wie seinerzeit Volker von Alzey in König Etzels Burg? Ob es ein Trupp sang, der, den fliehenden Feind vor sich, plötzlich von der erhabenen Größe des Augenblicks überkommen wurde?

Niemand weiß es. Die furchtbare Erregung verschlang alles. Vielleicht daß der Tod auch den zerschmettert, der das Lied angestimmt. Vielleicht daß er noch irgendwo lebt . . .

Aus der tiefen Not des Sterbens rang sich das Lied gleich einem Choral, schwoll über das zerrissene Feld, hob den Kopf der Verwundeten

noch einmal zur Höhe und erfüllte die Lebenden mit der heiligen Bereitschaft zum freudigen Opfertod . . .

In Flanderns blutigen Gefilden sang sterbend und kämpfend die Schar der Söhne Deutschlands dieses letzte Bekenntnis ihres Willens und Lebens . . .

Zum Himmel, der angefüllt war von dem berstenden Lärm der Granaten und dem tausendfältigen Heulen und Pfeifen der Eisensplitter, zum Himmel, der sich mit dem Rauch brennender Gehöfte langsam zu verhüllen begann, stieg das Lied . . .

„Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt . . . "*)

* * *

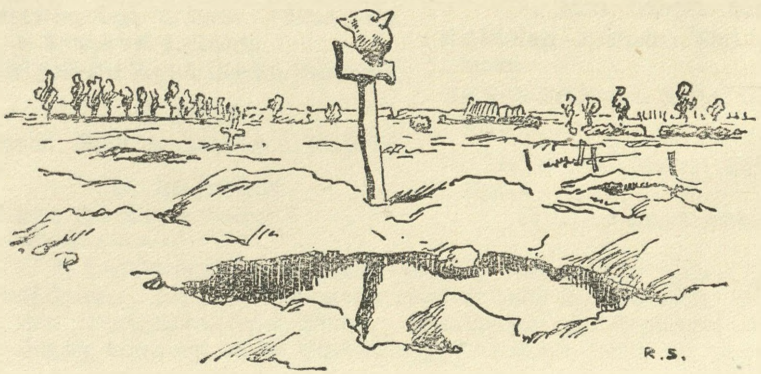
Der Winter kroch über die Felder Flanderns. Längst schlief die Schlacht. Die Kanäle wurden zu Eis. Die schwarzen Ruinen von Dixmude, Bixschote und Langemarck versuchten, sich durch weiße Schneehauben den Anschein eines trostlosen Lebens zu geben . . .

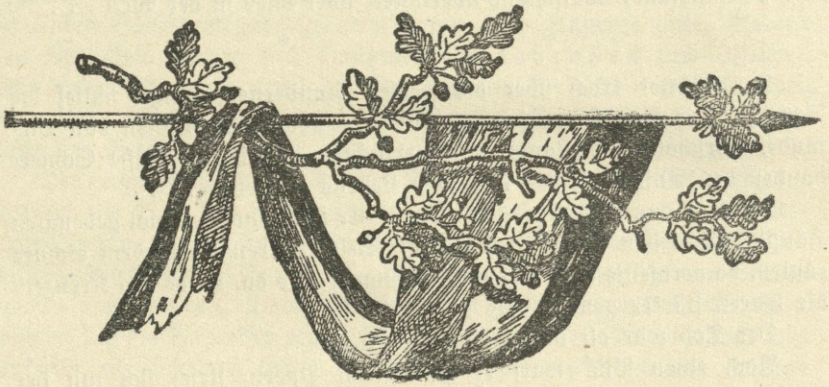
Der Tod von Ypern ging zur Ruhe. Er schritt noch einmal gebeugten Hauptes über das Land. Und wo die kleinen Kreuze aus dem Schnee ragten, da verweilte er in tiefem Nachsinnen. Die da, unter den Kreuzen, die waren stärker gewesen als er . . .

Der Tod war alt und müde geworden.

Noch einen Blick warf er zurück auf Ypern, strich sich mit der knöchernen Hand über den Schädel, lächelte ein verzerrtes Lächeln und legte sich dann mitten zwischen die Kreuze, die aus dem Schnee ragten.

*) Nach den Berichten von Augenzeugen wurde das Deutschlandlied u. a. am 10. November bei Bixschote gesungen.





Kriegsgliederung der 4. Armee*)

vom 10.10.—16.11.1914.

Oberbefehlshaber: Gen.Oberst Herzog Albrecht von Württemberg, K.H.

Chef des Generalstabes: Gen.Major Ilse.

III. Reserve-Korps.

Kommd.General: Gen.d.Inf. v. Beseler.

5. Ref.Div.

Kmdr.: Genlt. Voigt.

9. Ref.Inf.Brig.

Kmdr.: Gen.Maj. Briese
ab 12.10. Gen.Maj. Knoch.

Ref.Inf.Regt. 8, Kmdr.: Oberst v. Kleist.

Ref.Inf.Regt. 48, Kmdr.: Oberstlt. Rogalla v. Bieberstein.

10. Ref.Inf.Brig.

Kmdr.: Genlt. Stumpff

Ref.Inf.Regt. 12, Kmdr.: Oberstlt. bezw. Oberst Kotze.

Ref.Inf.Regt. 52, Kmdr.: Oberstlt. v. d. Osten.

Ref.Drag.Regt. 2, Kmdr.: Major Frhr. v. Tschammer u. Quaritz.

Ref.Feld-Art.Regt.5, Oberstlt. Schweinitz.

6. Ref.Div.

Kmdr.: Genlt. v. Schickfuß u. Neudorff.

11. Ref.Inf.Brig.

Kmdr.: Gen.Maj. v. Jacobi.

Ref.Inf.Regt. 20, Kmdr.: Oberstlt. Grube.
ab 17.10. Major v. Oven.
„ 19.10. Oberstlt. v. Kummer.
„ 21.10. Major v. Oven.

Ref.Inf.Regt. 24, Kmdr.: Oberstlt. v. Schwemmler.
ab 21.10. Oberstlt. v. Kummer.
„ 28.10. Oberstlt. Puder.

12. Ref.Inf.Brig.

Kmdr.: Gen.Maj. Wachsmuth.

Ref.Inf.Regt. 26, Kmdr.: Oberst v. Westernhagen.

Ref.Inf.Regt. 35, Kmdr.: Oberstlt. v. Ernst.
ab 9.11. Maj. Fischel.
„ 16.11. Oberstlt. Hasse.

Ref.Ul.Regt. 3, Kmdr.: Maj. v. Uckermann.

Ref.Feld-Art.Regt.6, Kmdr.: Oberstlt. v. Oertzen.

Ref.Jäg.Batl. 3, Kmdr.: Hauptm. v. Wobeser.
ab 5.11. Hauptm. Rohrbeck.

*) Die Schriftleitung ist bemüht gewesen, eine möglichst genaue Führerliste aufzustellen. Die Unterlagen waren jedoch teilweise sehr lückenhaft, so daß sich Fehler eingeschlichen haben können. Mitteilungen zur Ergänzung bezw. Berichtigung bitten wir an die Schriftleitung, Reichsarchiv (Abtlg. G), zu richten.

4. Erſ.Diviſion.

Kmdr.: Genlt. v. Werder.

Art.Kmdr.: Genlt. Kettenbeil.

9. gem. Erſ.Brig., Kmdr.: Gen.Maj. Trip.

13. gem. Erſ.Brig., Kmdr.: Gen.Maj. v. Mechow.

33. gem. Erſ.Brig., Kmdr.: Genlt. Meltor.

XXII. Reſerve-Korps.

Kommd. General: Gen. d. Kav. v. Falkenhayn.

43. Reſ.Div.

Kmdr.: Genlt. v. Hoffmann.
ab 28.10. Gen.Maj. v. Runckel.

zug. als Brig.Kmdr.: Genlt. Freiherr v. Stein zu Nord- u. Oſtheim.
ab 28.10. Oberſt v. Reuter u. Oberſt Teetzmann.

Reſ.Inf.Regt. 201, Kmdr.: Oberſt v. Kuczkowski.
ab 3.11. Maj. Frhr. v. Wedekind.
„ 6.11. Gen.Maj. v. Seydewitz. dann wieder Maj. Frhr. v. Wedekind.

Reſ.Inf.Regt. 202, Kmdr.: Gen.Maj. Schneider.
ab 10.11. Major v. Zollikofer-Altenklingen.

Reſ.Inf.Regt. 203, Kmdr.: Oberſt Frhr. Raitz v. Frentz
ab 22.10. Hptm. zur Nieden.
„ 22.10. Maj. v. Derſchau.

Reſ.Inf.Regt. 204, Kmdr.: Oberſt v. Specht.
ab 1.11. Maj. v. Quedenfeld.
„ 3.11. Maj. du Vignau.
„ 17.11. Oberſt Frhr. Treuſch v. Buttlar Brandenfels.

Reſ.Jäg.Batl. 15, Kmdr.: Maj. Vogel v. Falkenſtein.
ab 21.10. Hptm. Frhr. v. Stenglin.
ab 25.10. Hptm. v. Ameln.
„ 11.11. Hptm. Micke.

Reſ.Feld-Art.Regt. 43, Kmdr.: Oberſtlt. Elteſter.
ab 27.10. Oberſtlt. Launhardt.

44. Reſ.Div.

Kmdr.: K. W. Genlt. v. Dorrer.

zug. als Brig.Kmdr.: Genlt. v. Diringshofen.

Reſ.Inf.Regt. 205, Kmdr.: Oberſt Frhr. v. Schleinitz.
ab 10.11. Ltn. Frhr. v. Wachtmeiſter.
ab 13.11. Hptm. Klos.
„ 15.11. Oberſtlt. v. Quaſt.

Reſ.Inf.Regt. 206, Kmdr.: Oberſt v. Dücker.
ab 22.10. Maj. Wieſener.
„ 1.11. Hptm. Erler.
„ 6.11. Hptm. v. Hirſch.
„ 17.11. Oberſt Wolf.

Reſ.Inf.Regt. 207, Kmdr.: Oberſt v. Henk.

Reſ.Inf.Regt. 208, Kmdr.: Oberſt v. Linſtow.
ab 25.10. Oberſtlt. Czettritz.
„ 1.11. Oberſtlt. v. Quaſt.
„ 15.11. Oberſtlt. v. Normann.

Reſ.Jäg.Batl. 16, Kmdr.: Maj. Frhr. v. Werthern.
ab 25.10. Hptm. v. Arnim.
„ 25.10. Oblt. Frhr. v. Berlepſch.
ab 6.11. Feldwlt. Muhme.
„ 9.11. Feldwlt. Nauſeſter.
„ 10.11. Vzfeldw. Siecke.
„ 15.11. Ltn. Fiegen.

Reſ.Feld-Art.Regt. 44, Kmdr.: Oberſt Wuthmann.
ab 28.10. Maj. Beckmann.
dann wieder ab 12.11. Oberſt Wuthmann.

XXIII. Reserve-Korps.

Kommd. General: Gen. d. Kav. v. Kleist.

45. Res.Div.

Kmdr.: Genlt. Schöpflin.
zug. als Brig.Kmdr.: Genlt. v. Wasielewski, (90. Res.Inf.Brig.)
Oberst Gräser (89. Res.Inf.Brig.)

Res.Inf.Regt. 209, Kmdr.: Oberst v. Wedel.

Res.Inf.Regt. 210, Kmdr.: Oberstlt. Thümmel.

Res.Inf.Regt. 211, Kmdr.: Oberst v. Rège.

Res.Inf.Regt. 212, Kmdr.: Oberst v. Basedow.
ab 24.10. Maj. v. d. Heyde.
„ 30.10. Oberstlt. Frhr. v. Reitzenstein.
ab 11.11. Oberstlt. v. Fransecky.

Res.Jäg.Batl. 17, Kmdr.: Oberstlt. v. Steuben.
ab 23.10. Oberstlt. Frhr v. Reitzenstein.
ab 31.10. Maj. v. Balluseck.

Res.Feld-Art.Regt. 45, Kmdr.: Oberst Lehmann.

46. Res.Div.

Kmdr.: Genlt. Hahn.
zug. als Brig.Kmdr.: Gen. Maj. Herhudt v. Rhoden (92. Res.Inf.Brig.).
Oberst v. Stockhausen (91. Res.Inf.Brig.).

Res.Inf.Regt. 213, Kmdr.: Oberst Ottmer.
ab 31.10. Maj. v. Loefen.
„ 16.11. Oberst v. Heimburg.

Res.Inf.Regt. 214, Kmdr.: Oberst v. Dobschütz.

Res.Inf.Regt. 215, Kmdr.: Oberst v. Oertzen.

Res.Inf.Regt. 216, Kmdr.: Oberst v. Grothe.
ab 22.10. Major Dietz.
„ 25.10. Maj. v. Stockhausen.
„ 26.10. Maj. v. Mathießen.
„ 4.11. Maj. v. Stockhausen.
„ 15.11. Oberst Riedel.

Res.Jäg.Batl. 18, Kmdr.: Oberst Riedel.
ab 15.11. Maj. v. Tabouillot gen. v. Scheibler.

Res.Feld-Art.Regt. 46, Kmdr.: Oberst Landeck.
ab 24.10. Oberstlt. Sokolowski.
„ 26.10. „ Brandt.

XXVI. Reserve-Korps.

Kommd. General: Gen. d. Inf. Frhr. v. Hügel.

51. Res.Div.

Kmdr.: Genlt. Waenker v. Dankenschweil.
ab 28.10. Gen.Maj. v. Wachter.
„ 14.11. Gen.Maj. v. Kleist.
zug. als Brig.Kmdr.: Gen.Maj. Frhr. v. Wechmar u. Gen.Maj. v. Busse.

Res.Inf.Regt. 233, Kmdr.: Oberstlt. Stropp.

Res.Inf.Regt. 234, Kmdr.: Oberst Pierer.
ab 30.10. Maj. Crumbiegel-Möllmann.

Res.Inf.Regt. 235, Kmdr.: Oberst v. Gilsa.
ab 22.10. Maj. Bredt.
„ 26.10. Hptm. v. Sack.
„ 10.11. Maj. v. Mengersen.

Res.Inf.Regt. 236, Kmdr.: Oberst Wilhelmi.
ab 23.10. Hptm. Holtey-Weber.
„ 24.10. Maj. Grimm.

Res.Jäg.Batl. 23, Kmdr.: Maj. v. Winterfeld.
ab 21.10. Maj. v. Mengersen.
„ 8.11. „ Hoffmann.

Res.Feld-Art.Regt. 51, Kmdr.: Oberst v. Kleinschmit.

52. Ref.Div.

Kmdr.: Genlt. Waldorf.

zug. als Brig.Kmdr.: Gen.Maj. v. Randow.

ab 27.10. Gen.Maj. v. Lepel.
„ 5.11. Gen.Maj. Rogge.

Ref.Inf.Regt. 237, Kmdr.: Oberst Busse.

Ref.Inf.Regt. 238, Kmdr.: Oberst v. Brunnquell.

Ref.Inf.Regt. 239, Kmdr.: Oberst Frhr. v. Beaulieu-Marconnay.

Ref.Inf.Regt. 240, Kmdr.: Oberst v. Wartenberg.

Ref.Jäg.Batl. 24, Kmdr.: Oberstlt. Frhr. Schenk zu Schweinsberg.

ab 25.10. Hptm. v. Knobelsdorf.
„ 26.10. Ltn. Kuhnke.
„ 29.10. Offz.Stellv. Reinhardt.
„ 11.11. Oberlt. Wagner.
„ 13.11. Maj. Scholten.

Ref.Feld-Art.Regt. 52, Kmdr.: Oberst Marcard.

XXVII. Reserve-Korps.

Kommd. General: K. S. Genlt. v. Carlowitz.

ab 27.10. Gen. d. Art. v. Schubert.

K. S. 53. Ref.Div.

Kmdr.: K. S. Genlt. v. Watzdorf.

zug. als Brig.Kmdr.: Genlt. v. Criegern.

Ref.Inf.Regt. 241, Kmdr.: Oberst Graul.

ab 27.10. Oberstlt. Lüddecke.
„ 6.11. Oberst Franz.
„ 16.11. Oblt. Hasselhorst.

Ref.Inf.Regt. 242, Kmdr.: Oberstlt. Pudor.

ab 26.10. Maj. Hopfen.
„ 28.10. Oberstlt. Pudor.

Ref.Inf.Regt. 243, Kmdr.: Oberst v. Holleben.

ab 14.11. Maj. Friedrich.
„ 14.11. Oberstlt. Lüddecke.

Ref.Inf.Regt. 244, Kmdr.: Oberst Aufschläger.

ab 2.11. Hptm. Degen.
„ 3.11. Oberst Straube.

Ref.Jäg.Batl. 25, Kmdr.: Maj. Biehl.

ab 27.10. Oberstlt. Wagner.
„ 3.11. Hauptm. Göpfert.

Ref.Feld-Art.Regt. 53, Genlt. Bierling.

K. W. 54. Ref.Div.

Kmdr.: K.W. Gen. d. Inf. v. Schäfer.

zug. als Brig.Kmdr.: Genlt. v. Reinhardt.

Ref.Inf.Regt. 245, Kmdr.: Oberst Baumgarten-Crusius.

ab 21.10. Oberstlt. Haeser.
„ 24.10. Maj. v. Heygendorff.

Ref.Inf.Regt. 246, Kmdr.: Oberst v. Roschmann.

ab 23.10. Maj. Frhr. v. Varnbüler.

dann wieder

ab 26.10. Oberst v. Roschmann.

Ref.Inf.Regt. 247, Kmdr.: — 31.10. Oberst v. Bendler.

ab 3.11. Maj. Gutscher.
„ 17.11. Gen.Maj. Frhr. v. Brand.

Ref.Inf.Regt. 248, Kmdr.: Oberst Frhr. v. Hügel.

Ref.Jäg.Batl. 26, Kmdr.: Maj. Höckner.

Ref.Feld-Art.Regt. 54, Kmdr.: Oberst v. Feucht.

ab 31.10. Oberst v. Creßmann.
„ 31.10. Oberst Bleidorn.
„ 31.10. Maj. Klotz.
„ 15.11. Maj. Dortenbach.

Zeitweise waren der 4. Armee unterstellt:

9. Ref.Div., Kmdr.: Gen. d. Inf. v. Gurezky-Cornitz.

Marine-Div., Kmdr.: Admiral v. Schroeder.

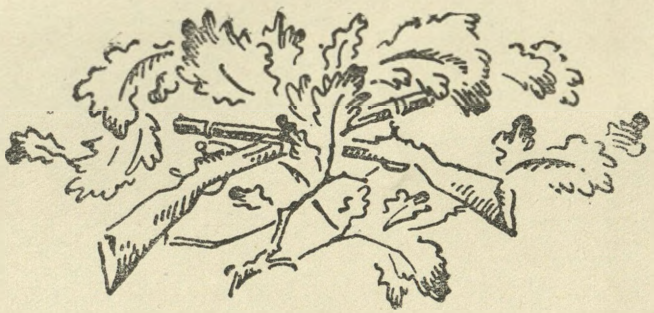
6. bayer. Ref.Div., Kmdr.: K. B. Gen. d. Kav. Frhr. v. Speidel.
ab 11.11. K. B. Gen.Maj. v. Kiefhaber.

Garde-Kav.Div., Kmdr.: Gen.Maj. v. Etzel.

37. Landw.Brig., Kmdr.: Genlt. v. Meyer.
ab 27.10. Oberst Graf v. d. Groeben.

38. Landw.Brig., Kmdr.: Genlt. v. Kotze.

2. Ref.Ersatz-Brig., Kmdr.: Gen. Maj. v. Friederich.



Übersichtskarte der Deutschen Westfront.

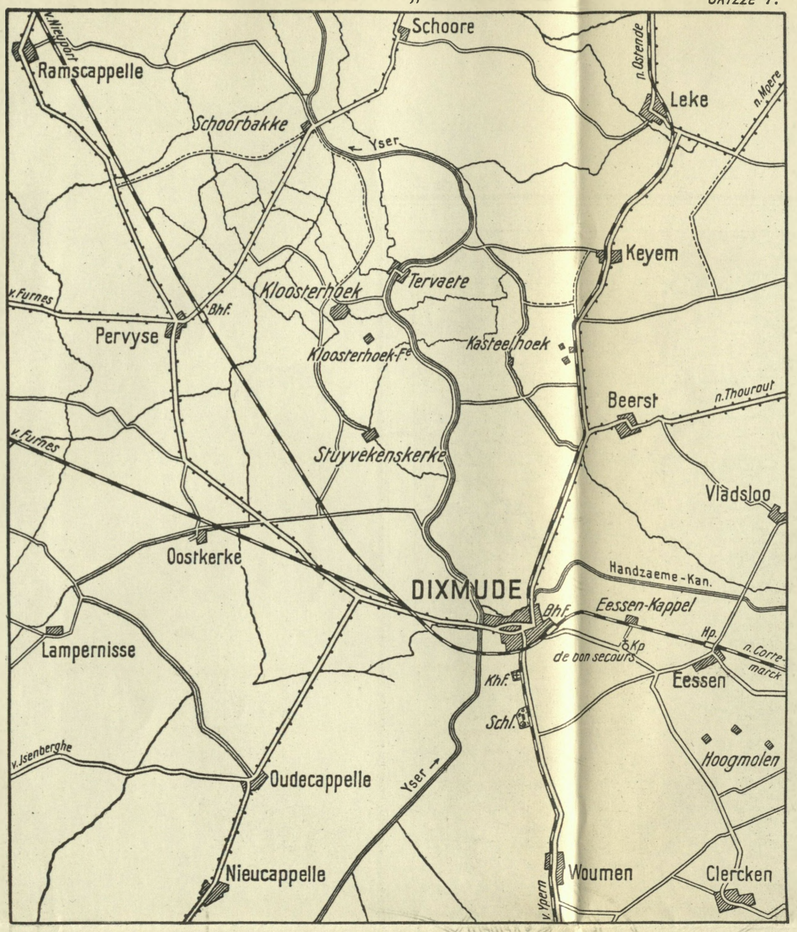


Reliefkarte vom Gelände der Schlacht um Ypern

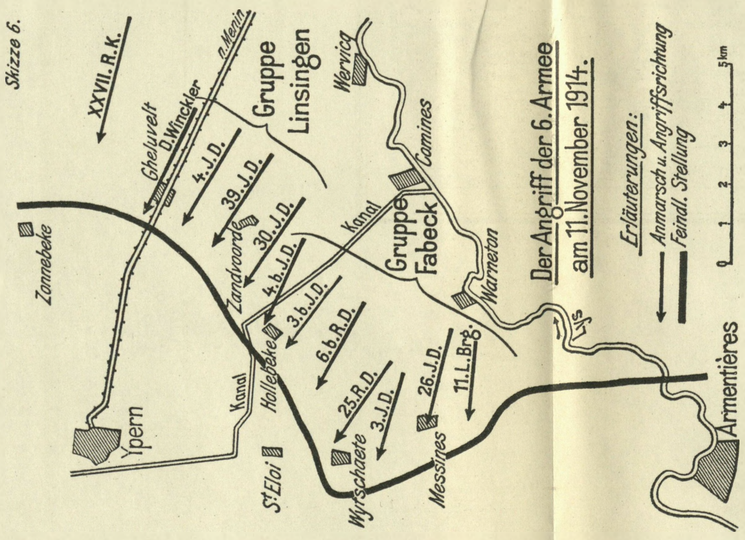


Übersichtskarte „DIXMUDE"

Skizze 4.



Skizze 6.



Übersichtskarte „YPERN"

Skizze 5.



„Schlachten des Weltkrieges" Band 10.

Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i/o.

Vormarsch der 4. Armee bis zum 19. Oktober 1914.

Skizze 3.



Maßstab 1:300000.

5 0 5 10 km

Mit Genehmigung des Reichsamts für Landesaufnahme nach der Karte 1:300000.

Vervielfältigungs-Recht vorbehalten.

„Schlachten des Weltkrieges" Band 10.

Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i/O.



k. 19
28807/2